Visual Library Portal

Inhouse-Digitalisierung

Gesammelte Schriften

Politische Schriften von 1879 bis 1892

Bamberger, Ludwig

1897

urn:nbn:de:s2w-9507

Visual Library





Gesammelte Schriften

von

Ludwig Bamberger.

Band V.

Berlin
Rosenbaum & Hart
1897.

Politische Schriften

von 1879 bis 1892.

Von

Ludwig Bamberger.

Berlin
Rosenbaum & Hart
1897.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Deutschtum und Judentum 1
Die Sezession 39
I. Sonst und jetzt 52
II. Ursachen und Wirkungen 60
III. Die Trennung 85
IV. Die Kompromißpolitik 94
V. Die wirtschaftlichen Gegensätze 110
Die Kunst, sein Glück beim Zoll zu machen 135
Geht die Welt besseren Zeiten entgegen? 159
Warum esse ich? 173
Kaisertum und Reichstag 187
National 203
Die Reichsbank 227
Der wunde Punkt 239
Die deutsche Tagespresse 277
Über Kompromisse 301
Zum Jahrestag der Entlassung Bismarcks 317
Marseillaise und Afrikalotterie 355
Silber 371
I. Deutschland 373
II. Die Münzreform in Österreich 383
III. Nordamerika 393
Die Krisis in Deutschland und der deutsche Kaiser 417

Deutschtum und Judentum.

Vorbemerkung.

Die hier nachfolgende Abhandlung ist zuerst in der Monatsschrift „Unsere Zeit", 1880, Heft 2, und dann als Separatabdruck in Leipzig bei Brockhaus erschienen. Den nächsten Anstoß dazu hatte ein Artikel von Treitschke im Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher" 1879 gegeben. Man kann auch heute noch daran festhalten, daß die heftige Parteinahme des hochstehenden Akademikers und Historikers, der damals allmählich aufgekommenen, aber noch nicht stark und weitverbreiteten antisemitischen Bewegung sehr wirksamen Vorschub geleistet hat, wie es in dieser Schrift vorausgesehen ward. Treitschke hat übrigens, wenn auch nicht in besonderen Abhandlungen, doch durch Einstreuung in seine deutsche Geschichte und mehr noch in seine Vorlesungen dieselbe Richtung bis zu seinem Ende weiter verfolgt und das Seinige zur Verschärfung der Gegensätze, zunächst im Studentenleben, beigetragen. Der Gang der Dinge, wie er in den seit jenen Anfängen verflossenen anderthalb Jahrzehnten in Deutschlands öffentliches Leben eingedrungen ist, giebt keinen Anlaß, von den damals darüber angestellten Betrachtungen etwas zurückzunehmen. In einem Punkt allerdings ist eine gewisse Verschiebung eingetreten. Deutschland steht mit dieser Erscheinung nicht mehr so isoliert und stark im Gegensatz zu einigen anderen Nationen wie bei Beginn dieser Polemik. Auch in Frankreich, das zu jener Zeit noch unbe-

rührt war, ist eine zwar kleine, aber laute antisemitische Partei und Presse erstanden. Es konnte füglich nicht ausbleiben, daß eine in Deutschland so schnell und scharf emporgekommene Bewegung ihre Nachahmer auch anderwärts fand. Doch ist auch heute noch alles Analoge im Ausland nur Spielerei verglichen mit den Dimensionen, welche diesseits das antisemitische Treiben in Gestalt bald plebejischer, bald aristokratischer Parteigruppierungen angenommen hat. Die spezifische Erscheinung in Wien repräsentiert selbstredend kein ausländisches Exempel. Sie charakterisiert sich bekanntlich selbst gerade als urdeutsch.

Juli 1896.

E. B.

Es war eine interessante und lohnende Aufgabe für den Historiker und Patrioten, sich mit den eigentümlichen Erscheinungen zu befassen, welche aus der Vermischung des jüdischen Elements mit modernem Volkswesen sich herausgebildet haben. Für den Historiker welch ein Stoff! Dies Hereinragen eines Stückes ältester Zeit in die Gegenwart, diese wundersame Lebenskraft, die eine so starke Individualität voraussetzt, und dennoch wieder diese wundersame Fähigkeit der Assimilation, welche auf der Möglichkeit beruht, Eigenes preiszugeben und Fremdes in sich aufzunehmen! Welch ein Gegenstand der Untersuchung, selbst wenn auch nur bis zum Anfang des Jahrhunderts zurückgegriffen würde, die mannigfaltige Art und Weise, wie bei den verschiedenen Nationen das vom Banne befreite Element sich eingelebt hat! Für den Beobachter deutscher Dinge endlich, welch eine Aufforderung, an den gerade bei uns so absonderlich und scharf hervortretenden Symptomen des Vorganges auch die Grundzüge des deutschen Wesens selbst und dessen Verhalten zu sozialen und politischen Aufgaben zu studieren! Das hätte dann geradeswegs auf die Lösung des Problems hingeführt. Dem Patrioten konnte nicht entgehen, daß die Unsterblichkeit des heillosen Zwiespaltes nur eine besondere Art jenes großen deutschen Erbübels, jener Selbstzerfleischung ist, auf welche die politischen Leiden der Nation, die überwundenen und die noch zu überwindenden,

zurückzuführen sind. Aus dieser Erkenntnis heraus war den Deutschen aller Konfessionen zu zeigen, wie sie eben wieder einen Anlauf nehmen, sich das Leben schwer und sauer zu machen, indem sie den alten Hader unter neuen, guten oder schlechten, Vorwänden in der widerwärtigsten Weise entfesseln.

Herr von Treitschke, der Historiker und Patriot, war wohl berufen, sich der Sache auf diese Weise anzunehmen und damit seine unleugbaren Verdienste um die Stärkung des nationalen Geistes durch eine schöne und edle That zu erhöhen. Ist ihm dies gelungen, als er jüngst in den „Preußischen Jahrbüchern“ (Novemberheft 1879) der eben wieder aufflackernden Verfolgungswut seine Betrachtung zuwendete? Er scheint es zu glauben, und wahrlich, man sollte sich auch keiner als der besten Absicht von ihm versehen. Aber ich fürchte, er wird ziemlich allein stehen mit diesem seinem guten Glauben. Die unduldsamen Eiferer und die pöbelhaften Bandenführer rühmen sich bereits, daß sie ihn zu den Ihrigen zählen, und die Befehdeten selbst werden schon dadurch allein zu dem Argwohn verführt, sein Eingreifen bedeute vor allem, daß nunmehr eine wohlbeglaubigte Autorität den Flibustiern, welche mit der Libellenfabrikation einträgliche Geschäfte machen, Kaperbriefe ausgestellt habe.

Eine tiefe und peinliche Aufregung hat sich der zunächst an der Sache Beteiligten, aber auch weiterer Kreise bemächtigt, und es kann nicht fehlen, daß Übertreibung mit Übertreibung beantwortet wird. Einzelne Zitate aus dem Text des Angriffes gehen von Mund zu Mund, wie immer in verschärfter Fassung, und wer den Text selbst nicht gelesen hat, muß nach den umlaufenden Kommentaren ihn für eine wahre Brandschrift halten.

Dem ist nun nicht so. Schon Treitschkes wie immer pompöse Schreibweise durfte dafür bürgen, daß er nicht gemeine Sache mit den Leuten mache, die es auf die Erregung niedriger Leidenschaften abgesehen haben. Zum Überfluß aber spricht er zu wiederholten Malen mit unverhaltenem Abscheu von dem Treiben, welches er selbst als zelotisch oder als roh und ekelhaft charakterisiert.

Wäre es mit der Form gethan, dieselbe könnte genügen, alle Klagen, welche gegen den Verfasser laut werden, zurückzuweisen. Aber leider hat er sich in der Sache eine zugleich so einseitige und sich selbst widersprechende Auffassung zu Schulden kommen lassen, daß es nur Wenigen gelingen wird, das Vertrauen in seinen guten Glauben zu bewahren, und ganz gewiß hat sich die erste und unmittelbare Wirkung seines Eingreifens als eine beklagenswerte erwiesen.

Herr von Treitschke stellt die krasse Behauptung auf, daß bei vielen der Urteilsfähigsten für ausgemacht gelte: die Juden seien Deutschlands Unglück! Und da er selbst nicht für denkbar hält, sie wieder rechtlos zu stellen oder auszutreiben, so mußte er seine Aufgabe darin finden, die Grundursache dieses angeblichen Unglücks zu prüfen, und, weil gewaltsame Heilmittel sich nicht bieten, auf besänftigende bedacht zu sein, auf Versöhnung, Verständigung, auf Überwindung vorhandener Schwierigkeiten. Er mußte, selbst wenn er noch so schlimm von den Juden denkt, den Anteil berücksichtigen, welchen der Fluch alter böser Überlieferung, das Erbe der vom blinden Glaubenseifer beherrschten Zeiten, an der Empfindungsweise des lebenden Geschlechts hat. Er mußte, denen, die aus der Aufstachelung bestialischer Triebe ihr Gewerbe machen, entgegentretend, davor warnen, hier für alte unreflektierte Mißgefühle nach neuen Rechtsgründen zu suchen. Er konnte daran erinnern, wie

gerade der religiöse Hader am Mark des deutschen Lebens so zerstörend alle die Jahrhunderte her gezehrt und unsere Staatsentwicklung hinter der unserer großen Nachbarnationen zurückgehalten hat. Er konnte daran erinnern, daß wir mit dem, wenn auch aufgedrungenen, Kulturkampfe doch wieder die Erfahrung gemacht haben, wie jeder neue Ausbruch der alten Streitigkeiten die Kluft zwischen Deutschen und Deutschen erweitert und vertieft. Er konnte, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, sagen, daß die Hand voll Juden, eine halbe Million auf dreiundvierzig Millionen, trotz all der lauten Rührigkeit, mit der sie sich bemerkbar machen, im Großen und Ganzen wenig zu bedeuten vermöge, ja daß ihre guten Eigenschaften — und niemand kann sie ihnen abstreiten — sich sehr wohl verwerten ließen, gerade um so mehr, je mehr ihr Ingenium vom germanischen verschieden wäre. Und hätte er mit solchem Mahnruf auch ein Wort an die Juden verbunden, dies oder jenes im Interesse des guten Einvernehmens ihnen zugemutet, es wäre sicherlich auf günstigen Boden gefallen.

Nun schließt allerdings auch die Auslassung Treitschkes mit einer solchen Apostrophe. Aber leider steht dieselbe auf einer ebenso willkürlichen als ungerechten Voraussetzung, und, was noch mehr zu bedauern, sie bildet den Schluß einer Reihe grundloser Behauptungen, deren jede der beabsichtigten Wirkung geradezu entgegenarbeitet. Herr von Treitschke ruft den deutschen Juden zu, sie sollten gute deutsche Patrioten werden. Er bestreitet ihnen also diese Eigenschaft, aber er bringt nichts herbei, womit er diesen schweren Vorwurf begründet. Er beruft sich hauptsächlich auf einige Äußerungen des Professors Grätz in Breslau, des gelehrten Verfassers einer bändereichen „Geschichte der Juden", und in einer neuerdings demselben Autor gewidmeten Polemik (Dezemberheft 1879 der „Preußischen

Jahrbücher") bringt er eine ganze Sammlung von Stellen aus demselben Werke, die allerdings lauten, als hätte sie ein Stöcker der Synagoge geschrieben. Was aber soll mit solchen Extravaganzen eines Einzelnen bewiesen werden? Genügt das Buch eines Mannes, um daraus den Geist einer großen Gesamtheit zu konstruieren? Erlaubt die strenge historische Methode, welche nach Herrn von Treitschke dem Botaniker Schleiden in dessen Schrift über die wissenschaftlichen Verdienste der Juden so gänzlich abgehen soll, mit Hilfe einer einzigen absonderlichen Erscheinung den Grundzug allgemeiner Zustände apodiktisch zu charakterisieren? Hätte der Ankläger auch nur mit einem Beleg darauf hingewiesen, daß die jüdischen Landsleute des Breslauer Professors mit dessen grimmigen Ausfällen sympathisieren; hätte er aus irgendwelcher Erfahrung zu melden gewußt, daß hier etwas mehr als die wunderliche Sinnesart eines Einzelnen zutage tritt! Aber nichts von allem dem vernehmen wir, dagegen wohl, daß Herr von Treitschke das Buch von Grätz im Sommer 1879 gelesen hat. Ja, so ist es. Die Lektüre eines Buches im letzten Sommer ist das historische Material, mit dem solche Anklageschriften verfaßt werden. Entfernen wir den Gedanken, die Spuren solcher Methode in anderen Sphären der Litteratur zu verfolgen; wir könnten sonst, um eine Anzahl Stufen herabsteigend, auf das Geheimnis der Leute stoßen, welche gegen das „Milliardenland" vielgelesene Schriften in Umlauf setzen.

Solche und die andern hier aufgehäuften Anklagen, die auf ebenso schwachen Füßen stehen, müssen in den Angegriffenen die Vorstellung erregen, daß sie es auch in Treitschke mit einem jener Verfolger zu thun haben, welche je nach Zeit und Umständen plausible Vorwände herausgreifen, um für das eigene, zur zweiten Natur gewordene

Gefühl des Widerstrebens eine Beschönigung zu finden. Wenn es noch viele Juden in Deutschland geben sollte, die sich nicht für Deutsche halten, so würde Treitschkes Anklageakte sie in ihrem Gefühl der Fremdheit nur befestigen, und manchem sehr gut deutsch Gesinnten wird diese Inkrimination für die nächste Zeit den Gedanken aufzwingen, daß er unter seinen eigenen Landsleuten von vielen unbelehrbaren Feinden umgeben sei. Gerade je mehr Herr von Treitschke von der Ansicht ausgeht, daß der Einfluß der Juden im Verhältnis zu ihrer Zahl unleidlich groß sei, destomehr mußte ihm am Herzen liegen, den Gegensatz überwinden, nicht ihn verschärfen zu helfen. Wie aber soll es auf die Angegriffenen wirken, wenn sie lesen, daß die neueste Aera der Verfolgung der Ausbruch „eines tief und lange verhaltenen Zornes" sei, eines Zornes, der damit gerechtfertigt wird, „daß der Instinkt der Massen in den Juden eine schwere Gefahr, einen hochbedenklichen Schaden des neuen deutschen Lebens erkannt habe". Wenn dem so ist, dann haben auch die Leute sich ein großes Verdienst erworben, welche die Bewegung in Gang gebracht, welche in der cloaca maxima der niedrigsten Leidenschaften den Schlamm aufgewühlt haben, der dann, stilistisch desinfiziert, in die höheren Regionen der Publizistik emporgehoben, zur Befruchtung neuer Zwietracht über das Land gebreitet werden konnte.

Dem Schriftsteller, der den deutschen Juden vorwirft, daß sie weniger patriotisch seien als ihre Glaubensgenossen in anderen gleich zivilisierten Staaten, hätte es sehr nahe gelegen, zu fragen, wie es sich denn erkläre, daß die gehässige und cynische Art der Verfolgung, unter der sie zu leiden haben, jetzt ganz allein noch in Deutschland vorkommt. Ist es auch nur denkbar, daß dieser Ton mehr aus der Natur der Verfolgten herrühre als aus der Natur

der Verfolger? Auch in England und Frankreich vollzieht sich die Verschmelzung nicht ohne Verdrießlichkeiten. D'Israelis merkwürdige Laufbahn, der mächtige Einfluß der Rothschild in Frankreich und vieles andere hat zeitweise da und dort wieder auf den Unterschied der Rassen die Aufmerksamkeit hingelenkt. Aber nur ausnahmsweise hat anderwärts die Polemik den niedrigen boshaften Ton angeschlagen, der ihr in Deutschland anhaftet. Wer versöhnend wirken will, wie Herr von Treitschke es mit seiner Apostrophe versucht, darf nicht einen Ruf ergehen lassen, der die ganze rach- und beutelustige Meute um ihn sammelt, darf nicht dem wüsten Treiben mit einem ganzen Schwall der bedenklichsten Stichworte zu Hilfe eilen. Dieses mit seiner ausgesprochenen Absicht in Widerspruch stehende Verfahren findet freilich seine Erklärung darin, daß in ihm selbst die inneren Antriebe einer gewissen Geistesrichtung stärker waren als der nicht zu bezweifelnde gute Vorsatz.

Vor allem steht er selbst unter der Herrschaft der erblichen Antipathie, und wo er Arzt sein will, ist er Patient. Durch alle Poren seines Wesens transspiriert die vorgefaßte Stimmung, welche die deutschen Juden als Fremdlinge ansieht. Würde er ihnen sonst vorwerfen, daß hier und da Juden Goethe, Fichte und Luther oder deutsche Eigentümlichkeiten scharf getadelt haben? Weiß er nicht, daß Luther, Goethe, Fichte — und wer nicht? — von Deutschen aufs bitterste angegriffen worden sind?

War Nicolai, war Kotzebue, war der Judenhasser Wolfgang Menzel, waren alle jene „Philisterpfaffen", welche lange vor Börne durch ihre Polemik dem greisen Goethe das Leben zu verbittern suchten, etwa Juden? War der Judenhasser Schopenhauer, der über Hegel und Fichte und die „Lobesassekuranzgesellschaften der deutschen Professoren" endlose Ströme des Hasses und der

Verachtung ausgoß, ein Jude? War der Bischof Ketteler, welcher erklärte, daß das deutsche Volk durch Luthers Reformation das Gewissen eingebüßt habe, ein Jude? Ist Richard Wagner, welcher nicht zugeben kann, daß Felix Mendelssohn ein deutscher Komponist gewesen sei, ein Jude? Ist der Judenhasser Dühring, welcher einen Helmholtz anzuschwärzen sucht, ein Jude? Leider, leider! ist die Geringschätzung deutscher Dinge, die Herabwürdigung und Verfolgung der besten deutschen Männer ein Charakterzug, welcher sprichwörtlich vorgeworfen wird

Der frommen deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges ist verspielt.

(Goethe.)

Die herbe Kritik deutschen Wesens, deutscher Persönlichkeiten einigen Juden besonders anzurechnen, beweist, daß man sie eben nur als Geduldete, die das Gastrecht verletzen, ansieht, und ganz folgerichtig hält ihnen Treitschke dieses Unrecht auch als besonderen Undank vor gegen das Land, das „sie schütze und schirme". Solcher unmittelbaren Empfindung kam dann das politische Bedürfnis des Augenblicks entgegen, und für beide war die Gelegenheit, einander in die Hände zu arbeiten, eine sehr willkommene.

Der Aufsatz, an dessen Schluß die Judenfrage behandelt wird, richtet seine Spitze gegen den Liberalismus. Sind schon die Juden von jeher liberal gewesen, so ist insbesondere einer der hervorragendsten Führer jenes parlamentarischen Liberalismus, der bei Herrn von Treitschke eben in Ungnade steht, ein Jude. Der Angriff gegen die Juden ist nur eine Diversion im heutigen großen Feldzuge gegen den Liberalismus, und ohne Zweifel hat dieser Zusammenhang das Seinige dazu beigetragen, Herrn von Treitschke

auf dies Gebiet zu führen. Er behauptet, die Erregung gegen die Juden sei so groß, daß bei der Breslauer Wahl Lasker ihr Opfer geworden sei. In Wahrheit aber verhält sich die Sache, wie jeder Kenner der lokalen Verhältnisse weiß, umgekehrt. Lasker wurde als der Mann des linken Flügels der Nationalliberalen bekämpft, und an die judenfeindlichen Traditionen wurde nur appelliert, um die Gegnerschaft zu vermehren. Ein gut Teil des Zorns gegen die Juden kommt allerdings daher, daß sie liberal gesinnt sind. Das müssen sie sich schon gefallen lassen. Sie haben in deutschen Parlamenten von jeher auf den Bänken der Linken gesessen. Nur zwei jüdische Abgeordnete früherer Reichstage saßen auf der Rechten, Dr. Strousberg und Herr von Rothschild, vermutlich, weil sie verzeihlicherweise als Fürstlichkeiten der Finanz dies ihrer Stellung innerhalb der Aristokratie schuldig zu sein glaubten.

Und endlich viel mächtiger noch als durch das momentane taktische Bedürfnis wird Herr von Treitschke durch den Grundzug seines ganzen seelischen Wesens in dies Treiben mit hineingezogen. Es gab immer und überall und es giebt zur Zeit in Deutschland besonders viele Schwärmer, die den Feuereifer für ihr eigenes Ideal nicht wirksamer schüren zu können vermeinen, als indem sie alles andere geringschätzen oder hassen. Gerade der Kultus der Nationalität trägt diese Versuchung mehr als jeder andere in sich und artet leicht dahin aus, den Haß gegen andere Nationen zum Kennzeichen echter Gesinnung zu machen. Von diesem Haß gegen das Fremdartige jenseit der Grenze bis zum Haß gegen das, was sich etwa noch als fremdartig in der eigenen Heimat ausfindig machen läßt, ist nur ein Schritt. Je mehr Haß, desto mehr Tugend! Wo der Nationalhaß nach außen seine Schranke findet, wird der Feldzug nach innen eröffnet. Je enger der Zirkel der Be-

kenner gezogen werden kann, desto reiner lodert die Flamme auf dem Altar. Treitschke selbst kann nicht umhin, daran zu erinnern, daß die Judenverfolgungen von 1819 mit dem Teutonismus zusammenhingen.

Von jeher haben die Versuche, Scheidungen im Innern eines Landes herzustellen, mit Vorliebe an die Rechte der Geburt angeknüpft. Vor Jahren tauchte in Nordamerika eine Partei auf, welche sich die der „Nativisten" nannte. Es war zur Zeit, als die bereits länger Angesiedelten glaubten, dem Strom der Einwanderung Schwierigkeiten entgegensetzen zu müssen. Nur der auf amerikanischem Boden Geborene sollte das volle Bürgerrecht erwerben können. Je weniger Billigkeit und Vernunft einem Verlangen zu Grunde liegt, desto mehr scheut es logische Erörterung, destomehr zieht es vor, sich auf nackte Gewalt zu stützen. Daher nannten sich die Vertreter des Nativismus auch „Know-nothings", d. h. Nichtswisser, Leute, die von schwächlichen Betrachtungen des Rechtes und der Moral und von allem Denken und Wissen, woraus diese geschöpft werden, nichts hören wollen; und um die „Nichtswisser" bildete sich eine Garde, welche man „Rowdies" nannte, wüste Gesellen, welche kein Argument als das des Revolvers und des Totschlägers anerkennen.

Ist es nicht eine Art von Nativismus, der jetzt gegen die deutschen Juden gleich als neue Ankömmlinge gepredigt wird? Sonderbar! In derselben Abhandlung, deren Schluß der Exkurs gegen die Juden bildet, findet Herr von Treitschke auch Gelegenheit, sich mißbilligend gegen das falsche Idol der „Philanthropie" und „Bildung" und mit Behagen über die Agitation zu Gunsten der Prügel auszusprechen.

Doch mit dem Nativismus im streng amerikanischen

Sinne ist gegen die deutschen Juden nichts anzufangen. Auf der deutschen Scholle sitzen sie, seitdem Deutschland in die Geschichte eingetreten ist. Ihre Einwanderung am Rhein und an der Donau führt auf die Römerzeiten und den Beginn der christlichen Aera zurück, und selbst die Komik des mauschelnden Kauderwelsch beruht teilweise darauf, daß es alt- und mittelhochdeutsche Worte am Leben erhalten hat, wie denn auch die uns etwas grotesk klingenden Tiervornamen Bär, Wolf, Hirsch u. s. w. im christlich deutschen Mittelalter eingebürgert waren. Die Absonderung nahm ihren schlimmen Charakter mit den grausamen Verfolgungen, den Plündereien und Schlächtereien an, welche seit den Kreuzzügen um sich griffen, nachdem der einmal entzündete fromme Eifer seine Nutzanwendung auch auf die Häuser der Juden gefunden hatte.

So groß auch die Rolle ist, welche Stammesgemeinschaft im Ringen der Nationalitäten sich heute zuteilt, so wird sich doch niemand zu der Absurdität verirren, daß die heute bestehenden nationalen Großstaaten nach dem Grundsatz absoluter Rasseneinheit purifiziert werden sollten. Alle zivilisierten Nationen sind vielmehr bekanntlich aus verschiedenen Volksstämmen gebildet und haben gerade in solcher Assimilation ihre Stärke bekundet und gefunden. Nun gar aber das Kriegsgeschrei gegen die „Semiten" datiert, wie das Wort selbst andeutet, erst aus allerneuester Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß dieser Ausdruck in der Sprache der landläufigen Bildung eingebürgert ist, daß die Popularisierung der linguistischen Studien und die daraus hervorgegangene Bekanntschaft mit der Einteilung der Idiome das von den meisten kaum verstandene Wort in Umlauf gesetzt hat. Ganz bezeichnend für den Ausgangspunkt der heutigen Bewegung gegen die Juden holte sie ihr Stichwort aus den Abfällen der physiologischen und

linguistischen Wissenschaft, welche der lernbegierigen Leserwelt zugetragen werden. Doch in der That ist alle Mühe dabei verloren; denn es läßt sich in der Wirklichkeit des Lebens mit dieser Rassenunterscheidung gar nichts anfangen. Sie ward eben erst zur Hilfe gerufen, als es nicht mehr anging, die Ungleichheit des Rechtes auf das religiöse Bekenntnis zu stützen. Aber Ersatz für dieses greifbare und ehrliche Scheidemittel kann das schwächliche Surrogat nicht liefern. Getauft oder ungetauft, das hat Sinn und Kraft; semitisch oder germanisch ist nicht zu brauchen, ohne die Getauften mit den Ungetauften zu treffen.

Herr von Treitschke denkt nicht daran, die Rechtsungleichheit auf die Verschiedenheit des Bekenntnisses zu gründen. Wie wäre das auch möglich, nachdem soeben der Berliner Kongreß, unter dem Vorsitze des deutschen Reichskanzlers, den Grundsatz der Gleichberechtigung der Bekenntnisse in so feierlicher und zwingender Weise proklamiert hat, wie es noch nie vorher in der Welt geschehen war! Der von den Großmächten verkündete Fundamentalartikel des modernen Rechtes wurde der neuen rumänischen Selbstständigkeit als Vorbedingung zu Grunde gelegt.

Aber eben diese Unmöglichkeit einer Rechtsverweigerung auf Grund der Religion drängt bei uns den Kampf immer wieder von neuem auf das physiologische Gebiet der Rassenungleichheit hinüber, obgleich Deutschland, welches die Ansprüche der Rassengleichheit auf eigenem Boden im Panslawismus zu bekämpfen hat, sich wahrlich nicht wird einfallen lassen, auch seine Bürger slawischer Abstammung aussondern zu wollen. Und wenn auch ausschließlich gegen die Juden das Rassenprinzip angerufen werden soll, gegen die Asiaten, wie heute die Rede geht, d. h. wenn — o vergessene Wiege des Menschengeschlechts! — eine Scheidelinie gezogen werden soll zwischen den Juden kleinasiatischer

und den Indogermanen großasiatischer Herkunft, die sich zu dem aus Kleinasien gekommenen Christentum bekennen: wie in aller Welt soll die Praxis sich mit dieser Weisheit zurechtfinden? Auf Grund dieser Demarkationslinie wären alle als Kinder getauften oder später zum Christentum übergetretenen Juden, ferner die von getauften jüdischen Eltern oder Großeltern stammenden Christen dem Interdikt verfallen. Treitschke selbst führt die ungetauften Riesser und Veit in einer Linie mit dem getauften Felix Mendelssohn als deutsche Juden an. Was meint er zu Stahl, dem Stifter der Schule, an welche sich die christlich-germanischen Hochkonservativen anlehnen? Was zu Neander? Von den Lebenden will ich Niemand nennen, um Niemand unbequem zu sein. Und wie ist es mit den Abkömmlingen der bereits sehr zahlreichen Mischehen? Wenn die Rassenproskription nach nordamerikanischem Vorbilde gegen die Semiten angewendet werden sollte, so müßte auch das Halbblut ausgestoßen werden. Damit kämen wir schon bis in die höhern Chargen der Armee, von welchen bis jetzt zwar die Söhne, nicht aber, natürlich nur unter gewissen Bedingungen, die Schwiegersöhne Sems fern gehalten werden.

Warum doch sich mit all diesen fadenscheinigen Vorwänden quälen! Gestehen wir es uns ehrlich: wir haben es mit einer alten, von Geschlecht zu Geschlecht seit Jahrhunderten fortgezeugten Antipathie zu thun, die, zu einer naturalistischen Thatsache geworden, in Vielen auch die stärkste Logik nicht gegen die Macht der Gewohnheit aufkommen läßt. Wer es erklären sollte, brauchte nicht um die Gründe verlegen zu sein; nur müßte man ihm Zeit lassen, die halbe Weltgeschichte zu Hilfe zu nehmen. Im Wesentlichen entsprang das Mißgefühl aus dem Gegensatz der Glaubensbekenntnisse, deren jedes sich für das wahre, das allein berechtigte hielt. Seitdem die Konfessionen

angefangen haben zu lernen, daß es im Hause Gottes der Wohnungen viele giebt, ist die religiöse Antipathie bestimmt, zu verschwinden. Der Rassengegensatz wird ein etwas zäheres Leben fristen, aber auch ihn werden dereinst Bildung und Humanität überwinden, denn nicht allezeit werden, wie gegenwärtig, Bildung und Humanität ans Kreuz geschlagen sein. Bis dahin muß man aber mit der unumstößlichen Thatsache eines sich über sich selbst unklaren Gefühls rechnen.

In eine unumstößliche Thatsache fügt man sich, schon weil man muß, wogegen Scheingründe, die ihr ein besonderes Rechtsgewand umhängen sollen, nur die Betroffenen irritieren. Wenn Jemand sagt: ich kann nun einmal die Juden nicht ausstehen, so läßt sich gar nicht mehr mit ihm rechten. Giebt es doch auch für gebildete Menschen kaum ein größeres Vergnügen als das, ihren Vorurteilen zu fröhnen!

Die Denkenden unter den deutschen Juden sind mit allem dem so vertraut, daß sie nicht weiter darüber grollen, außer wenn die unreflektierte Empfindung auch ihr unmittelbares Gefühl wach ruft. Sie kennen und schätzen ihre deutschen Landsleute zu sehr, um nicht zu verstehen, warum gerade in ihnen das Widerstreben sich am stärksten ausspricht und am unliebenswürdigsten zu Tage tritt. Und wenn sie etwa selbst einen Teil der Schuld daran tragen, daß es ihnen in Deutschland bis auf diesen Tag schlechter geht als anderwärts — warum sollten sie nicht auch dazu mitgethan haben? — je nun, so sind es wahrscheinlich auch deutsche Unarten, die ihnen zur Last fallen. Denn mit keinem Volke haben sie sich auch nur entfernt so eng zusammengelebt, man könnte sagen, identifiziert, wie mit den Deutschen. Sie sind germanisiert nicht bloß auf deutschem Boden, sondern weit über Deutschlands Grenze hinaus. Das ist einer der Punkte, in denen sich Herr von Treitschke, wie ihm inzwischen schon von andern nachgewiesen worden

ist, besonders stark geirrt hat. Auch die Juden Frankreichs, Hollands, Englands sind nicht, wie er behauptet, zum größern Teil Reste der spanischen und portugiesischen Ausgetriebenen, sondern aus Deutschland eingewandert; ihr Jargon, wo sie überhaupt einen solchen sprechen, ist mit deutschen Wörtern versetzt. Die europäischen Juden sind mit keiner Sprache so verwachsen wie mit der deutschen, und wer Sprache sagt, sagt Geist.

Treitschke sieht in den vom Osten her zuwandernden „hosenverkaufenden polnischen Jünglingen" eine ernste Gefahr. Man denkt bei seiner Schilderung an eine hereindringende Flut, etwa wie die der Chinesen in Kalifornien. Möchte er uns nicht einige statistische Zahlen darüber aus den letzten Jahren geben? Bei seiner gar leicht generalisierenden Darstellungsweise liegt die Besorgnis nahe, die Angabe könnte auf der Beobachtung einiger häufiger gewordenen Zudringlichkeiten an der Ecke der Behren- und Friedrichstraße beruhen. Und ist es gewiß, daß diese „Polen" aus Russisch- und nicht aus Preußisch-Polen kommen? Wenn aus dem Preußischen, mit welchem Recht behandelt der bittere Gegner des polnischen Nationalwiderstandes die Bewohner der Provinz Posen als Ausländer? Und noch dazu deutschredende? Was sagen wir deutschredende? Hat nicht von jeher das jüdische Element in Posen mit Recht als ein germanisierendes gegolten? Haben nicht meistens die Juden mit den Deutschen zusammen gewählt?

In eben dem Artikel, welcher die Juden das „Unglück" Deutschlands nennt, hält Herr von Treitschke den Russen ihre Verstimmung gegen die deutsche Politik vor. Dabei hätte er sich denn füglich erinnern dürfen, daß die russischen Treitschke — ich will sagen, die Katkow und Aksakow, die Deutschen für das „Unglück" Rußlands erklären. Und indem sie es thun, behängen auch sie nur althergebrachte

Vorurteile und Leidenschaften mit dem prunkenden Flitter der patriotischen Phrase. Bekanntlich nährt das nationale und orthodoxe Russentum von jeher einen grimmigen Haß gegen die deutschen „Heiden". Schon in den Stürmen der Reformation überschritt eine große Anzahl bedürftiger Deutscher die russische Westgrenze und gedieh in dem „heiligen" Rußland durch Geschicklichkeit, Fleiß und Mäßigkeit. Das russische Volk mußte diese Vorzüge der „Eindringlinge" anerkennen, verabscheute sie aber darum nur erst recht. Seit jenen Zeiten ist die Anklage gegen die Deutschen, „daß sie die nationale Religion zu Grunde richten und die Reichtümer des Landes in ihre Hand bringen", eine stehende geblieben im Munde des gemeinen Mannes, und neuerdings wird sie von den mehr oder minder gelehrten Moskauer Panslawisten mit einem ungeheuern Aufwande wohlfeiler sittlicher Entrüstung und wohlfeilen wissenschaftlichen Brimboriums wiederholt. So wenig in Rußland tüchtige, fleißige, umsichtige und sparsame Russen durch die Deutschen gehindert werden, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen und zu Bildung und Wohlstand zu gelangen, so wenig verhindert das Gedeihen der jüdischen Deutschen das Gedeihen der christlichen Deutschen. Und so gewiß die Thätigkeit und der Erwerb der in Rußland angesiedelten Deutschen der russischen Kultur im Ganzen zu Gute kommt, so gewiß gereicht die geistige und die wirtschaftliche Arbeit der deutschen Juden dem deutschen Staate und der deutschen Gesellschaft zum Vorteil. Herr von Treitschke, der sich sonst immer zu gesunden wirtschaftlichen Prinzipien bekannt hat, wird hoffentlich nicht auch der jetzt allerdings wieder in Mode kommenden plumpen Wahnvorstellung Zugeständnisse machen wollen, wonach diejenigen, welche durch ihre Arbeit Geld erwerben, nicht die Gesellschaft durch ihre Dienstleistungen um ebenso viel bereichern, sondern sie nur aus-

beuten. Gewiß, wo der Betrieb bestimmter Gewerkszweige vorzugsweise bestimmten Kreisen zufällt, läßt sich vermuten, daß diese Kreise durch besondere Geschicklichkeit dazu qualifiziert seien, aber auch daß sie eben dadurch sich um das Gemeinwesen besonders verdient machen. Wenn es wahr sein sollte, daß die Juden zu gewissen Thätigkeiten mehr Anlage hätten als die Germanen, so sollten die letztern, statt darüber Eifersucht zu empfinden, des Rates, den Goethe giebt, eingedenk sein:

Seh' ich an andern große Eigenschaften
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen,
Geht's nicht, so thu' ich was andres dagegen.

Bedenkt man, durch welche besonderen Härten den Juden das Leben in Deutschland schwer gemacht worden ist und zum Teil noch schwer gemacht wird, und wie sie dennoch zu allen Zeiten sich in Deutschland behaupteten, so wird man zu der Vermutung gedrängt, daß gemeinsame Berührungspunkte im Grundcharakter es bewirkt haben müssen, Deutschland und deutsches Wesen besonders anziehend für die Juden wie auch die Juden zur Ergänzung des deutschen Wesens besonders nützlich zu machen. Aber neben dem, was sie gegenseitig anzieht, giebt es auch wieder so manches, was die einen von den andern abstößt. Eine Mischung von heterogenen und verwandten Geisteseigenschaften: das ist gerade der Stoff, aus welchem die intimen Feindschaften gebraut werden. So wohl auch hier. Das Gemeinsame ist der spiritualistische Grundzug: Juden und Deutsche sind zweifelsohne die beiden spiritualistischsten Nationen aller Zeiten und Länder. Das Christlich-Germanische ist keine bloße Erfindung teutonisierender Pietisten und Professoren. Vermöge ihrer besondern Anlage waren die Deutschen am besten geartet, die spiritualistischen An-

schauungen des Judentums, nachdem diese durch die christliche Fortbildung der Nationalität entkleidet worden, in sich aufzunehmen. Auch die unfrommen Philosophen von Voltaire bis auf Arnold Ruge haben ganz wie die altrömischen Heiden in dem Christentum nichts anderes erblicken wollen als eine besondere Form des Judentums, und im „Nazarenertum" das spiritualistische Prinzip bekämpft. Die Neigung zu abstraktem Denken, eine der begleitenden Ursachen der spiritualistischen Lebensanschauung, ist in Juden und Deutschen am stärksten ausgeprägt. Die spekulative Philosophie Spinoza's ist nirgends so tief aufgefaßt und verehrt worden wie in Deutschland, und wenn es erlaubt ist, Namen von so verschiedenem Werte nebeneinander zu nennen: niemals hätten in einem andern Lande die beiden philosophierenden Sozialisten Marx und Lassalle solchen Anhang gewonnen. Auch die kosmopolitische Anlage, welche mit der Fähigkeit, sich vom Gegebenen loszureißen, innig zusammenhängt, ist beiden Teilen gemeinsam. Deutsche und Juden finden sich am leichtesten in fremde Sitten, Sprachen und Anschauungen hinein. Ja, beide besitzen das Geheimnis der Spekulation, wie im philosophischen, so auch im kaufmännischen Sinne, wie denn das Wort nicht bloß durch äußern Zufall die beiden Verstandesoperationen, die philosophische und die merkantile, mit der gleichen tiefbegründeten Bezeichnung deckt. Die Deutschen sind die vorzüglichsten Kaufleute der Welt; wer die deutschen Kaufleute im Auslande bis in den fernsten Osten hinein beobachtet, muß zugeben, daß da, wo nicht die Armseligkeit der Kleinstaaterei, der Junker-, Beamten- und Gelehrtenhochmut sie herabdrückt, sie unerreicht dastehen; in den Hansestädten sind die Reste der ehemaligen Überlegenheit auch auf deutschem Boden erhalten. Der Angriff gegen die „Händler" im Allgemeinen war die logische Einleitung des Feldzugs gegen die Juden.

Aber neben den Zügen merkwürdiger Geistesverwandtschaft treten wieder andere hervor, die beide Teile scharf von einander scheiden. Bedächtiges, feierliches, andächtiges, ernstes, gehorsames Wesen sticht ab gegen einen wundersam beweglichen, sarkastischen, skeptischen, undisziplinierbaren Geist. Heinrich Heine, den man zu nennen nie unterlassen kann, wo von Deutschtum im Verhältnis zum Judentum die Rede ist, und mit welchem Börne nur von den Oberflächlichsten zusammen genannt wird, Heine ist der unsterbliche Ausdruck jener sonderbaren Mischung deutscher Gedankentiefe und Empfindungsfülle mit dem schnellblütigen, kecken, bis zur Frivolität gesteigerten Humor des jüdischen Ingeniums. So deutsch war er, daß er der deutschen Sprache einen reichen Schatz aus eigener Schöpfung hinterlassen konnte, so deutsch, daß er mit Recht der letzte der Romantiker genannt worden ist; so deutsch, daß er nur dem größten Meister in jener besondern deutschen Dichtungsweise nachsteht, die wir, mit einem den andern Nationen in diesem Sinne nicht geläufigen Ausdruck, Lyrik nennen; so deutsch, daß er es unter seinen Landsleuten nicht aushalten und doch nicht einen Augenblick aufhören konnte, mit ihnen und für sie denkend und dichtend zu leben. Aber die beißende, ätzende, schillernde Geistreichigkeit, mit welcher er dem deutschen Hang zur nationalen Selbstkritik sich hingab, war eine fremdartige Zuthat, die ihm bei Gerechten und Ungerechten viel Feindschaft zuzog, vor allem bei den falschen Biedermännern, die dem ganz undeutschen Chauvinismus das deutsche Bürgerrecht erteilt und den freien humanen wahrhaftigen Geist unserer klassischen Litteratur proskribiert haben.

Bespricht man in unsern Tagen die Judenfrage in Deutschland, so kann man an dem Namen Lasker nicht schweigend vorübergehen, so wenig man auch von den Lebenden mit gleicher Rückhaltslosigkeit wie von den Toten

zu reden Lust hat. Es war vorauszusehen, daß die stille Verwunderung über die führende Stellung, welche ein Jude im neuen deutschen Parlamentarismus einnahm, früher oder später laut werden und ihren Rückschlag haben mußte, wie es jetzt geschehen ist. Aber nur die größte Oberflächlichkeit kann verkennen, daß ein Mann nicht diese Rolle in der freien Kunst der Politik so lange behaupten kann, ohne die herrschenden Züge aus dem Geist der Nation in sich aufgenommen zu haben.

Man könnte die Philosophie der Geschichte von Laskers Laufbahn nicht schreiben, ohne sich an die Philosophie der jüngsten deutschen Geschichte zu machen. In den Grundzügen seines Charakters ist er das Gegenstück zu Heine. Dort das maliziöse und frivole, genießende Weltkind, hier der von etwas unweltlichem Optimismus angehauchte, ernste, im Geruche der Ascese stehende Idealist. Als es dem großen Realisten Bismarck gelungen war, die deutsche Politik aus der Welt deutscher Abstraktion auf den konkreten Boden der Macht zu stellen, zog er den idealistischen Drang der Nation nach großer Gestaltung und großen gesetzgeberischen Zielen in die Dienste seines gewaltigen Beginnens. Das war die Blütezeit Laskers, der mit den glänzendsten Waffen jüdischer Dialektik für den deutschen Idealismus eintrat und sich wegen dieser seiner, dem Realismus geleisteten, Heerfolge mit dem abstrakten Berliner Radikalismus entzweite. Aber im Verlauf der Dinge schieden sich die beiden Elemente wieder von einander, und die fortentwickelte Realpolitik des Kanzlers kehrte sich gegen seinen idealistischen Bundesgenossen, in welchem er die aus dieser Auseinandersetzung sich absondernde Fülle „sittlicher Entrüstung“ als eine auf allen seinen Wegen ihm entgegensprudelnde Quelle unleidlicher Behinderung bekämpfen zu müssen glaubte. Natürlich siegte der Realist, und seine überwältigende Macht

zog die Mehrheit der Nation so unwiderstehlich hinter sich her, daß dieselbe dem Unterliegenden gerade jene etwas abstrakte sittliche Entrüstung, die ihm einst ihren begeisterten Zuruf eingebracht, zum Vorwurf machte. Eben den Leuten, welche jetzt ihn am wildesten anfallen, hat er zuerst das Stichwort geliefert, welches sie jetzt gegen ihn, als den hervorstechendsten seiner Stammesgenossen, ausbeuten.

Wenn die „hosenverkaufenden Jünglinge“ ihre Kinder und Enkel wieder zu Verkäufern alter Hosen erzögen, so würde der Jammer über die Eindringlinge lange nicht so groß geworden sein. Aber diese Kinder und Enkel reißen sich vom niedrigen Gewerbe los, ergeben sich dem ehrbaren Handel, der Industrie, der Kunst und — was von allem das Schlimmste — der Wissenschaft. Und da sie mit ungewöhnlichem Lerntriebe eine sichtbare Eile, das Versäumte nachzuholen, verbinden, so bewerben sie sich — man sagt in verhältnismäßig auffallender Zahl — auch um akademische und richterliche Ämter. Ob sie nun wirklich in so schreiend großer Zahl erscheinen, oder ob nur das Ungewohnte ihres Erscheinens in Funktionen, von denen sie bis vor kurzem systematisch fern gehalten wurden, diesen Eindruck hervorbringe: sicher ist, daß die Rekrudescenz der Gehässigkeiten mit diesen Dingen eng zusammenhängt. Aber wie nun einmal die Sachen in Deutschland liegen, dürfen die Juden selbst sich nicht wundern noch erzürnen, daß diese Erscheinungen Anstoß und Bedenken erregen. Von welchen Ursachen immer die Antipathie herrühre, einerlei ob sie auf guten oder schlechten Gründen beruhe, man muß einräumen, und darin spricht Herr von Treitschke wahr: die Gleichheit des Rechtes ist in Deutschland wohl für den Verstand, aber noch nicht für das unmittelbare Gefühl durchgedrungen, und man könnte, den Gedanken noch weiter verfolgend, leicht nachweisen, wie die kaum vollzogene Emanzipation

der deutschen Nation selbst auch die Hindernisse erklärt, mit welchen die Emanzipation der Juden zu kämpfen hat. Endlich muß man noch zugeben, daß die Erinnerung an den alten festgewurzelten Gegensatz sich durch vielerlei, manchmal ans Groteske streifende Äußerlichkeiten wach erhält, sodaß mit der Zumutung plötzlichen Vergessens von der menschlichen Natur in der That viel verlangt wird. Steht doch selbst ein Nebensächliches, wie ihre Talentlosigkeit für das Trinken, den Juden in manchen kameradschaftlichen Verhältnissen, und nicht gerade der niedrigsten Kategorie, entgegen. So mischt sich Großes mit Kleinem, um die alte Misère jung zu erhalten.

Wenn Herr von Treitschke recht hätte mit der Behauptung, daß die Juden anderer Länder bessere Patrioten wären als die deutschen, so läge gewiß keine Art der Erklärung dafür näher, als daß diesen eben noch auf Schritt und Tritt immer von neuem die Vorstellung eingetränkt wird: ihr seid nur Deutsche zweiter Klasse. Kein Beruf ist enger verwandt mit dem lebendigen Gefühl fürs Vaterland als derjenige der Waffen. Wie muß es in die Seele eines Jünglings schneiden, der mit Aufopferung und Ehre sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen hat, und dann erfährt, daß er um seines Blutes willen nicht würdig befunden werde, dem Offizierkorps anzugehören! Wäre es wahr, was entschieden zu bestreiten ist, daß die deutschen Juden nicht von Herzen deutsch wären, man müßte die Gründe nicht in ihnen suchen.

Mittelbar giebt Treitschke dieses zu, indem er gewissermaßen zur Entschuldigung deutscher Abneigung anführt, daß die Juden in Deutschland zahlreicher seien als in den andern westlichen Staaten. Aber in einzelnen Teilen Frankreichs wohnen die Juden ebenso kompakt zusammen als bei uns, ohne daß der Geist der Gehässigkeit sich breit machte wie

bei uns. In Paris leben 35 000 Juden, nicht spanischer oder portugiesischer, sondern zum allergrößten Teil deutscher Herkunft; und obschon diejenige Gruppe, welche man dort gemeinhin als „Banque allemande“ bezeichnet, ihre finanziellen Erfolge nicht unter den Scheffel stellt, ist sie trotz des erschwerenden Umstandes, daß deutsch und jüdisch für diesen Fall sich in der Auffassung der Menge deckt, von pöbelhaften Angriffen in der Presse und in Versammlungen nie behelligt worden.

Leider hat die Wahrnehmung solcher Verschiedenheit dazu beigetragen, daß wertvolle Bestandteile der elsaß-lothringischen Bevölkerung mit besonderer Verbissenheit dem deutschen Regiment aus dem Wege gehen zu müssen geglaubt haben. Nicht die „hosenverkaufenden Jünglinge“ beeilten sich auszuwandern; denn die Leute des niedern Gewerbes fühlen Kränkungen, welche ja gerade auf die Bessern gemünzt sind, weniger lebhaft; sondern die Hochofenbesitzer von der Mosel und die Tuchfabrikanten von Bischweiler zogen ab, und der jüdisch-solide Privatbetrieb ging auf christlich-deutsche Gründungen über, die es schwerlich an Solidität ihm gleichgethan haben.

Da, wo sich Treitschkes Betrachtung von der Kennzeichnung einzelner, sehr wenig erwiesener Thatsachen zu höhern Gesichtspunkten aufschwingt, sind es insbesondere zwei Einwürfe, welche unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdienen, weil sie einerseits besonders geeignet sind, das Urteil zu bestechen, andererseits die Wahrheit in unbegreiflicher Weise verkennen. Die reine germanische Kultur der Jahrtausende soll durch das Eindringen des jüdischen Elements bedroht sein, und auch die Sorge um die Erhaltung des christlichen Glaubens soll diesem Eindringen nicht gleichgiltig zusehen dürfen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß bei erster Gelegenheit die so kurz hingeworfene Andeutung über die Reinheit der Kultur und die Gefahr ihrer Verunreinigung etwas deutlicher ausgeführt würde. Die meisten werden sich schwerlich bei den Worten „Reinheit der Kultur" etwas denken können, und ich bin in der größten Verlegenheit, zu erraten, was Treitschke selbst sich dabei gedacht hat. Wäre Reinheit eine besonders auszeichnende Eigenschaft in Verbindung mit dem Begriff Kultur, so müßte man allerdings der deutschen Kultur gegenüber mißtrauisch werden. Denn was sollte man von einer Kultur denken, in welche die biblische Religion und Moral, die klassische Weltanschauung, die römisch-rechtlichen und römisch-staatlichen Begriffe und Institutionen, hellenische, romanische und englische Poesie und Litteratur, italienische Kunst und Musik, französischer Geschmack und Gesellschaftston in so breiten Strömen sich ergossen haben; was von der Kultur einer Nation, welche unter der Weltherrschaft der Karolinger, der Hohenstaufen, der spanischen Habsburger von dem Geiste aller Nationen getränkt und unter der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges von den Fersen aller Nationen zertreten worden ist; was von einer Kultur, die von den italianisierten, polonisierten, französierten Höfen so stark beeinflußt worden und diesem Einfluß noch heute das barbarische Gemisch deutsch-französischer Etikettensprache verdankt?

Wäre Kultur etwas, das aus dem eigenen Urwaldboden allein gezogen wird, das Stichwort von der mehrtausendjährigen reinen deutschen Kultur enthielte eine Fiktion, gegen welche Viktor Hugos Phrase von dem in Paris eingeschlossenen Gehirn der menschlichen Civilisation nur als eine kleine Übertreibung gelten könnte. Zum Glück aber ist Kultur genau das Gegenteil der geradlinigen Fortzeugung eines einzigen Volksgeistes, und deutsche Kultur steht so

hoch, weil sie so viel in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermochte.*) Goethe sagt einmal, daß er das Meiste Shakespeare und Spinoza verdanke. „Reine Kultur" hat kein Volk, selbst nicht das chinesische, und die kultiviertesten Völker haben sie am wenigsten.

Wie nun gar aber die deutsche Kultur durch die Beteiligung der beinahe seit den ersten Anfängen in Deutschland wohnenden Juden eine Mischkultur werden soll, ist vollends ein Geheimnis. Welche fremde Kultur wird denn durch diese Juden zugeführt? Und gerade durch die Juden, welchen der Notschrei entgegentönt, weil sie sich in die Hörsäle der Mediziner, Juristen und Historiker drängen, weil sie auf deutschen Hochschulen studieren und im deutschen Heere dienen, d. h. ihre Nahrung an den beiden Brüsten des heutigen deutschen Gesamtlebens finden? Sie hören bei Treitschke, bei Dühring und Adolf Wagner Vorlesungen, sie brechen sich sogar die Hälse für Richard Wagners Musik, und zum Lohn — o Undank! — werden sie beschuldigt, die deutsche Kultur in ihren Sack zu schieben, als wenn sie damit davonlaufen könnten wie mit einem silbernen Löffel. Haben sie wirklich so wenig führende Männer in Kunst und Wissenschaft aufzuweisen, wie Treitschke sagt, so sollte das eher eine Beruhigung für ihn sein. Doch müßte man, bevor man die Sache selbst anerkennte, sich über den Sinn des Wortes „führende Männer" verständigen; und wenn man die Berechnung anstellte, auf wie viele reine Germanen ein führender Mann kommt, würden die 500 000 Juden wahrscheinlich sehr gut bestehen.

*) „Wir Deutsche würden noch ruhig wie die Amerikaner in unsern Wäldern leben, oder vielmehr noch in ihnen rauh kriegen und Helden sein, wenn die Kette fremder Kultur nicht so nah an uns gedrängt und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genötigt hätte, mit einzugreifen." (Herder, „Über den Ursprung der Sprache".)

Herrn von Treitschke fällt am meisten das starke Kontingent von „Talenten dritten Ranges“ in die Augen, welches nach seiner Ansicht die Juden stellen. Er sieht eben nur, was geräuschvoll an die Oberfläche tritt, und das sind hüben und drüben die Talente dritten Ranges. Wenn er sich die Mühe nehmen wollte, nachzufragen, wie viele stille, ernste, vom idealsten Streben durchdrungene Männer jüdischer Herkunft in Deutschland auf allen Gebieten der Forschung und des Lebens gearbeitet haben und noch arbeiten, so würde er wahrscheinlich seine Ansicht ändern. Lese er Gustav Freytags Nachruf an dessen vor mehreren Jahren verstorbenen Freund und Mitarbeiter Jakob Kaufmann, ein rührendes Denkmal deutscher Freundschaft und ein Juwel deutscher Prosa zugleich! Hier findet er die Schilderung nicht eines Einzelnen, sondern eines ganzen Typus deutscher Juden, die freilich nicht von den Talenten dritten Ranges bekämpft werden, weil sie nicht gerade diesen Talenten am meisten Konkurrenz machen. Was aber die litterarischen Lobeshilfskassen auf Gegenseitigkeit betrifft, welche nun auch den Juden in die Schuhe geschoben werden, wollte Gott, nur die Juden beteiligten sich daran! Der Unfug wäre dann lange nicht so groß, wie er leider ist.

Endlich soll das deutsche Christentum in Gefahr sein durch die Juden! Dieser ernst klingende Vorwurf verdiente eine so ernste Widerlegung, daß sie hier zu ausführlich würde. Aber in äußerster Kürze muß doch daran erinnert werden, daß am Werke der Glaubenskritik von Lessing an bis auf Eduard von Hartmann sich erstaunlich wenig Juden beteiligt haben. Die ganze mächtige Reihe unserer philosophischen Schulen hat nur ganz spärlich jüdische Mitarbeiter von Namen aufzuweisen, unter den Kantianern Maimon und Bendavid, unter den Hegelianern Eduard

Gans. Was am strengen Christentum durch zersetzende Kritik zerstört worden ist von Philosophen, rationalistischen Theologen, Naturforschern, ist alles, alles auf rein deutsches Geblüt zurückzuführen. War es doch der von Treitschke für „einen der reinsten und mächtigsten Vertreter germanischen Wesens“ erklärte Fichte, welcher in Jena vom Katheder herab ankündigte: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsere Religion.“ Die Paulus, Baur, Strauß, Feuerbach, Schopenhauer, Vogt, Büchner, Moleschott, Haeckel, und wer kann sie alle nennen, sind, soviel man weiß, rein germanischer Abstammung. Die bloße Erwähnung ihrer Namen und ihrer großen Popularität drängt aber von selbst zu einer zweiten Betrachtung. Es liegt gar kein Grund vor, zu bestreiten, daß die Deutschen ein christliches Volk seien, wie Treitschke sagt. Aber sie sind entschieden nicht christlicher als andere christliche Völker, sie sind sogar bedeutend weniger christlich. In keiner Nation der Welt ist der Bruchteil der Ungläubigen so groß, wie in Deutschland, und dies gilt nicht bloß für die Christen. Auch unter den gebildeten Juden Frankreichs und Englands giebt es viel mehr Fromme, als unter den gebildeten deutschen Juden. Und spricht nicht Treitschke selbst von dem krassen Unglauben, der sich breiter Schichten des deutschen Volkes bemächtigt habe? Mag man's loben oder tadeln — Lob und Tadel wechseln mit der Zeitrichtung — die Thatsache ist unbestreitbar. Herr von Treitschke, welcher den Sozialismus bekämpft, nimmt in diesem Kampfe die Stellung derer ein, welche das Übel in der Wurzel mit Wiederherstellung der Religion zu heilen hoffen. Wenn es ausführbar ist, Religion wiederherzustellen, hätten sie jedenfalls insoweit recht, als die sozialistischen Ideen einen unbestreitbaren Zusammenhang mit den irreligiösen haben. Der Instinkt der herrschenden Klassen

in England, Frankreich und Amerika hat eine zur Respektabilität unerläßliche Kirchlichkeit erzogen, zu deren Erhaltung wesentlich das Bewußtsein jenes Zusammenhangs zwischen Religion und Ordnung mitwirkt. Ob etwas Ähnliches oder etwas Besseres in Deutschland gelingen kann, ist hier nicht zu untersuchen. Aber soll es versucht werden, so stellen sich ihm die Juden gewiß nicht entgegen. An der Durchführung der großen sozialistischen Vermögensteilung haben sie kein hervorragendes Interesse. Sie finden nur, daß man, um das Christentum zu stärken, andere Mittel gebrauchen könnte als die Erregung von Haß und Verachtung gegen die Juden.

„Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute, wie aus Einem Munde: die Juden sind unser Unglück."

Das ist in seinem ganzen Umfange der schon erwähnte Kernsatz am Schlusse des Exkurses. Ob der Verfasser, indem er ihn Andern in den Mund legt, ihm beipflichtet, ist nicht ausgesprochen. Wären nicht die Höchstgebildeten zugleich als solche bezeichnet, die jeden Gedanken nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen, so könnte man glauben, Herr von Treitschke habe sich einbegriffen. Ich will nicht bezweifeln, daß die Hochgebildeten, welche die halbe Million Juden für das Unglück der 43 Millionen Deutschen halten, es in meiner Gegenwart etwas leise sagen. Aber wenn dieser Schrei des Schreckens wirklich so aus Einem Munde ertönte, so hätte ich doch auch schon etwas mehr von dem hören müssen, was Herr von Treitschke vernommen haben will. Vollends mir zu verschweigen, daß Deutschland überhaupt im Unglück ist, liegt gar kein Grund vor. Bis jetzt hatte es nur der Gouverneur der Französi-

schen Bank behauptet, als er uns „ce malheureux peuple“ nannte, weil wir die Doppelwährung abgeschafft hätten.

Ist aber dieses Unglück eine so offenkundige Thatsache, und sind die Juden schuld am Defizit, an der Kartoffelmißernte, an der oberschlesischen Not, am Sozialismus, an den Attentaten, an der Gefahr eines russischen Krieges, an der wachsenden Militärlast, sogar am unbeendbaren Kulturkampfe und wer weiß an was allem sonst noch; haben sie wieder einmal alle Brunnen vergiftet, aus welchen die sämtlichen Pestilenzen sich herleiten, so muß auch entsprechend die letzte Frage beantwortet werden, nämlich: was hat gegen dies Universalunglück zu geschehen?

An dieser Stelle kommt nach allen so scharf formulierten Anklagen das Zugeständnis, daß eigentlich doch nichts geschehen solle; denn eine Widerrufung der Emanzipation sei undenkbar. Das glauben auch andere Leute, und darum glauben sie auch Herrn von Treitschke nicht aufs Wort, daß die Hochgebildeten wie aus Einem Munde die Juden für das Unglück schlechthin erklären. Vielmehr liefern zahlreiche Abstimmungen bei Wahlen aller Art das unwiderlegliche Zeugnis, daß das Volk im Großen viel vorurteilsfreier und menschlicher denkt als einige Gelehrte; und es wäre Sünde, nicht hier auszusprechen, daß zahllose Deutsche jeden Standes so human und frei fühlen und denken wie die besten aller Nationen; täglich und stündlich kann sich jeder von uns im öffentlichen und sozialen Leben hiervon überzeugen.

Damit soll gar nicht bestritten werden, daß die Antipathien, denen Herr von Treitschke seine Stimme leiht, in allen möglichen Abstufungen weit verbreitet sind und namentlich weiter, als gerade oft die gebildeten Juden ahnen, deren eigenes Gefühl über diesen Punkt sie so lange täuscht, bis persönliche Erfahrungen oder allgemeine Er-

scheinungen sie wieder daran erinnern, daß sie selbst zwar mit allen Fasern an Deutschland hängen, daß aber nicht alle gebildeten Deutschen christlicher Abstammung diese Empfindung ihnen erwidern. Ist doch selbst die Rednerbühne des Deutschen Reichstages nicht freigeblieben von der Verunreinigung mit solchen häßlichen Expektorationen! Viel weniger scharf ist der Gegensatz unter den Ungebildeten und am wenigsten auf dem Lande, wo im Ganzen der christliche Bauer mit seinem jüdischen Nachbar, der sich plagt und darbt wie er, auf traulichem, harmlosem Fuße verkehrt.

Herr von Treitschke bezeichnet den Gegensatz selbst als einen peinigenden. Und wahrlich, wir hätten solcher Peinigungen auch ohnehin genug, weil es eben der Fluch deutscher Nation ist, sich nach allen Richtungen hin gegenseitig zu scheiden und mit den Scheidungen zu peinigen. Wenn man doch von „unserm Unglück" sprechen wollte, so sollte man bei diesem Kapitel stehen bleiben und, statt auch diese alte Art der Selbstzerfleischung wieder zu erneuern, alles thun, ihr entgegenzuwirken. Dabei könnten ganz füglich auch die Juden selbst sich besinnen, wie sie ihrerseits dazu beitragen möchten. Fällt es ihnen auch nicht entfernt ein, zu meinen, wie Herr von Treitschke es ihnen nahe legt, daß sie nur geschützt und geschirmt seien, glauben sie vollständig mit dem gleichen Recht da zu sein für das Land, in dem sie geboren sind, für das sie bluten und sterben müssen und wollen wie alle andern, glauben sie sich moralisch, rechtlich und intellektuell ebenso gut zu Hause wie jeder andere Bewohner des Landes, so müssen sie doch wohl oder übel mit der Sinnesweise ihrer Landsleute rechnen. Und darin hat ihnen Herr von Treitschke einen Dienst geleistet, daß er viele, die unter dem Eindruck der letzten Jahrzehnte sich Illusionen hingegeben, auf das wahre Sachver-

hältnis wieder aufmerksam machte. Wer mit Selbsttäuschungen arbeitet, arbeitet immer unrichtig und verfällt bei der Entdeckung der Wahrheit dem Unmut, wenn nicht der Entmutigung. Es ist besser, die Juden kennen das Gefühl des Widerstrebens, welches unter dem Zwange der äußern Höflichkeit sich verbirgt. Die „jüdischen Freunde", von denen Herr von Treitschke als den seinen spricht, haben gewiß aus seinen Ergießungen auch etwas mehr erfahren, als sie wußten, und werden zweifelsohne davon profitieren. Vielleicht werden die „Talente dritten Ranges" sich etwas weniger hitzig um Richterstellen und Professuren bemühen, nachdem sie erfahren haben, wie manche Kollegen hinter ihrem Rücken von ihnen reden. Das wird denn auch wieder etwas Balsam auf die Wunden gießen, welche die ersten Übergänge zur Gleichheit geschlagen haben. Es genügt nicht, sich vorzuhalten, daß dieses oder jenes andere Volk in diesen Dingen humaner oder ritterlicher denkt und fühlt. Es muß ja doch getragen sein. Je mehr ein Mensch in der Bildung seines Landes aufgewachsen und mit ihr verwachsen ist, desto unzertrennlicher ist er mit allen seinen höchsten Interessen und Empfindungen an dasselbe gefesselt, mag man sich auch einmal schnöde gegen ihn benehmen. Mancher gute Deutsche wurde bei Ausbruch des Krieges in blindem Haß vom französischen Boden vertrieben. Als er nach Deutschland zurückkam, fand er ein „einig Volk von Brüdern". Aber nachdem eine Reihe von Jahren verstrichen, ward ihm eines Tages von deutschen Landsleuten vorgehalten, daß er sich mit Unrecht als Deutschen betrachte, da er doch nur ein Jude sei, und dabei kam es oft zu derselben Rohheit und demselben Mißbrauch der Überzahl wie damals, als die Franzosen den unter ihnen wohnenden Deutschen das Leben zu verbittern suchten. Wenn der von solch schmerzlicher Erfahrung betroffene deutsche Jude rich-

tiges Gefühl hat, so wird er seinen Ekel zu verwinden suchen und nur besorgt sein, daß man draußen nichts davon erfahre, wie es zu Hause Deutsche mit ihren eigenen Landsleuten treiben; denn schmutzige Wäsche wäscht man bekanntlich am besten in der Familie.

Die Stellung, welche Herr von Treitschke zur Frage genommen, hat bereits zahlreiche Erwiderungen hervorgerufen. Das wird nun zu neuen Vorwürfen führen. Die einen werden sagen, daß man die Sache zu tragisch nehme, die andern, daß man sich zu empfindlich zeige, noch andere, daß man der Äußerung eines Einzelnen zu viel Gewicht beilege. Aber in Dingen, in welchen Stimmung und Empfindung so stark mitspielen, genügt oft ein einziger schriller Mißton, um auf lange hinaus schädlich zu wirken. Ein sozialer und geistiger Verschmelzungsprozeß kann durch das Hineinfallen eines einzigen ätzenden Tropfens aufgehoben und zerstört werden. Noch haben die deutschen Staatsregierungen sich ganz korrekt gehalten. Könnten die, welche sie auch hierin zu alten Mißbräuchen zurückführen wollen, nicht mit Treitschkes Anklageakte in der Hand an sie appellieren? Thun sie es nicht schon? Und eins insbesondere übersehe man nicht: die Rückwirkung auf die Schule. Bereits verlautet wieder einmal, daß hier und da einzelne Lehrer den Unfrieden unter ihre Schüler aussäen. Das Kindesalter ist nicht zur Barmherzigkeit geneigt, ist zur Verfolgung nur allzu leicht anzureizen. Was aber den kindlichen Gemütern in der Schule eingepflanzt wird, genügt, um den verderblichen Rassen- und Glaubenshaß für Generationen unausrottbar zu machen. Herr von Treitschke, selbst ein beliebter Lehrer der reiferen Jugend, thäte ein gutes Werk, wenn er von der patriotischen Mahnung, die er an die deutschen Juden richtet, vor allem auch guten deutschen Christen des Lehrfaches etwas zu Gemüte führte!

Schließlich aber erkenne er eben in den Widerlegungen selbst, die ihm zu teil werden, ein untrügliches Zeichen für die verkehrte Richtung, nach welcher er die Dinge hindrängt! Auch diejenigen fühlen sich zum Widerspruch herausgefordert, die lange Zeit in dem schönen Wahn gelebt hatten, es bliebe Wichtigeres zu thun, als sich um diesen alten Hader zu kümmern; Gesetz und Sitte würden ihn in Frieden begleichen, und nur wo und soweit ein besonderes religiöses Bedürfnis das Bewußtsein eines Unterschiedes aufnötigt, möge dasselbe lebendig bleiben. Aber die ungerechten und verderblichen Angriffe erinnern auch solche wieder an diese Gegensätze, welche nur noch durch die Bande der Pietät mit dem Judentum zusammenhängen. Ein wackerer Mann, Dr. Paulus Cassel, Prediger an der Christuskirche zu Berlin, fühlt sich als Bruder der Verfolgten, legt im Namen Christi und der Liebe seinen kernigen Protest ein gegen den Appell an den Rassenhaß. Und manch einer, der sich zwar nicht für einen guten Christen, aber für einen guten Deutschen hält, wird von Ehr- und Pflichtgefühl hinabgezogen in das Kampfgebiet, dem er im Bewußtsein seiner innern Freiheit und im Glauben an sein verjüngtes Vaterland für immer den Rücken kehren zu dürfen gehofft, allerdings vorerst wieder einmal vergeblich gehofft hatte.

Die Sezession.*)

*) Berlin bei Julius Springer 1881.

Vorbemerkung.

Die politische Aktion, zu deren Erklärung die hier folgende Schrift verfaßt wurde, bildet den Ausgangspunkt einer Bewegung, die sich von jener Zeit an unaufhörlich weiter fortgesetzt hat, und deren Probleme sich bis auf den heutigen Tag, und immer stärker, der Auseinandersetzung aufdrängen. Die Gegensätze, welche im Jahre 1880 zur Spaltung der nationalliberalen Partei in zwei gesonderte Fraktionen führten, haben sich in diesen sechszehn Jahren erweitert, vertieft und verschärft. Aber sie waren schon damals vorhanden, und das hier aus der Vergangenheit wieder aufgerollte Bild zeigt genau alle Figuren, die heute noch im Vordergrund stehen. Je länger es dauert, desto schwerer wird es, zu behaupten, daß große wirtschaftliche Prinzipien im Schoße derselben Partei als „offene Fragen" behandelt werden können.

Die Thatsachen sind, aufs kürzeste zusammengefaßt, die folgenden. Seitdem der Präsident des Reichskanzleramtes, Minister Delbrück, im Frühjahr 1876 sein Amt freiwillig niedergelegt hatte, war es jedem aufmerksamen Beobachter klar, daß die innere und namentlich die wirtschaftliche Politik des Fürsten Bismarck in einem starken Wandel begriffen sei. Die im Sommer 1878 aus Anlaß des Nobiling'schen Attentats erfolgte Auflösung des Reichstags und das Auftreten des Kanzlers in der folgenden Session mußte diese Wahrnehmung im

höchsten Maße bestätigen. Zum greifbaren Ereignis ward sie durch die in dem sogenannten Dezemberbrief desselben Jahres verkündete Schutzzollpolitik.

So groß auch die Bedeutung des Umschlags zu protektionistischen Grundsätzen schon an sich war, war sie doch als Symptom für den Geist des neuen politischen Systems noch viel größer. Dadurch wurde die nationalliberale Partei vor die Frage gestellt, ob sie, entgegen ihrer bisherigen Gesamthaltung, ihre Wege von denen der Regierung trennen müsse oder nicht; und aus der zwiespältigen Beantwortung der Frage ging die Spaltung der Partei in zwei Fraktionen hervor. Da die Krise sich schon eine Zeit lang vorbereitet hatte, war es bereits früher zu starken Reibungen und zu partiellen Absonderungen gekommen. Eine mäßige Anzahl meist süddeutscher Abgeordneter, Anhänger des Fürsten Bismarck um jeden Preis und zum Schutzzoll hinneigend, waren nach rechts als eine Gruppe ausgetreten. An ihrer Spitze standen Völk und von Schauß (Karl Braun bezeichnete sie in seinem Bummelwitz als die scheußlichen Völkerschaften). Nach links hatte sich Lasker, dem seine gleichdenkenden Freunde zu lange zauderten, losgesagt. Am Schluß der Frühjahrssession 1880 hatte sich die Meinungsverschiedenheit über die einzelnen Fragen und das gegenseitige Mißtrauen dermaßen gehäuft, daß der Bruch unvermeidlich wurde.

Im Juli 1880 kam von Forckenbeck, der langjährige liberale Präsident des Reichstags und damalige Oberbürgermeister von Berlin, zu mir nach Interlaken, um nach vorhergegangener Verständigung mit einigen führenden Kollegen die Verabredung wegen des offiziellen Austritts aus der nationalliberalen Partei definitiv zu fassen. Von mir begab er sich zu Schenk von Stauffenberg, in gleicher Absicht. Mit Rickert wurde das Weitere auf brieflichem Wege erledigt. Von namhaften Kollegen hatten u. a. Braun, von Bunsen, Alexander Meyer ihren Anschluß zugesagt. Vor dem Wiederzusammentritt des Reichstags wurde das Manifest veröffentlicht mit achtundzwanzig Unterschriften. Den Namen „Sezession" gab sich die neue Gruppe nicht selbst. Die Presse

und der parlamentarische Jargon legten ihn ihr bei, und die Kürze der Bezeichnung schaffte ihm bei den Benamsten selbst Eingang. Bei den Wahlen des Jahres 1881, welche vorübergehend einen Aufschwung des liberalen Geistes begünstigten, stieg die Zahl der Fraktion auf siebenundvierzig, die sich dann im Jahre 1884 mit der Fortschrittspartei zur sogenannten Fusion (Deutsch-freisinnige Partei) vereinigten. Aus Anlaß der Militärvorlage im Mai 1893 wurde die Verbindung wieder gesprengt.

Die Broschüre schrieb ich im Spätsommer 1880; auf dem Heimweg von meinem Sommeraufenthalt kehrte ich bei Stauffenberg auf seinem Landsitz in Ristissen ein und legte sie ihm vor. Dann ward sie in Berlin fertig gestellt und im Verlage von Julius Springer herausgegeben. In wenigen Wochen erlebte sie vier Auflagen. Die erste war anonym erschienen, bei der folgenden nannte ich mich. Die Stichworte der Meinungsverschiedenheit hefteten sich damals an den Namen Bismarck und in dessen Gefolge an den Namen Bennigsen. Aber die Gegensätze haben seitdem die Namen, für und gegen welche gestritten wurde, abgestreift, und der Widerstreit ist, wie er es von Anfang an im Keime gewesen, einer von tiefer, sachlicher Bedeutung geworden.

August 1896.

L. B.

Vorwort zur vierten Auflage.

Wenn diese kleine Schrift, ganz sich selbst überlassen, mehr gelesen und besprochen worden ist, als ihr der Verfasser zu prophezeien gewagt hätte, so ist dies Glück sicherlich in erster Reihe dem Gegenstande zu danken, mit dem sie sich beschäftigt. Wenn ihr aber, nachdem sie sich einmal Bahn gebrochen, auch lebhafte Zustimmung zu teil geworden ist, so rührt das ohne Zweifel daher, daß sie solchen Gedanken Worte gab, welche Viele längst mit sich herumgetragen hatten, wie sie selbst denn auch nichts weniger als eine Improvisation ist, sondern das Ergebnis langjähriger Ablagerung immer und immer wieder erwogener Erfahrungen, Beobachtungen und Reflexionen. Der Zeitpunkt, in welchem die nicht länger zu überwindende Zwiespältigkeit der Nationalliberalen Partei zum Durchbruch kam, gab auch das Signal zur Befreiung der lange zurückgedrängten Gedanken.

Unvermeidlicher Weise mußten Bekenntnisse, die von Vielen mit Wohlgefallen begrüßt wurden, Anderen um so weniger zusagen. Wo es sich um Streitfragen, und gar um politische handelt, versteht sich das von selbst.

Doch wer sich darauf beschränken wollte, die Bedenken nur der völlig Unbefangenen zu zerstreuen, fände nicht viel zu thun. Zu wenige stehen in der Mitte zwischen denen,

die man nicht erst zu überzeugen braucht, und denen, die man nicht überzeugen kann! Und diese kleine Zahl entzieht sich noch der Wahrnehmung dadurch, daß gerade sie am wenigsten sich vordrängt! So muß, wer Anfechtungen Rede stehen will, sich schon bequemen, auf die zu hören, die nicht sowohl als Richter, wie als Kläger erscheinen; aber es bleibt ihm dabei um so mehr das Recht, unter diesen Gegnern eine Auswahl zu treffen.

Wozu sich mit Leuten befassen, deren Geschäft ein für allemal ist, einen jeden der Hölle zu überliefern, der sich überhaupt untersteht zu widersprechen? deren Parole lautet: draufschlagen, und gerade um so heftiger draufschlagen, je mehr der Widersprechende sich durch Maßhalten und Billigkeit Gehör zu verschaffen im Stande wäre? Gelingt ihnen auch nicht, alles was sich regt, durch die erste Kanonade niederzuwerfen, so bleibt für ihren Zweck doch immer so viel gewonnen, daß das Publikum betäubt und der Angegriffene in seinen Erwartungen auf billiges Gehör möglichst tief herabgestimmt wird. Wie klug berechnet und praktisch wirksam diese Methode ist, kann jeder an sich selbst erfahren. Freut man sich doch schon, mit Gegnern zusammenzustoßen, welche nicht ganz blind dreinschlagen. Und solchen Gegnern besserer Art mögen die wenigen hier nachfolgenden Bemerkungen gewidmet sein.

Einige haben gerügt, daß trotz aller Bemühung, dem Genius und den Verdiensten des leitenden Staatsmannes gerecht zu werden, doch ein nicht geringer Grad persönlicher Antipathie zwischen den Zeilen der Schrift durchblicke. Diese falsche Auffassung entspringt wohl aus dem kindlichen Verhältnis, in welchem die meisten Menschen bei uns noch zur Politik stehen, ein Verhältnis, das um so schlimmer wirkt, als der eine Mann, um den sich alles dreht, von dieser Kindlichkeit so gar nichts an sich hat. Während er

sich sehr klar bewußt ist, daß er einem politischen Gegner nicht gerecht sein darf, so lange er mit ihm streitet, halten jene es sogar für unstatthaft, daß seine Handlungen und Entwürfe nach ihrem innern Wert und ihrer Zuträglichkeit objektiv geprüft werden, meinen vielmehr, daß denselben um ihres Autors willen von vornherein ein unbeschränkter Kredit einzuräumen sei. Eben dadurch, daß Einspruch gegen Maßregeln sofort als Akt der Feindseligkeit gegen die Person aufgefaßt wird, sind wir so verhängnisvoll tief in das persönliche Regiment hineingeraten. Auch wo man erwarten sollte, die Dinge selbst schlechterdings nach ihrem Inhalt gewürdigt zu sehen, wird schließlich immer wieder an das persönliche Zartgefühl appelliert, das auf Gegenseitigkeit hier weniger als irgendwo in der Welt sich Rechnung machen darf.

Weit entfernt, den Vorwurf persönlicher Verstimmtheit in irgend welchem Maße als begründet anzuerkennen, behauptet der Verfasser: in keinem andren Land der Welt wäre eine so unbefangene Behandlung gegnerischer Politik denkbar, wie sie in dieser Schrift die Politik des Kanzlers erfahren hat. In Ländern, in welchen die den Machthabern gegenüberstehenden Parteien zu ebenbürtiger Kampfstellung gereift sind, wird eine nach allen Seiten gerecht abwägende Kritik ebenso wenig von der Opposition gegen die herrschende Macht geübt, wie solche jetzt bei uns zur Abwehr und Unterdrückung gegen die Opposition geübt wird. Das liegt in der Natur der Sache. Kampf ist Kampf, und nicht Gerechtigkeit sondern nur galante Waffen kann man von einem guten Kampfe erwarten. Würden nur solche Waffen bei uns dermalen nicht so ganz systematisch verschmäht, so stünde gar vieles besser.

Nur weil es immer rätlich ist, auch die kleinen Vorteile zu genießen, welche mit großen Nachteilen verbunden

sind, darf bei uns sich die Opposition noch zur Aufgabe machen, den ihr gegenüber stehenden Minister menschlich frei und gerecht anzuerkennen, wie es hier in vollem Maße geschehen ist. Denn wo die Erfolge aller Opposition doch von vornherein auf ein geringes Maß beschränkt sind, darf man sich der kleinen und großen Ungerechtigkeiten entschlagen, welche bei einem nicht aussichtslosen Kampf zu harter Notwendigkeit werden können.

Auf eines allerdings kann man vernünftiger Weise nicht verzichten, nämlich Verdienst und Verantwortlichkeit ungetrennt an derselben Quelle zu suchen. So viel auch schon über die Teilung der Gewalten im Staat gesagt worden ist, das hat doch noch niemand zu behaupten gewagt, daß dem einen Teil alles Gute und dem andren Teil alles Böse, was da geschieht, angerechnet werden müsse. Wer soviel Macht ausübt, wie Fürst Bismarck, muß da, wo über so viel Unleidliches geklagt wird, seine Portion davon auf sich nehmen; und wenn er im Laufe der Zeit seine Macht immer stärker und ausschließlicher gebraucht hat, während nach allgemeiner und auch seiner eigenen Aussage so Manches wieder zurückgegangen ist, so liegt doch nichts näher, als den Zusammenhang zwischen seinem Regiment und den beklagten Erscheinungen zu suchen.

Aber umgekehrt darf man auch nicht so blind sein, ihm nun wieder alles aufzubürden, was schief geht. Die nachfolgende Schrift hat die größte Sorgfalt darauf verwendet, zu erklären, welche Schwierigkeiten dem Staatskünstler aus der spröden Natur des nationalen Stoffs erwuchsen, den er zu bilden hatte, aber sie durfte darum nicht übersehen, daß der Künstler allgemach auch seine eigenen Fehler dem Stoff aufgeprägt hat.

Es wäre schließlich nicht ratsam, den Vorwurf persönlich feindlicher Haltung gegen den Kanzler mit gar zu großem

Ernst zurückzuweisen. Denn augenscheinlich ist einem solchen Vorwurf eine gewisse Dosis Sarkasmus beigemischt. In der That würde ja ein gewöhnlicher Sterblicher, welcher sich wie ein persönlicher Gegner des mächtigsten Mannes der Welt geberdete, die Ironie herausfordern. Aber etwas Anderes ist es mit der Gleichberechtigung des Urteils, welches keineswegs durch die Machtstellung des Urteilenden bedingt ist, ja gerade das besondere Recht des Schwächeren gegen den Stärkeren ausmacht. Freilich wird sachliche Kritik am wenigsten verziehen, wenn man sie nicht aus Voreingenommenheit herleiten kann, und man vergiebt zehnmal leichter einem alten Feind als einem alten Anhänger.

Mit besonderer Energie ist der Vorwurf einer planmäßig betriebenen Reaktion zurückgewiesen worden. Daß sie planmäßig gemacht sei, ist aber hier nirgends gesagt. Im Gegenteil könnte man eher das Planlose angedeutet finden. Die falsche Auslegung verwechselt zwischen Geplantem und Unvermeidlichem. Alles was seit 1876 geschah, hat mit Notwendigkeit zur Reaktion geführt. Aber, ob ungewollt oder wider Willen, die Reaktion ist nicht minder da. Das Entscheidende war, daß damals mit der besonnenen, zu Fuße gehenden Staatspragmatik gebrochen und dem Verlangen derer nachgegeben wurde, welche sich herandrängten, einen großen Reformator der deutschen Wirtschaft auszurufen und ihn aufs hohe Roß der wunderthätigen Gesetzgebung zu heben. Der großsprecherische Lärm, unter welchem jene Verkündigungen aufgetreten sind, ist seitdem immer mehr ermuntert, immer lauter, immer wirksamer, er ist zur Signatur unsrer öffentlichen Zustände geworden, weil der Lenker des Reichs nicht jenen Verheißungen sein Ohr verschlossen, weil er ihre Hilfsleistung angenommen hat.

Aber, heißt es dann, was soll er thun der Unglückliche? Er hat ja keine Mehrheit und muß jeden Wind benützen,

woher er auch blase, um das Staatsschiff vorwärts zu bringen. Freilich hat er keine Mehrheit hinter sich. Aber konnte er keine haben? Wollte er eine haben? Ist nicht vielleicht die Quintessenz aller Staatskunst darauf verwendet worden, um das nicht zu bekommen, was ziemlich leicht zu haben war? Jede deutsche Regierung, mit wenigen Ausnahmen, kann eine freisinnige Mehrheit haben, wenn sie nur will, und der Mann, der alle deutschen Regierungen an einem Faden lenkt, sollte das nicht zu Stande bringen können? Weil er Mehrheiten von Fall zu Fall und nie eine Mehrheit auf die Dauer haben wollte, hat er jeden Wind genommen, den er in sein Segel fassen konnte, aber freilich vorwärts haben weder die konträren Winde, noch das sie benützende Segel das Staatsschiff gebracht.

Wenn nun einmal das Alles sich so verhält, wozu, fragt man, dann Euer Widerstand? Ihr könnt ja doch den Kanzler nicht beseitigen! Zugegeben! und die Frage, ob man ihn beseitigen wolle? wird dadurch zu einer müßigen. Aber wird nicht gerade darum die Pflicht zur Verhinderung aller uns als falsch erscheinenden Maßnahmen, zur Verteidigung aller uns für bewährt geltenden Einrichtungen eine um so stärkere? Ist auch jeder Widerstand gegen das was uns vom Übel scheint durchaus vergeblich, ja sogar verderblich? Und sollen wir der Gegenwart und Zukunft dadurch walten, daß wir, sowie die Kritik ihre Stimme erheben will, ihr in die Rede fallen mit dem begeisterten Ruf: „Auf nach dem Kapitol und lasset uns den Göttern danken für die großen Thaten des Fürsten Bismarck!“ — Wenn er einmal angeklagt werden sollte, weil er das deutsche Reich gegründet hat, so wollen wir jenem Rufe folgen, wollen alle mit aufs Kapitol gehen. Wenn er uns aber Entwürfe bringt, wie wir Haus und Hof im Reich bestellen sollen, so wünschen wir unseren Widerspruch er-

heben und begründen zu dürfen und zwar mit aller Lebhaftigkeit, die eine gute Sache verdient und ein starker Gegner nötig macht.

Sogar das hat man — um noch ein Letztes und Geringfügiges zu erwähnen — dem Verfasser verdenken wollen, daß er sich nicht von Anfang an auf dem Titelblatt genannt hat. Wer nicht auf Autorität, sondern nur auf gute Gründe Anspruch erhebt, hat nicht die Pflicht, sondern nur einfach das Recht, dem Publikum seinen Namen zu nennen. Das ist ein Benefizium, auf das jeder Autor verzichten, und das man ihm sicherlich nicht aufzwingen kann. Die Anonymität sollte hier gerade in seinem Sinne einzig und allein bedeuten: wenn diese Auffassung und Beweisführung etwas wert ist, so wird sie sich allein ihren Platz an der Sonne erobern. Nachdem diese Probe gemacht ist, hat der Autor nicht den geringsten Grund, ein Geheimnis zu bewahren, welches nie eines war und nie eines sein sollte.

Berlin, Ende Januar 1881.

Ludwig Bamberger.

I.

Sonst und Jetzt.

Als Preußen unter Bismarcks Führung die große That vollbrachte, die deutsche Bundesverfassung von 1815 aus der Welt zu schaffen und ein neues deutsches Staatswesen ins Leben zu rufen, mußte die so tief eingreifende Umwälzung mit Notwendigkeit auch in den Parteibildungen des Landes bedeutsame Veränderungen nach sich ziehen. Viele Jahre hindurch hatte ein gemeinsames Band die liberale Gesamtheit umschlungen; seit Anfang der sechsziger Jahre bis zum Krieg gegen Österreich war die überwiegend große Mehrheit unter dem Zeichen des „Fortschritts" vereinigt gewesen. Diese aus den Thatsachen der Vergangenheit ganz naturgemäß herausgewachsene und zu großer Macht gediehene Verbindung ward nun durch die Wucht des gewaltigen Ereignisses nach zwei verschiedenen Richtungen auseinander gesprengt.

Während der eine Teil unter der alten Fahne des Fortschritts zurückblieb, sammelten sich die Ausscheidenden als „Nationalliberale" zu einer neuen Vereinigung, welche, von kleinen Anfängen rasch emporkommend, bald eine hervor-

ragende Stellung in der öffentlichen Meinung und in den Parlamenten einnehmen sollte. Die auf der liberalen Mittelstraße sich bewegenden Massen fanden in ihr den Ausdruck ihrer Gesinnung. Mit der großen Umwälzung einverstanden, war die neue Partei bereit, ihre Kräfte der Befestigung und Ausbildung des neuen Staatswesens zu widmen, und diese ihre Mitwirkung ward als die einer unentbehrlichen Verbündeten von der preußischen Regierung aufs eifrigste begehrt und bewillkommt.

Ein Jahrzehnt lang hat im Großen und Ganzen dies Verhältnis sich erhalten. Abgesehen von einzelnen Schwankungen und Reibungen, welche in so weitschichtigen und bewegten Angelegenheiten nicht zu vermeiden sind, hat in der Zeit von 1867 bis 1877 zwischen der Partei und der obersten Reichsleitung ein gutes Einvernehmen gewaltet, welches sowohl in der Hauptsache, das ist in der Vereinbarung der großen Gesetze, als auch nebenher in den diese gemeinsame Arbeit begleitenden Wechselbeziehungen des gesamten politischen Verkehrs zum Ausdruck kam. Konnte auch die Partei in den Wahlkörperschaften des Reichs und Preußens es nie zu einer vollen Mehrheit bringen, so wurde doch das Fehlende dergestalt durch das Einverständnis der Regierung ergänzt, daß in den wichtigsten Fragen beinahe immer die Auffassung der Nationalliberalen den Ausschlag gab. Die Fachmänner in der Reichsregierung und in den Ministerien der dieser ergebenen Einzelstaaten waren, außer etwa in scharf zugespitzten politischen Freiheitsfragen, derselben Anschauungsweise zugethan wie die führenden Abgeordneten der nationalliberalen Fraktion.

Zu der Zeit aber, als das erste Jahrzehnt zur Neige ging, hatte sich eine tiefe Wandlung in dem Stand der Dinge vorbereitet, und alsbald sollte sie in greller Weise ans Licht treten. Die im Jahre 1878 verfügte Auflösung

des Reichstags war recht eigentlich gegen die nationalliberale Partei gerichtet, und die feindliche Stellung, welche die meisten Vertreter der preußischen Regierung bei der Neuwahl gegen sie nahmen, verringerte die schon bei den Wahlen von 1877 herabgeschmolzene Zahl ihrer Angehörigen im Parlament um einen beträchtlichen Bruchteil. Im folgenden Jahre, 1879, erlitt die Partei einen neuen Abgang. Die krasse Umkehr in der Wirtschaftspolitik der Regierung konnte nicht anders als zersetzend auf die Partei wirken, und nach vielerlei Reibungen und Mißhelligkeiten sahen sich zunächst achtzehn Mitglieder, an deren Spitze der Abgeordnete Völk stand, zum Ausscheiden gedrängt. Zu dieser nach rechts vollzogenen Lossagung ist nun neuerdings eine zweite nach links zu gekommen. Etwa dreißig Mitglieder des Reichstags und des preußischen Landtags haben Ende des jüngsten Sommers in einer gemeinsamen Erklärung ihren Austritt angekündigt. Vergleicht man die Zahlen, so ergiebt sich, als der dreifache Effekt der Anfechtungen von oben und der Absonderung nach rechts und nach links, daß der Bestand der nationalliberalen Fraktion im Lauf von zwei bis drei Jahren schließlich auf weniger als die Hälfte seiner ehemaligen höchsten Ziffer herabgebracht worden ist. In den Jahren 1874—77 zählte die Fraktion der Nationalliberalen im Reichstag 155 Mitglieder, heute ist sie auf 68 reduziert.

Diese Erscheinung giebt ein unwiderlegliches Zeugnis dafür ab, daß die inneren politischen Zustände, deren Ausdruck die ehemalige Parteibildung gewesen war, eine tiefe Veränderung erlitten haben. Ob man in dem dreifachen Rückgang die Symptome einer beginnenden Periode völliger Zersetzung zu gewahren hat, möge dahingestellt bleiben. Der Zukunft der noch immer ansehnlich dastehenden Partei durch ein solches Wort vorzugreifen, gäbe unseren Be-

trachtungen einen Beigeschmack von Bitterkeit, der unseren Absichten ganz zuwider wäre. Aber es darf wohl ohne Furcht vor Mißdeutung ausgesprochen werden, daß die sogenannte „Sezession" im engsten Zusammenhang mit jenen oben geschilderten früheren Erlebnissen der Partei steht. Ihre dreimalige Erschütterung und Schwächung ist einer und derselben elementaren Ursache entsprungen, und jener letzte Vorgang kann nur richtig beurteilt und verstanden werden, wenn er als folgerichtige und notwendige Weiterentwicklung einer seit 1877 eingetretenen Rückbildung erkannt wird. Den ersten Stoß versetzte die Reichsregierung*). Darauf lösten sich die der Regierung am meisten zugeneigten Elemente vom Hauptstamm ab, und abermals nach Jahresfrist folgte die Loslösung auf der entgegengesetzten Seite.

Wenn hier die sichtbaren Wirkungen einer inneren organischen Veränderung zum Vorschein gekommen sind, so kann es sich nur noch darum handeln, die Gründe dieser Veränderung selbst zu erkennen. Und das ist nicht schwer, wenn man den Verlauf der Dinge ins Auge faßt. Die Existenz der nationalliberalen Partei beruhte, wie ihre Entstehung ausweist, nicht bloß auf der Vertretung einer bestimmten politischen Überzeugung, sondern auch auf einem bestimmten, mit dieser Überzeugung harmonierenden Verhältnis zur Regierung. In dem Zusammentreffen dieser beiden Voraussetzungen wurde der Geist lebendig, unter dessen Anrufung das deutsche Reich wieder aufgerichtet worden war, wie auch die beiden in dem Namen der Partei in eins ver-

*) Wenn schon die Wahlen von 1877 den Stand der Partei von 155 auf 125 Mitglieder reduzierten, so ist diese erste Herabminderung allerdings nicht auf Rechnung einer direkten Gegnerschaft der Regierung zu setzen. Allein es ist ebensowenig zu verkennen, daß der Kanzler durch sein Auftreten bei der Beratung der Justizgesetze und durch die Entlassung Delbrücks allen Gegnern der Nationalliberalen, sowohl denen von rechts als denen von links, wirksame Angriffsmittel geliefert hatte.

bundenen Worte dies so treffend zum Ausdruck brachten.

Eine Regierung, welche den nationalen Staat ins Leben zu rufen, und eine Partei, welche diesen Staat mit liberalen Institutionen auszurüsten unternahm, verbanden sich hier zu gegenseitiger Unterstützung. So lange diese Vereinbarung in Kraft blieb, erhielt sich auch der Parteibestand. Er geriet immer mehr ins Wanken, seitdem bei der Regierung immer mehr die Neigung hervortrat, das Verhältnis einseitig zu gestalten. Sie begehrte die alte Anhänglichkeit, aber ohne Gegenseitigkeit. Man sollte eine Regierung stützen, welche von liberalen Grundsätzen sich abwendete und nach der entgegengesetzten Seite hin einlenkte.

Über die Frage, ob man sich eine solche Auslegung des stillschweigenden Pakts zwischen Regierung und Partei gefallen lassen solle, kam es zu jenen Zerrungen, aus welchen der doppelte Riß entsprang. Die einen erklärten für den wesentlichen Teil des ursprünglichen Programms, an dem man um jeden Preis festhalten müsse, die Bundesgenossenschaft der Regierung; den anderen schien es durchaus unzulässig, dieser Bundesgenossenschaft das liberale Bekenntnis der Partei zu opfern. Der nach zweifacher Ablösung zurückgebliebene Stamm der Partei endlich vertritt den Glauben, daß noch immer die Möglichkeit fortbestehe, am ursprünglichen zweifachen Beruf wirksam festzuhalten, oder wenigstens bei erster Gelegenheit ihn wieder aufzunehmen.

Es ist nur natürlich, daß eine politische Gemeinschaft, welche geraume Zeit hindurch an großen Schöpfungen fruchtbringend mitgewirkt hat, nicht leicht auf ihre Vergangenheit und auf ihre Überlieferung verzichtet, und darum, auch noch so stark aufsteigenden Zweifeln gegenüber, an der Berechtigung ihrer Existenz festhält. In einer, gerade ihrer Entstehung nach, auf die Ausgleichung der Gegensätze hingewiesenen Partei wird eine solche mittlere Sinnesart,

welche zähe an ihrer Überlieferung hängt und ungern an ihrer Zukunft verzweifelt, besonders stark vertreten sein; und die im öffentlichen Leben allerdings nicht zu verachtende Rücksicht auf die äußerlich zusammenhaltende Kraft eines alten Namens übt dabei einen wohlbegründeten Einfluß aus. Es darf also nicht befremden, daß von der Partei, nachdem sie starke Erschütterungen und in Folge derselben rechts und links Verluste erlitten hat, sich vorerst noch ein ansehnlicher Stamm aufrecht hält, so ansehnlich, daß dem Akt der Lossagung der etwas zweideutige und unschön klingende Name der „Sezession" gegeben werden konnte. Die Ausgeschiedenen selbst aber, welche bei den heute gegebenen Tendenzen der obersten Reichsleitung den Sinn des ursprünglich dagewesenen Verhältnisses als vernichtet und damit den Existenzgrund der alten nationalliberalen Partei als aufgehoben ansehen, finden sich mit dieser Erkenntnis auch ganz von selbst in die Zustände zurückversetzt, welche der vor vierzehn Jahren erstandenen Neubildung vorangegangen waren.

Es besteht heute kein Einverständnis mehr mit der Regierung, und der Meinungsstreit über das Maß der im Interesse solchen Einverständnisses zu bringenden Opfer hat damit von selbst sein Ende erreicht. So weist die einfache Logik auf jenes nämliche Ziel hin, dem das unmittelbare Gefühl mit dem Rufe nach Bildung einer „großen liberalen Partei" neuerdings zudrängt.

Jedoch vom Erkennen und Schauen bis zum Erreichen eines großen Ziels ist der Weg nicht so rasch zurückgelegt, wie er im Verstande und im Gefühl durchlaufen wird. Die Massen des Volks und selbst die Vielzahl der politischen Führer sammeln sich zu neuen, den veränderten Voraussetzungen entsprechenden Einheiten nicht mit der Behendigkeit, mit welcher der einzelne Staatsmann seine Bundes-

genossen wechseln kann, insbesondere einer, der sich mit Meisterschaft auf Evolutionen dieser Art versteht. Strategisch kommen die verschiedenen freisinnigen Bestandteile der Nation durch diesen Vorsprung der zur Reaktion umkehrenden Reichsregierung in den größten Nachteil. Bedenkt man dazu, welch überlegner Feldherr auf dem ohnehin so günstigen Terrain die Vorteile ausnützt, die der vom störrischen Korpsgeist so mancher Fraktionsführer immer wieder um jeden einzelnen Wahlsitz angezettelte Heckenkrieg ihm entgegenbringt, und wie zu diesen kleinen aber immerhin argen Schäden Kulturkampf, Sozialismus und Zollpolitik ihre große zersetzende Wirkung fügen, so stellt sich die Aufgabe, das liberale Element unter einer Fahne zu sammeln, wahrlich nicht als eine leichte dar. Es wird unsägliche Mühe, Arbeit und vor Allem viel Selbstüberwindung des alten Fraktionsgeistes dazu gehören, um in absehbarer Zeit jenes von neuem aufgesteckte Ziel einer liberalen Gesamtpartei zu erreichen. Da aber ganz allein mittelst einer solchen liberalen Gesamtheit der deutsche Liberalismus wieder zu Kraft und Einfluß gelangen kann, so vermag keine Schwierigkeit und kein Bedenken von dem Versuch abzuschrecken. Die Energie, mit der dieser Versuch gemacht wird, hängt ab von der Erkenntnis der Gefahren, die sich aus der heute im Reich maßgebenden Politik zu entwickeln drohen. Weil diese Politik sich auf ganz andere Wege begeben hat, als die, welche sie im Bunde mit dem liberalen Geiste der Nation bei Gründung des Reichs betrat, ist die Lösung des alten nationalliberalen Parteiverbandes unvermeidlich geworden.

Der Prozeß um die „Sezession" ist ein Prozeß um das Sonst und Jetzt in der Politik des Reiches oder, um das Kind beim Namen zu nennen, in der Politik des Reichskanzlers.

Es heißt dem Bedürfnis eines guten Gewissens und zugleich eines gesunden Verhaltens gehorchen, wenn man sich über diese Dinge mit Offenheit ausspricht. Dies soll hier geschehen ohne Haß und ohne Furcht und mit Streben nach so viel Gerechtigkeit, als gutem Willen bei schweren Meinungskämpfen überhaupt erreichbar scheinen darf.

II.

Ursachen und Wirkungen.

Bald in freundlicher, bald in feindlicher Tonart hört man die Frage aufwerfen, ob der nach links abschwenkende Flügel der Nationalliberalen sich in Opposition gegen den Reichskanzler stellen wolle. Und je mehr einer mit Ängstlichkeit dieser Frage aus dem Wege geht, desto mehr suchen ihn andere in Verlegenheit zu setzen, indem sie für ausgemacht halten, daß auch schon der Gedanke an eine solche Opposition das sichere Zeichen der Verdammnis an sich trage.

Warum denn hier nicht offen Farbe bekennen? Ist es denkbar, daß eine Partei, von welcher die Politik des Fürsten Bismark ein Jahrzehnt lang beinah ausschließlich getragen war, sich entzweie, ohne daß das Verhältnis zum Kanzler dabei entscheidend eingegriffen hätte? Wenn man's auch leugnete, kein Mensch würde es glauben, und man könnte den sonderbaren Verdacht erwecken, als wolle man den alles beherrschenden Einfluß des Gewaltigen absichtlich mißkennen. Nein, es ist öffentliches Geheimnis, daß die endlich zum Ausbruch gekommene Krisis wesentlich durch die immer tiefer klaffende Spaltung herbeigeführt worden ist, welche in dem Verhalten zu den eigentlichen Lebens-

fragen der Reichspolitik die schärfsten Gegensätze zum Bewußtsein brachte, nicht sowohl zwischen den Mitgliedern der Partei selbst als vielmehr zwischen dem Kanzler und einem namhaften Teil der Partei. Hier allein liegt der Zersetzungsgrund und jeder andere wäre unzureichend. Mit diesem Bekenntnis einem Staatsmann gegenüber verschämt thun, der, so oft er es für nötig hielt, Meinungen, Parteien und politische Freundschaften kaltblütig gewechselt hat, wäre ein Akt wahrhaft komischer Zimperlichkeit.

Fürst Bismark personifiziert in sich den Gedanken, welcher Deutschland als völkerrechtliche Einheit unter Ausschließung Österreichs und unter Führung Preußens herstellen wollte, und diesen Gedanken hat er mit dem glänzendsten Erfolg durchgeführt. Um die Schaffung der deutschen Großmacht war es ihm zu thun. Den innern Gehalt des Reichs hat er dagegen, bei Lichte betrachtet, als etwas angesehen, auf das es weit weniger ankomme. Diese Auffassung der Dinge wurzelt durchaus im Grundzug seiner Natur und hängt enge zusammen mit dem Geheimnis seiner größten Kraft; und wenn heute gerade die inneren Angelegenheiten vorzugsweise Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Anstrengung geworden sind, so berechtigt das vor allem zu dem Schlusse, daß sie dermalen den besten Stützpunkt zur Einsetzung des Hebels abgeben, mit welchem Evolutionen der politischen Macht sich vollziehen lassen. Für diese energische Methode sind Dinge und Menschen nützlich, schädlich oder gleichgiltig, je nachdem sie dem auf die nächste Wegstrecke gerichteten Blick als fördernd, hinderlich oder abseitsliegend sich darstellen; nach dieser Schätzung werden sie begünstigt, bekämpft oder ignoriert. Bald findet zärtliche Schonung, was aus alter Zeit sinnlos in die Gegenwart hineinragt, bald wird zu kühner Neuerung ein Sprung ins Dunkle unternommen. Zu dem Wahlspruch, daß jeder Tag

seine Sorge hat, gesellt sich der Trost, daß die unerschöpflichen Hilfsquellen einer furchtlosen Erfindungskraft morgen schon Rat schaffen werden gegen die Verlegenheiten, welche das Gestern dem Heute bereitet haben möchte.

Darum ist bei Bismarcks Unternehmungen auch denen, welchen sie jeweils am meisten willkommen sind, immer etwas unheimlich zu Mute. In dem Moment, da sie zum Gastmahle erscheinen, gewahren sie noch das Gedeck des eben verschwundenen Vorgängers, und mitten in der Festesfreude beschleicht sie der Gedanke, ob nicht vor der Thüre draußen einer warte, der demnächst ihren Platz besetzen werde.

So wie sie hier geschildert ist, war die Politik Bismarcks von der ersten Stunde bis auf den heutigen Tag, so vor allem verfuhr sie, als es 1866 und 1871 galt, die Hand an die Umgestaltung des deutschen Gesamtstaates zu legen. Je weniger er am Alten zu rütteln brauchte, desto lieber war es ihm. Ja, so viel schnörkelhaften und schwerfälligen Plunder er aus dem alten Bundesinventar in die neue Ordnung mit herübernehmen konnte, so viel Gewinn mochte es ihm scheinen, um durch die diplomatische Schonung dynastischer Eigenlieben den Weg nach seinem großen patriotischen Ziele von kleinen aber unbequemen Hindernissen frei zu halten. Mainlinie, bairische Reservatrechte mit der barocken Itio in Partes, würtembergische, badische Sonderrechte, klimperkleine Landeshoheiten, Reichsland in nebelhaftem Staatsgewande, alles vortrefflich, je bunter, je besser, nur doktrinäre Narren verlangen Einheit und Gleichmaß. Eines allein ist wichtig: ein möglichst großes Heer, ein Oberbefehl, eine leitende Hand, zu all' dem das nötige Geld und damit Basta!

Weil aber zu den großen Umwälzungen auch die wohlgewürdigte Kraft der großen Volksströmung nicht entbehrt

werden konnte, ward das bunte Allerlei des Überlebten ganz lustig auf den modernsten Apparat des allgemeinen Stimmrechts gesetzt. Über die Bedenklichkeit des Experiments sollte vorerst der Wegfall der Tagegelder beruhigen. Im Sinne seines Urhebers ist das Sozialistengesetz selbst auch nur wieder ein kräftiges Gegenmittel zur Befreiung von den zur Zeit unbequemsten Nachwehen desselben Experiments.

Dieser überschäumend naturalistischen Staatskunst wird niemand ihr Recht bestreiten, welcher weiß und bedenkt, wie überhaupt von je in der Welt Geschichte gemacht worden ist, und am wenigsten wird er sie für Deutschland ablehnen wollen, welches, den einzigen Friedrich von Preußen ausgenommen, seit Jahrhunderten keinen Mann an der Spitze des Staats gesehen hatte, der Geschichte zu machen verstand und begehrte.

Aber die Menschheit lebt nicht von großen geschichtlichen Thaten allein, die mehr der Heilung großer Schäden, als der Erhaltung der Gesundheit zu dienen geartet sind. Allerdings ist das deutsche Reich ein Werk der großen politischen und kriegerischen Aktion und für seine Erhaltung auch zunächst darauf angewiesen, den Zusammenhang mit dieser seiner Entstehungsweise nicht zu vergessen. Aber es war das schönste Zeichen eines edlen Aufschwungs im Geiste der Nation, daß sie vom Anbeginn der Umgestaltung an auch an die Erneuerung und Erhöhung ihres inneren Lebens glaubte und diesem Glauben in der Wirklichkeit Recht zu schaffen begehrte. Und es ist hinwiederum ein unzweideutiges Symptom des Niedergangs, daß heute verlangt wird, der „nationale“ Sinn solle sich, unbekümmert um den Inhalt der Dinge, einzig von der Rücksicht auf die Leitung der auswärtigen Politik führen lassen. Das ist ein Gebot, welches nur für den thatsächlichen Kriegszustand paßt.

Wenn die fünfzigjährige Rüstung, zu der wir nach

einem berühmten Ausspruch verurteilt sind, auch die Folge haben sollte, daß die ganze innere Entwicklung dem einen Bedürfnis nach möglichst großer, möglichst imponierender Macht kritiklos untergeordnet würde; wenn wir nicht bloß die Last einer fünfzigjährigen Rüstung tragen, sondern auch ein halbes Jahrhundert lang die Aufgaben der Kultur in das Belieben einer Diktatur stellen sollten, so würden wir damit im Innern mehr zerstören, als wir nach außen verteidigen, wir würden um des äußeren Friedens willen den inneren Krieg gegen uns selbst führen, und auf unser gesamtes öffentliches Leben würde jener alte Spruch zutreffen, der da warnt, nicht in der Sorge um das Dasein das hinzugeben, was allein dem Dasein Wert verleiht: propter vitam vivendi perdere causas. Keine Begeisterung aber und keine Dankbarkeit berechtigt zu diesem Verzichte. Keine noch so geräuschvolle Rhetorik soll vergessen lassen, daß die Politik des Krieges und Sieges schließlich doch nur den Beruf hat, den Staat zu schaffen und zu erhalten, der durch seine glückliche Ordnung das Lebensglück seiner Bewohner schirmt und fördert. Selbst die äußere Stärke, die Wehrkraft, der Zusammenhalt sind nicht dauerhaft gesichert ohne wohldurchdachte, dem Geist der Zeit entsprechende Einrichtungen, und die Art ihrer Gestaltung ist mit nichten so gleichgiltig, daß auf ihr So oder Anders das dem großen Kanzler geläufige Bild jener an ihren beiden Enden vollständig gleichgeformten Fleischware paßte.

Den Grundgedanken des im Jahre 1866 zwischen Bismarck und den Liberalen geschlossenen Friedens bildete das Zugeständnis, daß der Zielpunkt der Bismarck'schen Politik, weil er sich absichtlich verhüllt hatte, Gegenstand irrtümlicher Antipathie geworden war. Erst nachträglich trat zu Tage, daß es sich nicht darum gehandelt hatte, die preußischen Angelegenheiten im Innern durch neue Freiheits-

beschränkungen nach rückwärts zu treiben, sondern den deutschen Staat ins Leben zu rufen. Die Indemnität sollte bezeugen, daß man den großen Reformator fälschlich für einen kleinen Reaktionär gehalten hatte; und der neugeschlossene Bund wurde von des Kanzlers Seite anerkannt und damit besiegelt, daß er das Feld der inneren Gesetzgebung im Geist der Zeit zu bestellen denen überließ, welche ihm die Indemnität erteilt hatten.

So ward von Anfang an dieses Gebiet des inneren staatlichen Lebens ganz natürlich den aus der höheren Verwaltung, vorzugsweise preußischer Tradition, aus der Volksvertretung, Wissenschaft und Publizistik hervorgegangenen Politikern zugeteilt, und in der aufsteigenden Periode schloß man sich von beiden Seiten zusammen. Jeder ließ den Andern an seinem Platze gewähren, und kam man einander hie oder da ins Gehege, so machte man sich nach mehr oder weniger langen Reibungen gütliche Zugeständnisse. In der gehobenen Stimmung der schöpferischen Jahre blieb auch der nach außen gewandte Realismus nicht ohne Empfindung für die Unentbehrlichkeit der edlen inneren Lebenskräfte. Und welche unbegrenzte Anerkennung wiederum zollte der ideale Drang dem Mann der That, ohne den nach menschlicher Berechnuug niemals der Anfang gelungen wäre!

Aber es kamen andere Zeiten. Immer häufiger und immer schärfer stellten sich die Reibungen ein auf dem inneren Gebiete, welches bis dahin der Kanzler seinen Mitarbeitern in der Verwaltung und seinen parlamentarischen Anhängern überlassen hatte. Nicht die ersten, wohl aber die ersten starken Symptome zeigten sich bei der Novelle zum Strafgesetzbuch. Mit Delbrücks Entlassung, im Frühjahr 1876*), konnte die ganze Wendung als vollzogen

*) In dieselbe Zeit fällt ein sehr bezeichnender Vorgang, über welchen sich der konservative Herr v. Heydebrand und v. d. Lasa auf dem Partei-

gelten. Von da an datiert auch im Keim die Spaltung in der nationalliberalen Partei.

Persönliche Anschauungen des Kanzlers, dem eigenen Gesichtsfeld und alten Reminiszenzen entsprungen, drängen sich von nun an mehr und mehr in den Vordergrund, und, was viel schlimmer, Anschauungen Dritter, bestimmten Interessenkreisen entstammend, verstehen sich einzuschmeicheln. Alle unter dieser Einwirkung auftauchenden Entwürfe tragen denselben Stempel eines mit schnell wirkender Gewalt hastig gesuchten Erfolges. Flache Empirie wird für höchst praktische Weisheit, jeder Einwand wird für doktrinäre Thorheit erklärt. Was hat den mächtigen Geist irre gemacht an der Gedankenrichtung, auf die er eingegangen war, was hat ihn zurückgetrieben zu jenen alten Anschauungen, die er zwar gewiß niemals einer Schwärmerei für Humanität oder Freiheit geopfert (man erinnere sich schon aus der ersten Zeit an seinen heftigen Protest im Streit um die Todesstrafe!), die er aber bei dem gewaltigen Ansatz zu großen neuen Gestaltungen ganz von selbst abgeschüttelt hatte? Die Annalen des Norddeutschen Bundes bewahren uns ein charakteristisches Merkmal der Erinnerung an jenen ersten frischen Lebenshauch, der sofort antrieb, mit den kleinlichen Überlieferungen des engherzigen patriarchalischen Staates zu brechen. Im ersten Band des Gesetzblattes für den Norddeutschen Bund, unmittelbar nach der Publikation der Verfassung, der Ernennung des Kanzlers und der Einberufung des Reichstags, beginnt die Reihe der Verkündigungen mit dem Gesetz über das Paßwesen vom 12. Oktober 1867, welches Inländer

---

tag in Breslau unlängst also vernehmen ließ: Als im Jahre 1875/76 das deutsch-konservative Programm unter Mitwissen des Fürsten Bismarck zu Stande kam, da ahnten es damals wohl kaum die Begründer der deutsch-konservativen Partei, daß schon im Jahre 1880 fast jeder einzelne Punkt dieses Programms in Angriff genommen oder wenigstens in Betracht gekommen sein würde. (Nach der Kreuz-Zeitung.)

wie Ausländer vom Jammer einer absurd gewordenen Überwachung erlöste, Deutschland darin den beiden freiesten europäischen Staaten, England und der Schweiz, gleichstellend. Mit um so größerer Freude ward dies Symptom des Verständnisses für die Bedürfnisse der modernen Welt begrüßt, als man die Neuerung der Initiative des Kanzlers selbst zuschrieb. Das Jahr 1869 bewahrt ein noch viel sprechenderes Zeugnis für diese Sinnesrichtung. Damals ward unter seinen Auspizien der Vertrag zur Unterstützung der Gotthardbahn geschlossen, zu welchem er die deutschen Eisenbahngesellschaften heranzog, weil es ihre Aufgabe sei, den großen durchgehenden Verkehr zu fördern. Heute dagegen werden unter den Auspizien desselben Kanzlers Projekte ausgearbeitet, deren Absicht darauf hinausgeht, die großen Bahnverbindungen mit Belgien und Holland durch Ablenkung der Schiffahrt brach zu legen.

Wenn die Durchstechung des Gotthards zwanzig Millionen wert war um des großen Verkehrs mit Italien und dem Mittelmeer willen, wie viel erst hätte man beitragen müssen, um Häfen wie Antwerpen und Rotterdam herstellen zu helfen, wenn sie nicht bereits dagewesen wären! Und heute werden Pläne ausgeheckt, um zwischen uns und diesen Häfen einen unübersteigbaren Wall aufzuwerfen! Wenn die kürzeste Verbindung mit der Nordsee ein nationales Übel ist, dem man abhelfen muß, wie konnte man Opfer bringen, um den Gotthard zu durchstechen? Da hätte man doch den Berg erfinden müssen, wäre er nicht da gewesen! Und ganz konsequent macht der erfinderische Apostel der Sürtaxe auch schon Vorschläge, wie man den Tunnel wieder verstopfen könne*).

*) Mosle, der Unterscheidungszoll S. 34. „Wenn Deutschland seine Nachbaren verhindern will, von seinen wahrhaft kolossalen Opfern für die Gotthardbahn den größten Vorteil zu ziehen, so muß es bald Anstalten

Es läßt sich kein sinnfälligeres Merkzeichen für die Umkehr im Geiste denken, als daß derselbe Mann, der vor zehn Jahren Berge aus dem Wege räumte, heute Berge auftürmen möchte. Damals aber folgte auf jenen ersten Schritt eine ganze Reihe von Gesetzen, welche dieselben Grundgedanken weiter bildeten; und wenn im späteren Verlauf der Kanzler nur noch selten mit eigner Initiative eingriff, vielmehr seine Mitarbeiter frei gewähren ließ, so hatte er doch selbst die Richtung bezeichnet und eingeschlagen, in der sie weiter wirkten. Hat er nicht den englischen Tarif ganz weniger Finanzpositionen angepriesen und weiß man nicht, wie lebhaft er sich sogar für die seitdem so vielgeschmähte Aufhebung der Eisenzölle interessierte! Welcher Gegensatz zwischen der Politik jener Zeit und der Absperrungstheorie, die einen großen Teil des Nord- und Ostseehandels nach Kopenhagen, Libau, Fiume und Triest verscheucht; welche, Baiern verbarrikadierend, Österreich-Ungarn zwingt, mittelst der Arlbergbahn neue Deutschland umgehende Bedingungen zu suchen!

Wie doch kann man vernünftiger Weise verlangen, daß die in der Mitarbeiterschaft des ersten Jahrzehnts freudig Verbundenen diese Umkehr mitmachen! Wie will man es nicht natürlich finden, daß sie lieber das alte Band zerschneiden, als sich zur Verleugnung ihrer besten Vergangenheit mit

---

dazu treffen. Wo nicht, wird ganz unausbleiblich seine Versorgung mit außereuropäischen Produkten nach Eröffnung jener Bahn in so bedeutend progressivem Maße zunehmen, daß auch dem hanseatischen Handel eine neue empfindliche Schädigung dadurch erwächst." **)

**) Der Bremer Abgeordnete Mosle, welcher sich zu des Kanzlers ganz besonderem Wohlgefallen aus einem strammen Freihändler in einen extremen Schutzzöllner umgewandelt hatte, schrieb jene in der vorausgehenden Anmerkung erwähnte Broschüre zur Befürwortung eines Differentialzolles zu Gunsten der direkten Einfuhr in deutsche Häfen und der deutschen Flagge, dessen Annahme bei der Reichsregierung eine Zeit lang ernstlich drohte.

fortreißen lassen! Eine politische Partei, welche solche Wege einschlüge, würde ihr eigenes Grab graben und allen Glauben an Überzeugung bei ihren Anhängern im Volke abtöten.

Mit jenem Anflug von Melancholie, welcher den Zauber seiner Persönlichkeit erhöht, hat der Kanzler jüngst in einer, auf besonderen Eindruck berechneten Parlamentsrede den Gedanken eingeflochten, daß er selbst über das nämliche Problem nachbrüte, das uns hier zu schaffen macht. In stiller Nachtzeit, so erzählt er, lege er sich die Frage vor, warum ihm aus den Reihen derer, die ehedem zu ihm standen, jetzt nicht selten Abneigung und Widerstand entgegentrete? Und es sei wie eine Erleuchtung über ihn gekommen, als er einst zu später schlafloser Stunde in einem Geschichtswerke über einen dahingegangenen Staatsmann die Erklärung seiner eigenen Leiden entdeckte. Eine so lange, viele Jahre hindurch festgehaltene Ministerschaft habe allmälig wie gegen jenen, so auch gegen ihn eine Summe von Mißvergnügen und von Feindschaften angehäuft, die schließlich in dieser Auflehnung zum Durchbruch kommen. Man hat vermutet, es gehe diese Anspielung auf den französischen Staatsmann, welcher genau eben so lange das Ruder des Staats in seinen allmächtigen Händen gehalten hat, als es Fürst Bismarck schon hielt zur Zeit, da er jene Worte sprach: achtzehn Jahre. Und für die Richtigkeit der Vermutung spräche es, daß außer Richelieu kein Minister in der Geschichte Frankreichs figuriert, der sich an Bedeutung mit Bismarck messen könnte. Aber wer möchte ohne zu lächeln die Parallele ziehen hören zwischen den parlamentarischen Gegnern des deutschen Kanzlers und den Widersachern des französischen Kardinals! Dort alle Großen des Landes, Mutter und Bruder eines Königs, Prinzen von Geblüt, Marschälle und Favoriten, Exil, Bastille, Schafott,

Schwert und Dolch, die heißen Wallungen des italienischen und französischen Temperaments. Und hier — die armen unschuldvollen deutschen Liberalen, die so wenig nach irdischer Macht und Vergeltung trachten, daß, auch verfolgt, gedrückt und verleugnet, die meisten von ihnen noch nicht einmal den Gedanken auch nur einer zahmen Gegnerschaft zu fassen vermögen! Auf welche Erklärungen verfällt nicht ein Kopf, dessen Energie auch damit zusammenhängt, daß er für jedes Hindernis die Erklärung immer nur in der Verschuldung anderer sucht! Wahrlich, nicht in den Reihen jener platonischen Opposition, der es schon zum Vorwurf gemacht wird und welche selbst beinah Gewissensschmerzen verspürt, wenn einer aus ihrer Mitte zum Geheimen Rat aufrückt; nicht in der asketischen Brüderschaft, die der brotlosen Kunst des liberalen Parlamentarismus sich widmet, leben die auf des Kanzlers Macht Eifersüchtigen, welchen er im Wege steht. Giebt es überhaupt solche, so sind es dieselben, denen er schon damals in den Weg trat, als er zu ihrem Schrecken die Pforten des Staatslebens dem freien Luftzug einer neuen Zeit öffnete. Damals zogen sich die Heißsporne der dunklen Manteuffelszeit schmollend von ihm zurück, weil er sie aus dem Alleinbesitz einträglicher Macht verdrängt hatte; sie ganz zu beseitigen, ist auch ihm nie gelungen; und heute sind sie dank seiner bußfertigen Rückkehr zu ihrer Weltanschauung auch wieder im vollen Aufmarsch begriffen. Denn ganz mit vollem Rechte konnte er in der bereits erwähnten Rede (vom 8. Mai d. J.) ausrufen:

„er habe das Gefühl, daß die rückläufige Bewegung,
„die Minderung der Begeisterung für die nationale
„Entwicklung, die damals uns alle, alle beherrscht,
„einen ganz außerordentlich weiten Weg schon zurück-
„gelegt habe."

Sollte er wirklich nicht ahnen, daß er selbst der Führer

dieser rückläufigen Bewegung ist; daß nur sein mächtiges Zuthun den Partikularismus überall wieder hervorgelockt hat?

Aber so wunderlicher Selbsttäuschung auch die Meinung entspringt, daß es das Machtbedürfnis der Liberalen sei, welches ihm, dem Kanzler, Hindernisse bereite: über eins täuscht ihn sein Gefühl doch nicht ganz. Es wendet sich etwas von ihm ab in der Gesinnung der Nation und gerade am meisten in den Reihen der Gebildeten. Mit Schmerz und Betrübnis gewahrt man da seit Jahr und Tag, wie der einst dem guten Geist freier und humaner Entwickelung zugänglich gewordene Genius des gewaltigen Mannes wieder jenen Mächten anheimfällt, von denen er sich losgerissen hatte; jenen Mächten, welche noch jedesmal Deutschlands aufsteigende Entwickelung nach kurzen Blütenperioden wieder zu unterbrechen verstanden, und welche mit ihrem heutigen Triumph die alte trostlose Behauptung von der Vergeblichkeit aller Mühen um die Herstellung eines freien deutschen Staatslebens von Neuem wahr zu machen scheinen. Diese in der Stille sich vollziehende Abkehr, diese unsichtbare Entfremdung der Geister fühlt der gewaltige Mann auf seiner einsamen Höhe, er fühlt sie um so tiefer, als ihm einst aus denselben Sphären so frohe Huldigung zugeströmt war. Und obgleich er Europa in seiner Hand und Deutschland zu seinen Füßen sieht, so entgeht ihm doch nicht, daß ein Gedanke, wenn er erst von den Köpfen der Denkenden einer Nation Besitz ergriffen hat, sich in immer weitere Kreise fortpflanzen muß. Langsam geht es im Anbeginn und langsam breitet sich diese tiefe, man möchte sagen schwermütige Verstimmung aus. Gestehen wir es nur: die Massen sind noch nicht davon ergriffen, in breiten Schichten des Bürgertums wirkt die tiefgewurzelte Verehrung weiter, ganz besonders da, wo tonangebende Interessen neuerdings ab-

sichtlich verpflichtet worden sind. Aber in den Sphären des Lebens, wo die Männer der Wissenschaft und der Litteratur, die gereiften Kenner der Staatsverwaltung und des großen geschäftlichen und gewerblichen Berufs sich bewegen, hat sich allmählich, zwar nicht ohne Widerspruch, aber mit entschiedenem Übergewicht, ein ablehnendes Urteil herausgebildet, wenn schon dasselbe auf der bloßen Oberfläche der öffentlichen Meinung sich noch nicht auf den ersten Blick bemerkbar macht. Und wenn das der Weg ist, auf welchem allmählich die Ideen eines Volkes sich umgestalten, und nicht gar langsam in der heutigen Zeit der nahen Berührung der Menschen und raschen Gangart der Ereignisse, so begreift sich, warum die noch schwache Opposition einiger ehemaliger Anhänger dem Kanzler Äußerungen tiefen Unmutes entlockt. Er fühlt es, daß der Widerspruch, auf den er bei seinen neuesten Projekten stößt, aus dem Bruch mit derjenigen Kulturwelt entspringt, auf die er und die auf ihn gebaut hatte. Und weil er sich sagen lassen muß, daß ihm diese Hindernisse nur bereitet werden, damit er nicht das eigene Werk seiner großen Zeit zerstöre, fühlt er sich versucht, den Spieß umzudrehen, den Widersprechenden Abtrünnigkeit von dem Geist jener Zeit vorzuwerfen. Hat er sich doch dazu verstiegen, sie zu Partikularisten zu stempeln, weil sie nicht Deutschlands maritimen Großhandel einer Gegnerschaft zu opfern gemeint sind, welche nur die dürftigsten sachlichen Gründe für das bloß formale Bedürfnis, das Zollgebiet abzurunden, vorbringt.

Das sind nun allerdings die mit einem beinah zwanzigjährigen und immer persönlicher gewordenen Ministerregiment verbundenen Gefahren! Nicht von außen ziehen sie sich

gegen dasselbe zusammen, sondern sie entwickeln sich aus seinen innern Zuständen heraus. In einem ernstlich parlamentarischen Staatswesen wäre, wenn auch eine solche Dauer, jedenfalls solche Unantastbarkeit nicht denkbar. Pitts achtzehnjährige Herrschaft war auch schwer zu tragen, aber sie war nur während einer kurzen Zeit so unbestritten.

Wenn Bismarcks langes Regiment als das natürliche Ergebnis der geschehenen Dinge anzusehen ist und noch heut im Inland und Ausland schlechthin für unentbehrlich gilt, so schlagen auch wir es als nichts Geringes an, daß ein Mann an der Spitze des Reiches steht, dessen Name allein die Feinde schreckt und Armeen aufwiegt. Aber darum dürfen wir doch nicht das Bedenkliche unseres politischen Entwicklungsganges übersehen. Wir bezahlen, was wir gewonnen und zumal die Art wie wir es gewonnen, mit den entsprechenden Nachteilen. Die Nation hat sich ihre Einheit von einem einzigen Mann und zwar von einem Mann der eigen gearteten preußischen Aristokratie machen lassen. Nicht seine Schuld, sondern allein die Schuld der Nation oder ihr Verhängnis zum mindesten ist es, wenn sie im Verlauf der Dinge sich ohne ihn hilflos und verlegen fühlt. Errungen hat das deutsche Volk seine Einheit nur im Kampf mit dem auswärtigen Feind. Was Wunder, daß alles, was seitdem geworden ist, immer wieder als nebensächlich hinter die zwei Faktoren zurücktritt, die alles gemacht haben: Bismarck und die Armee! Die Nation hätte eine andere sein müssen als sie war, um nach solchen Anfängen, wie die der Jahre 1866 und 1870, die aus Bismarcks Händen zum Dank für die geleisteten Waffendienste empfangene Einheit und Beteiligung an den großen Staatsangelegenheiten fest zu ergreifen und selbständig weiter zu führen. Aber eben weil es so gekommen war, weil die Nation niemals vorher politische Kraft genug besessen hatte, sich selbst ihr Schick-

sal zu schaffen, ward ihr auch das Festhalten des Erlangten so schwer. Es hätte ebenso viel Ausdauer und Selbständigkeit auf der einen Seite dazu gehört, um die neu erworbenen Güter mit dem nötigen Nachdruck zu verteidigen, als Entsagung von der anderen Seite dazu gehört hätte, freiwillig die Macht mit einer Nation zu teilen, die bis dahin so wenig Sinn, Geschick und Spannkraft für den Selbstbesitz ihres politischen Wesens bewährt hatte.

Es ist noch Wunders und Glücks genug, daß im beseligenden Gefühl der neuen Herrlichkeit den freisinnigen Deutschen vergönnt war, sich mit dem Gewaltigen, der sie ihnen verschafft hatte, ein Jahrzehnt hindurch zu vertragen und in die Arbeit zu teilen, in die Arbeit, wohlverstanden, nicht in die Macht, denn von der Macht hatten auch nicht einen Augenblick die Liberalen den kleinsten Zipfel ergriffen. Und wenn die ganze Verkettung des Geschehenen zu einem so langen Ministerium führte, so darf man sich auch nicht wundern, daß diese abnorme Dauer auch wieder Übel besonderer Art im Gefolge hatte. Auch dem Größten ist nicht vergönnt, ewig auf derselben Höhe der Leistung zu bleiben. Die langen Regierungen aller bedeutenden Herrscher geben Zeugnis für diesen Satz. Die Größe der Kraft erweckt bei ihr selbst und bei den andern so hohe Ansprüche, daß in dem Maß, als sie sich erschöpft, die Überreizung und die Versuchung des Irrtums sich einstellt.

Um den Fehlern gerecht zu werden, in welche der Kanzler unserer Ansicht nach verfiel, muß man den Maßstab ins Auge fassen, den er, und von Anfang an gewiß noch weniger er selbst als die Nation, an sein Genie anlegte. Jedes Regiment erlebt Mißgeschick, und jedes Mißgeschick suchen die Menschen aus begangenen Fehlern zu erklären. Wenn nach der Übung freier Länder Parteien und Minister zusammen stehen und fallen, so werden auch wirkliche oder

vermeintliche Fehler von beiden zusammen getragen. Und da es mit der Zeit auch nachfolgenden Ministern und ihren Parteien nicht besser geht, so wird die, weil gemeinsam, an sich schon leichter zu tragende Last noch erträglicher dadurch, daß vor aller Augen die Wagschale der öffentlichen Meinung bald nach der einen, bald nach der andern Seite schwankt.

Macht aber die wie zum Gesetz gewordene Permanenz eines Ministers es notwendig, daß die Parteien allein fallen und der Minister bleibt, so werden Mißgeschick und Fehler nur von dem schwächeren Teil verbüßt. Je siegreicher der Minister den Sturz seiner Verbündeten überleben soll, um mit neuer Unsterblichkeit gesalbt aus der Wandlung hervorzugehen, desto größer wird für ihn die Versuchung, seinen vormaligen Bundesgenossen Fehler aufzubürden, und je mehr er selbst wirkliche oder vermeintliche Versehen mitgemacht hat, desto mehr wird es ihn gelüsten, dies durch Anklagen gegen seine ehemaligen Genossen zu verdecken. Bei solchen Verwicklungen kommen Wahrheit und Gerechtigkeit immer zu kurz. Das Bündnis einer wandelbaren Partei mit einem unwandelbaren Minister wird nicht nur einer jeden Partei verderblich werden, sondern auch alle politischen Begriffe im Volke in Verwirrung bringen. Aus dem zehnjährigen Bündnis mit dem Fürsten Bismarck ist, obwohl dasselbe für die erste Zeit des Reichs eine unabweisbare Notwendigkeit gewesen, die nationalliberale Partei vorerst mit schwerem Verlust hervorgegangen. Jede andere Partei, welche mit dem Fürsten so lange verbunden gewesen wäre, würde dasselbe Schicksal erlitten haben, insbesondere, wenn sie ihm mit gleicher Selbstlosigkeit beigestanden hätte wie die nationalliberale Partei, was allerdings kaum zu gewärtigen wäre.

Emporarbeiten kann die liberale Sache sich nur, wenn sie mit voller Selbständigkeit nach dem Maßstab ihrer

eigenen Grundsätze die Arbeit wieder aufnimmt. Denn nichts widerspricht diesen Grundsätzen schärfer, als die Methode, welche der Kanzler in die innere Politik eingeführt hat, seitdem er zu dem Entschlusse gekommen ist, seinen früheren Mitarbeitern jeden Einfluß auf dieselbe zu entziehen und allein Alles zu machen.

Es gab eine Zeit, wo der Kanzler, auf konkrete Fragen der inneren Gesetzgebung angeredet, zur Antwort gab, davon verstehe er nichts, dafür lasse er Delbrück sorgen, Delbrück oder einen Anderen, den es gerade anging. Auf einmal wie über Nacht schlug die Sache um. Hatte sich der Kanzler wirklich in der Zeit seiner vollsten Kraft und Wirksamkeit so schwer über sich selbst geirrt, als er seine Kompetenz in Dingen, denen er vordem nie berufsmäßige Aufmerksamkeit geschenkt, ablehnte? Oder ist ihm, da wir doch schließlich dem ehemals von ihm selbst abgegebenen Zeugnis glauben dürfen, die höchste und tiefste Einsicht über Dinge, denen er sich bis dahin ferngehalten, im Handumdrehen angeflogen, wie man jetzt zuweilen hören kann? Diejenigen natürlich, welche ihm mit dieser Vergötterung dafür lohnen, daß der plötzlich über ihn gekommene Beruf so handgreiflich zu ihrem Vorteil ausgeschlagen ist, haben sofort als Erklärung die Intuition des Genies bereit, welches nur zu wollen braucht, um in Allem das Höchste zu leisten. Aber obwohl diese servile Beräucherung an dem Umschwung der Dinge nicht unbeteiligt war, so darf man doch dem skeptischen Geiste des Verherrlichten zutrauen, daß er inmitten all der wohlberechneten Götzendienerei noch sein Teil Selbstkritik und Kritik der Andern geübt haben wird. Er müßte nichts mehr von dem oft gezeigten Sinn für die Grenzen menschlicher Vollkommenheit haben, wenn ihm nicht manchmal mitten in den großen Anläufen zum Umbau des ganzen Staats- und Verkehrslebens vor der ihm zuerkannten Gott-

ähnlichkeit bange würde. Aber freilich! wenn mit sich immer steigernder Selbstgewißheit verkündet wird, daß der Staat alle Sphären des Lebens durchdringen, beseelen, einrichten und lenken müsse, und wenn nun diese doktrinärste aller Doktrinen von dem allumfassenden Beruf des unfehlbaren Staates vor den Einen hintritt, in dessen Person sich so viel staatliche Macht verkörpert, so müßte der Eine in der That übermenschliche Entsagungskraft im Busen tragen, damit er dieser Versuchung, ein Gott zu werden, widerstände.

Gerade die eminenten Gaben, welche den einen Mann befähigten, zu vollbringen, was die Nation im Laufe der Jahrhunderte nicht vollbracht hatte, gerade diese Gaben schlugen ihm und ihr zum Schaden aus als er, dem eigenen, richtigen Gefühl von ehedem entsagend, seine persönliche Wirksamkeit mit ihrer eigentümlichen Methode auf das Gebiet des inneren Staatslebens übertrug. Denn der Natur dieser inneren Entwicklung widerstrebt von Grund aus alles gewaltsame, von außen eingreifende, mechanische Erfassen der Dinge. Hier gilt kein schnelles, urplötzliches Machen, hier gilt nur geduldige Pflege und Förderung eingeborener, still wirkender Anlagen; hier lohnen nicht rasch erzielte Resultate, hier lohnt nur langsames Wachstum; hier frommt es nicht, im Dienst des Augenblicks ein einziges Ziel mit Hintansetzung und Preisgebung aller anderen rücksichtslos zu verfolgen, hier beruht das Heil auf dem Gleichgewicht der im tausendfältigen Getriebe menschlicher Thätigkeit nach allen Seiten ebenmäßig und frei waltenden Kräfte. Schon zu der Zeit, da der Kanzler noch Zurückhaltung übte, verriet sich, wenn die notwendige Verkettung der Dinge ihn hie und da an die innere Politik heranführte, die Unberufenheit eines Ingeniums, welches vorzugsweise mit drastischen Mitteln Menschen und Dinge von

ihrer äußerlichen Seite anfaßt und sie das Übergewicht der mit kluger Berechnung gesammelten äußeren Gewalt fühlen läßt. Und gerade an den Stellen, wo die falsche Auffassung der Dinge sich am stärksten vergriffen hat, pflegen neue Fehler mit verstärktem Nachteil einzusetzen, denn es giebt kein sichereres Mittel, zum zweiten Mal auf Abwege zu geraten, als wenn man nicht zugeben kann, daß man sich bereits ein erstes Mal verirrt hat.

Offenbar hat nichts so sehr zu jener schroffen Wandlung im Verhalten des Kanzlers beigetragen, nichts einen so starken Eindruck auf sein Urteil gemacht, als der wirtschaftliche Rückschlag, welchen Deutschland wenige Jahre nach der Einziehung der Milliarden erlebte. Der Eindruck mußte um so größer sein, als der Kanzler selbst sozusagen der verantwortliche Herausgeber des Friedensschlusses war, und als in seinen Augen die Milliarden einen sehr bedeutenden Platz in diesem Abschluß eingenommen haben. Manche in jener ersten Zeit gefallene Andeutungen lassen ahnen, daß er sich von dieser enormen Kriegsentschädigung ganz andere Wirkungen versprochen hatte. Daß diese nicht eintrafen, daß Frankreich die ungeheuren Zahlungen mit überraschender Beschleunigung erledigte, daß es bald darauf schon unverkennbare Lebenszeichen eines sich neu entfaltenden Wohlstandes aufzuweisen hatte, während in Deutschland Geschäftsstockungen und Verluste hervortraten, welche von den Gegnern der Reichspolitik, wenn auch wider alle Wahrheit, als Anzeichen eines dauernden Rückganges ausgeschrieen wurden, das alles hat den auf solchen Gang der Dinge nicht im geringsten vorbereiteten Sinn des Mannes, der triumphierend mit beladenen Händen vom Frankfurter

Frieden heimgekehrt war, ohne Zweifel mächtig erschüttert. Aber statt durch diese schmerzliche Entdeckung auf die richtige Erkenntnis der Dinge hingewiesen zu werden, statt zu ahnen, daß diejenigen, welche das Heil so einfach in der Überführung mehrerer Milliarden in Geld oder Geldanweisungen gewahrten, die Dinge viel zu derb, zu oberflächlich und zu mechanisch aufgefaßt hatten, ließ er sich von Neuem bewegen, die Erklärung der ganzen Kette der Begebenheiten und die Korrektur für den Mißerfolg auf denselben Wegen zu suchen, welche zur ersten Täuschung geführt hatten. Nun sollten Zollsätze, Monopole, Besteuerungsart die Hilfsquellen Frankreichs und Deutschlands Verlegenheiten erklären, und die Rettung sollte in der blinden Nachahmung dieser höchst zweifelhaften und jedenfalls ganz sekundären Einrichtungen zu finden sein. Es fällt uns nicht ein, dem Kanzler einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihm nicht der Gedanke an die Gefahr der raschen Einziehung der Milliarden kam. Es war durchaus verzeihlich, daß Fürst Bismarck, der Politiker, Weltmann und Landwirt, sich durch die faszinierende Macht des baren Geldes beherrschen und von der Voraussetzung führen ließ, man könne so mir nichts dir nichts fünf Milliarden Reichtum von einer Stelle der Welt auf die andere übertragen. Zum Überfluß lieferte die Unzuverlässigkeit des damaligen französischen Provisoriums ein so triftiges Argument für die Notwendigkeit einer raschen Abwicklung, daß nur hier und da schüchterner Widerspruch sich zu erheben wagte; und ganz wäre auch bei vorsichtigerer Behandlung der Sache die Krise nicht ausgeblieben, weil schon die bloße Aussicht auf die große Geldoperation und die in der ganzen Welt auf den neu hergestellten Frieden gegründeten Hoffnungen zu Überspekulationen geführt hätten. Weder die Art, wie die Sache geführt worden ist, noch die Enttäuschung, die

sich daran knüpfte, vermöchte Grund zu einem Vorwurf zu geben. Die schwere Verirrung lag darin, daß man die wirtschaftliche Verfassung Deutschlands für eine Wendung der Dinge verantwortlich machte, an der sie — gleichviel, ob an sich gut oder schlecht — für jeden Unbefangenen ganz unschuldig erscheinen muß.

Dem sogenannten praktischen Sinn, der sich nur auf das Nächstliegende richtet, erscheint immer wieder das Geld allein als der Reichtum und Besitz, ähnlich so wie dem Auge Sonne, Mond und Sterne als größere und kleinere Lichter an dem über die Erde gespannten Himmelszelt erscheinen. Dieser an den gröbsten Sinneseindrücken haftenden Anschauung der Dinge die Regelung der wirtschaftlichen Angelegenheiten eines Landes überlassen, ist ebenso gerechtfertigt, als es gerechtfertigt wäre, öffentliche Anordnungen, welche nach physikalischen Raumverhältnissen zu treffen sind, denen zu überlassen, welche die Sonne als einen mehrere Fuß breiten, hinter dem nächsten Berg untersinkenden Feuerball und die Sterne als freundliche, am Himmel erglimmende Nachtlichter ansehen. Und wie auch gebildete Menschen, welche wissen, daß die Sonne nicht dort unten ins Meer hinabtaucht, sich dem unmittelbaren Eindruck des Schauspiels nicht ganz entziehen können, so läßt sich in ökonomischen Dingen das Urteil der Meisten, auch der besser Belehrten, immer wieder verwirren durch den Eindruck, welchen das Geld auf ihre Vorstellung ausübt. Neun Zehnteile aller Fehlschlüsse entspringen noch bis auf den heutigen Tag aus dieser Sinnestäuschung, trotz allem, was dagegen geschrieben und gesagt worden ist. Wer, der Sache auf den Grund gehend, sich Rechenschaft darüber gegeben hätte, was es heißen will, eine Wertmenge von Milliarden aus einem Land ins andere zu ziehen, würde die Gefahren erkannt haben, die mit der ungeduldigen Ein-

kassierung einer so ungeheuren Forderung verbunden waren. Wie wunderlich erscheint es doch dem ruhigeren Urteil, daß dieselben Leute, welche nicht hastig genug die Überführung von fünf Milliarden Forderungen in ihr Land besorgt sehen konnten, nachher sich erschreckten über den Andrang von Einfuhr und über den Anreiz zur Verschwendung, den sie selbst geschaffen hatten!

Noch weniger als sie bedachten, daß Geld in Wahrheit nur Gut bedeute, wollten sie ahnen, daß der Reichtum der Nationen nicht aus dem durch Übereinkunft verschiebbaren, sondern nur aus dem sich immer wieder selbst erzeugenden Besitz erwächst; daß nicht sowohl der Vorrat von Produkten, als thätige Produktionsfähigkeit den Reichtum eines Volkes ausmacht; daß die Mengen aller von Land zu Land übertragbaren Güter verschwindend klein sind gegenüber denen, welche der Fleiß der Völker jahraus jahrein erzeugt, erspart, anhäuft. Und was die Hauptsache ist, nicht gesetzliche Vorschriften, die, der Natur der Sache nach, zumeist auf Einschränkungen der Freiheit in der Bewegung der Menschen und Dinge hinauslaufen, schaffen die über Reichtum und Armut entscheidenden Produktionsbedingungen, sondern Fortschritte der Zivilisation, welche Sinn und Geschicklichkeit für die Vervollkommnung des Lebens weckt. Wäre Fürst Bismarck für die Organe und Kräfte des innern Kulturlebens mit demselben Scharfblick ausgestattet, welcher ihm zu Gebote steht, wenn es gilt, seine Züge auf dem Schachbrette der inneren und äußeren Politik zu berechnen, so wäre die Verstimmung über den Mißerfolg der mit Übereilung eingezogenen Milliarden nicht der Ausgangspunkt einer Bewegung geworden, welche Trost für die Enttäuschung in der mechanischen Nachahmung möglichst vieler veralteter französischer Einrichtungen sucht. Der wirtschaftliche Köhlerglaube hätte nicht gewagt, vergilbte Rezepte für

Sürtaxen und Durchgangszölle triumphierend dem Kanzler anzupreisen, wenn er nicht auf einen der mechanischen und äußerlichen Behandlung solcher Dinge zugewandten Sinn hätte rechnen dürfen. Nur dieser, durch die Bitterkeit der Enttäuschung geschärften Neigung hat die Fabel plausibel erscheinen können, daß Deutschland sein Milliardenglück nicht verscherzt hätte, wenn die Zölle auf Eisen und Baumwolle um etliche Thaler höher gewesen wären. Von dieser wunderlichen Auffassung der Dinge, die von Denen, welche sie auszunutzen dachten, umhergetragen und angepriesen wurde, ging der Umschlag aus. Alles, was im Trüben zu fischen gedachte, warf sich auf diese Deutung, und nun lag es einer auf ihre Selbsterhaltung bedachten Politik nahe, dem Einfluß ihrer bisherigen Mitarbeiter die Schuld für die erlittene Enttäuschung zuzuschreiben, auf ihre Verbündeten den Unwillen der Mißmutigen abzulenken.

Einmal diese Bahn betreten, folgte mit unaufhaltsamer Konsequenz ein Rückschritt dem andern: der Bruch mit Allem, was dem ersten Jahrzehnt der Reichsgesetzgebung seinen Geist und sein Gepräge gegeben hatte, ward unvermeidlich. Zuerst wurden die hervorragendsten Mitarbeiter in der Regierung abgestoßen, dann die rückläufige Arbeit in der Gesetzgebung systematisch und mit dem an kriegerische Durchführung gewöhnten Ungestüm in Angriff genommen. Charakteristisch für den ganzen Feldzug ist seine Armut an schöpferischen Gedanken. Das ganze Zukunftsprogramm läuft im Grunde auf die Rückkehr zu den Anschauungen und Einrichtungen vergangener Zeiten hinaus.

Soweit das Auge blickt, nichts als Vorstellungen, Gesetze, Institutionen, welche vor hundert Jahren dagewesen und vor vielen oder wenigen Jahrzehnten durch den Gang der Kultur und die wachsende Einsicht beseitigt worden wären. Rückkehr zu den Beschränkungen im Verkehr mit

dem Ausland, dann Beschränkungen im Verkehr nach innen, ja Beschränkung der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung, dann Rückkehr zu der harten Strafjustiz vergangener Zeiten, Rückkehr zu den Bann- und Zwangsrechten einer patriarchalischen Welt. Der ganze Apparat, Stück für Stück, ist aus dem alten Arsenale der guten alten Zeit herbeigeholt worden. Alles was noch geplant wird, soll immer wieder aus dem Staub der Jahrhunderte tiefer und tiefer herausgegraben werden. Selbst das lassallianische Scheidewasser, mit welchem man den Rost abzuwaschen versucht, ist eine reaktionäre Erfindung älteren Datums und aus zweiter Hand mit dem ganzen übrigen Inventar in die Reformkünste neuester Politik übernommen worden.

Es ist endlich auch bezeichnend für den Weg, welchen diese Politik eingeschlagen hat, daß sie ihren Frieden mit dem Ultramontanismus nur in den Stücken machen konnte, wo es galt, dessen reaktionäre Wünsche in der wirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung zu erfüllen; daß die Versuche aber zum Scheitern kamen, wo es sich darum handelte, jenen Frieden herzustellen, der seine Berechtigung aus den Grundsätzen der politischen Freiheit schöpft und auch den Liberalen willkommen sein müßte. Nur das Veraltete wie aus fremden Einrichtungen, so aus heimischen Ideenkreisen scheint gelingen zu können. Mißliebig und verdächtig ist Alles, was nach modernem Geiste schmeckt. Wer da glaubt, daß die Beobachtungen wissenschaftlicher Kriminalisten die Vergeblichkeit grausamer Abschreckungsmittel nachgewiesen haben, ist ein Gönner der Verbrecher; und wer gar bezweifelt, daß reicher Segen ersprießt überall, wo ein Schlagbaum errichtet wird, ist ein Gönner des Auslands. Die guten Zeiten sind wiedergekommen für die Goldmacher, welche den Großen der Erde den Stein der Weisen ver-

kaufen, und für die schönen Seelen, welche fromme Zucht und Sitte mit Stockprügeln einpflanzen. War es so gemeint, als die Kunde von dem neuen Deutschen Reich durch die Lande ging? Wer von denen, die ihm 1867 oder 1871 zujubelten, hätte dies für möglich gehalten!

III.

Die Trennung.

Sonderbar, der Ausgangspunkt des großen Umschwungs in der deutschen Politik war ein Konflikt zwischen dem Minister Bismarck und den Liberalen gewesen. Sollte nach dem ewig alten Gesetze das Ende nach dem Ausgangspunkte zurückdrängen? Aber gerade das ist es, was so Manchen jetzt abschreckt, unabhängig seinen eigenen Weg zu gehen. Wird Bismarck nicht auch in jedem künftigen Konflikt und immer wieder schließlich recht behalten?

Dies und so vieles Andere, das berechtigte Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung, der Glaube an die Unentbehrlichkeit, an die unbesiegbare Thatkraft, an die noch immer mächtige Autorität im Volk, das alles macht, daß viele, denen die innere Zustimmung längst abhanden gekommen ist, vor einem offenen Widerspruch zurückscheuen. Wir wollen unumwunden einräumen, daß es auch uns nicht schwer fällt, uns in diese Geistes- und Gemütsverfassung hineinzudenken, wenn wir es auch für unerläßlich halten, daß der von ihr ausgehende Bann gebrochen werde. Wer das hilflose Elend von 1815 bis 1866 mit allen seinen fehlgeschlagenen Versuchen vor Augen hat; wer auch heute wieder den raschen Niedergang selbständigen politischen Volkslebens, die Apathie so kurz nach Errichtung des lang

geträumten Reichs scharf empfindet, im herben Kontrast zu jenen Zielen, die der Einsetzung aller besten Lebenskräfte einst vorschwebten; wer den unüberwindlichen Absonderungstrieb immer von Neuem hat überwuchern sehen im Herzen der Demokratie, und nicht zu glauben vermag an den politischen Geistesflug der deutschen Aristokratie — wer, der dies und so vieles Andere all die Jahrzehnte kämpfend durchgemacht hat, wollte es seinem Nebenmann verübeln, wenn er sich anklammert an den Einen, der so Großes, so Sichtbares geleistet hat, und wenn er Allem mißtraut, was nach dem Einen kommen soll?

Wir beanspruchen nicht, die Gedanken der Anderen erraten zu können, aber wenn eine Hypothese erlaubt ist, so liegt hier vermutlich die Richtung, in welcher nach dem Schlüssel für Herrn von Bennigsens Geheimnis zu suchen ist, eines Mannes, der an Geist, Bildung und Charakter als der Auserlesensten einer dasteht, in dessen Innerem aber augenscheinlich die überwiegend bitteren Erfahrungen der letzten Jahre jenen Plausibilismus erzeugt haben, der in den Gedankenlosen zur Gleichgiltigkeit, in philosophischen Köpfen aber zur kühlen Abfindung mit allen Widerwärtigkeiten führt. Wer kennt ihn nicht, jenen aristokratischen Quietismus, der in schlechten Zeiten seinen Sitz gerade in den feinsten Köpfen aufschlägt; der ihnen zwar mit Recht zuruft, daß man nicht in Wüsten fliehen soll, weil nicht alle Blütenträume reifen, der aber dann auch sich mit jedem Übel versöhnt, weil schließlich die Welt doch nicht untergehe. Daß die Welt nicht untergeht, ist nicht der Menschen Verdienst; den menschlichen Anstrengungen hingegen ist das schmale Gebiet angewiesen, auf welchem menschliche Kräfte die Grenzen der Daseinsbedingungen um ein Geringes nach der Seite des Besseren hin erweitern können. Das Mehr oder Minder, das Früher oder Später auf diesem schmalen

Gebiete geringschätzen, heißt überhaupt auf den Preis des Lebens verzichten.

Zu Bennigsen fühlen sich in der mannigfachsten Abstufung alle die hingezogen, welche, obwohl von Hause aus liberal gestimmt, für den Reiz und den Wert der Autorität in der Politik empfänglich sind. Ja, der ausgezeichnete Parlamentarier mit seiner hohen und doch ganz natürlichen Beredsamkeit, mit seiner kunstlos vornehmen Haltung ist ihnen ein Mittelglied für die Verbindung mit der höheren Autorität des Kanzlers selbst. Zu Solchen gesellen sich dann die weltklugen Leute verschiedenster Art, von dem gelehrten Skeptiker an, dem im Lauf der Dinge klar geworden, daß doch alles „nischt" ist, bis zu dem eleganten Politiker, welcher in der Religion Bismarck die Religion der „gens comme il faut" mitmacht, und zu dem biederen volksvertretenden Philister, der, bei der Zeit von Anno 1871, da wir es „so herrlich weit gebracht", stehengeblieben, nicht glauben mag, daß es je wieder schlimm werden könne. Alle wollen das beste, halten aber für der Übel größtes: mit Bismarck in Zwiespalt zu geraten; und ihr Herz fließt über, wenn in Mark und Bein erschütternden, Feuer und Flammen sprühenden Perioden Herr von Treitschke, der begeisterte Hohepriester des Donnergottes, unter des Donnerers gerührtem Lächeln prophezeit: Die ihn jetzt verleugnen, würden dereinst sich glücklich preisen, wenn sie ihn, ach! zu spät, mit den Nägeln ihrer Finger aus dem Grabe holen könnten.

So thue denn jeglicher nach seinem Sinn und wie er glaubt, es vor sich selbst verantworten zu können.

Aber nicht eines Jeden Sache ist es, einer Finanzpolitik zu folgen, welche alles, was der Staat an Einnahmen aus dem Volk erhebt, als ebensoviel Gewinn für das Volk selbst ansieht. Es ist nicht Jedermanns Sache, zu glauben, daß man durch Zuweisung gekünstelter Vorteile

alle einzelnen Gewerbe heben könne; daß im erschwerten, erzwungenen, bevormundeten Verkehr der wahre Hebel menschlicher Thätigkeit liege; daß die Beschränkung der Freiheit, sich niederzulassen, Gewerbe und Geschäfte zu betreiben, vereinbar sei mit dem Sittenzustand und dem Erwerbsleben eines modernen Kulturvolks und mit den Grundbedingungen des Wettkampfes auf dem für Deutschlands große Industrie unentbehrlich gewordenen Weltmarkt.

Wer glaubt, daß überhaupt dauernde, umfassende, vom Geist des Jahrhunderts beseelte Institutionen des öffentlichen und privaten Lebens nur Ausgeburten doktrinärer Träumereien seien, der folge auch weiter dem Zug seiner Bewunderung und seines Vertrauens.

Aber er verlange das gleiche nicht von anderen! Muß auch willig eingeräumt werden, daß jeder Mensch — und je hervorragender er ist, desto mehr — das Recht hat, die Fehler seiner Vorzüge zu besitzen, so folgt daraus für die Andern nicht die Verpflichtung, sich diesen Fehlern blindlings zu unterwerfen, vollends nicht, wenn die Fehler im Wachsen sind, die Vorzüge im Zurückgehen.

Nicht Jedem ist es gegeben zu folgen, wenn heute der eine Grundsatz als richtig verkündet wird und morgen der entgegengesetzte; wenn beim Übergang von einem Standpunkt zum andern Alle, die nicht den Sprung mitmachen, aus verdienten Freunden zu thörichten Feinden der guten Sache umgestempelt werden; wenn Anordnungen, kaum in die Welt gesetzt, wieder beseitigt werden, weil sie den wechselnden Anwandlungen ihres Schöpfers selbst im Weg stehen; und wenn dann der aus solcher Behandlung der Dinge notwendig sich ergebende Verbrauch an Menschen und Maßregeln nötigt, immer weniger wählerisch zu werden, weil an Gefügigkeit und Biegsamkeit gar viel verlangt wird, um dem öffentlichen Wesen zu dienen.

Ein Reich, in welchem Delbrück und die Männer seiner Schule unbrauchbar geworden, dieweil die Geister der Herren Wagener, Moritz Busch, von Thüngen-Roßbach, Gustav Godefroy, Mosle, Varnbühler, Baare u. s. w. als Orakel angerufen werden, ist nicht nach Jedermanns Geschmack.*)

Endlich will es Manchem nicht als ein sonderlicher Gewinn für die Bildung und Moral der Nation erscheinen, daß die leitenden Gedanken einer Politik in dem Geist und in der Sprache verkündet werden, welche in der Redaktion der „Norddeutschen Allg. Zeitung" ihren Sitz aufgeschlagen haben und von diesem tonangebenden Mittelpunkt aus sich weiter verbreiten.

Und bei so viel scharf geschiedener Denkweise in diesen und anderen wichtigen Dingen sollte es nicht gestattet, sollte es nicht notwendig sein, daß die Wege sich scheiden? Verstehe ein derartiges Verlangen wer da kann! Am wenigsten begreifen wird es gewiß der Mann, dessen erste Regung immer dahin geht, Jeden als seinen Gegner anzusehen und demgemäß zu behandeln, der einen ihm mißliebigen Gedanken zu äußern wagt!

Müßte man nicht überall mit der ersten unreflektierten Empfindung rechnen, so wäre in der That schwer zu verstehen, warum irgend Jemand Ärgernis nehmen könnte an dieser Trennung der Elemente, welche, so lange schon im Stillen auseinanderstrebend, je länger desto heftiger in Gährung gerieten und schließlich das Gefäß zersprengt

*) Wagener, ehemaliger Redakteur der Kreuzzeitung, Busch, Verfasser von „Fürst Bismarck und seine Leute", nachher Redakteur der „Grenzboten", von Thüngen, Führer der bayrischen Agrarier; Godefroy, Hamburger Rheder, Hauptinteressent an den Pflanzungen auf Samoa und Schutzzöllner; Mosle, vom radikalen Freihändler zum Schutzzöllner bekehrter Bremer Kaufmann; Varnbühler, ehemaliger Württemberger Minister, Preußenhasser und Schutzzöllner; Baare, Rheinischer Industrieller.

haben, weil eine unwiderstehliche Gewalt die einst verbundenen Atome auseinander trieb. Von Denen, welche dieser Notwendigkeit endlich Gehör gaben, hat jeder Einzelne jahrelang mit sich selbst und mit Anderen gekämpft, um das Unvermeidliche zu vermeiden. Wenn danach ein Bruch sich dennoch vollzieht, so gilt es einzugestehen, daß die Natur der Dinge stärker war als menschlicher Wille. Und darum ist auch nur heilsame Wirkung von dieser naturgemäßen Lösung zu erwarten, heilsame für alle Beteiligte, rechts wie links, Regierte und Regierende. So auch wird es sich ergeben, vorausgesetzt überhaupt, daß es in nächster Zeit gelingen kann, einen Ausweg zu finden für die so weit zurückgekommenen und tief verfahrenen inneren Angelegenheiten des Reichs.

Aber freilich! Wenn Peter sich von Paul wendet, weil Paul ihm nicht mehr liberal genug ist, so wird Paul vor allem empfindlich, findet Peters Verfahren hochmütig und verletzend und ist empört. Denn so wenig auch Freisinnigkeit heuer in Mode ist, so will sich doch Keiner sagen lassen, daß es ihm daran gebreche; Keiner mag dem Andern einen Vorrang darin einräumen.

Wie aber, wenn die Ausscheidenden garnicht den Anspruch auf tugendhaftere Gesinnung erheben, ihren Entschluß einzig und allein auf das Recht begründen, nach ihrer Façon selig oder, kann's nicht anders sein, auch unselig zu werden? Die Verschiedenheit der ganzen Auffassung der Lage allein ist der wahre, gute, unwiderlegliche Grund der Trennung, und kein noch so sinnreicher Verband kann den Riß wieder schließen.

Als ob es Verabredungen, Programme, guten Willen gäbe, die gegen thatsächliche Grundverschiedenheit des politischen Temperaments und der Denkweise aufzukommen vermöchten! Wenn gute Worte und fromme Wünsche hätten

helfen können, wahrlich es wäre so weit nicht gekommen! Denn was ist nicht alles versucht worden seit zwei Jahren! Aber eine Partei, die bei den wichtigsten Abstimmungen im Reichstag und Landtag sich selbst aus der Welt schafft, indem sie die gleiche Anzahl Nein der gleichen Anzahl Ja gegenüberstellt, ist ein Unding; und wenn auch Lächerlichkeit in der Welt weniger tötlich wirkt, als man gemeinhin annimmt, der Komik solcher Abstimmungen hätte auf die Länge Niemand widerstehen können.

Darum sollte auf allen Seiten diese Krise als ein heilsamer Gesundungsprozeß für unser öffentliches Leben begrüßt werden, besonders aber von Denen, welche unter Führung des Herrn von Bennigsen als Stamm der alten Partei und als die größere Zahl zurückgeblieben sind.

Wenn im Einverständnis mit dem Kanzler noch etwas zu retten ist von den Institutionen, welche aus der gemeinsamen Arbeit der einst so großen und einigen Partei hervorgegangen sind, von den Hoffnungen, die alle ihre Mitglieder beseelte, so fällt diese Rettungsarbeit jetzt den um Bennigsen Gescharten ausschließlich zu. Der ungetrennten Fraktion konnte es auf diesem Wege des Einverständisses nicht mehr gelingen. Das Vertrauen war zu sehr erschüttert von beiden Seiten. Der Gärungsstoff, welchen die letzten zwei Jahre erzeugt hatten, war nicht mehr zu neutralisieren. Seitdem der Kanzler sich dem äußersten Flügel der Rechten und selbst dem Zentrum zugewandt und beiden freie Bahn gemacht hat, die Gesetzgebung und Verfassung des Reichs weit weit nach rückwärts zu revidieren, ist das Verhältnis zwischen dem leitenden Staatsmann und einem Teil seiner früheren, und wir setzen hinzu, seiner wärmsten Anhänger zerstört. Und so lange dieser Teil zugleich ein integrierender Teil der nationalliberalen Partei war, mußte die gegenseitige Verstimmung immer weiter wirken. Die Miß-

empfindung, welche dieser Zustand dem Kanzler einflößte, fiel notwendig auf die ganze Partei und steigerte die Entfremdung. Und da der Fürst auch ein Mensch ist, so können und werden ihn wohl subjektive Empfindungen mitunter weiter nach rechts getrieben haben, als seine objektiven Erwägungen allein gethan haben würden. Dieses Moment aber dürfte jetzt heilsamerweise gerade in sein Gegenteil umschlagen, wenn er mit einer Fraktion zu thun bekommt, aus der alle ihm anstößigen Elemente entfernt sind, mit einer Fraktion, deren überlebender Teil durch sein unbeirrtes Aushalten ihm den sprechenden Beweis unerschütterten Vertrauens darbringt. Einer solchen Fraktion wird er gewiß nichts zum Tort, vielleicht manches zu Liebe thun. In ihr aber werden die liberalen Reminiscenzen gerade vermöge der Herausforderung, die in dem ihr zugekommenen Absagebrief liegt, zu neuem Ehrgeiz erwachen, und Dank der erneuten Annäherung, werden, wer weiß! vielleicht auch einige liberalen Ratschläge den verlorenen Weg in die Wilhelmstraße wiederfinden.

Das alles wäre noch viel wahrscheinlicher, wenn nicht in der Hauptfrage Herr von Bennigsen mit seiner Ansicht im geraden Gegensatz zum Fürsten Bismarck stünde. Er ist von Anbeginn der unerbittliche Gegner des Tabaksmonopols gewesen, hat den Widerstand gegen dasselbe zu seiner persönlichen Aufgabe gemacht. Bennigsen verwirft dies Monopol grundsätzlich, während mancher seiner ehemaligen Fraktionsgenossen es nur zur Zeit und als ein Stück von jenem Staatssozialismus bekämpft, welchem in Deutschland Sozialdemokratie und Autoritätsprinzip mit vereinten Kräften eine Stätte bereiten zu wollen scheinen.

Gelänge es den beiden Staatsmännern, diesen Stein des Anstoßes definitiv aus dem Wege zu schaffen, so wäre von ihrer jetzt so sehr erleichterten Verbindung, der sich

auch die gemäßigten konservativen Elemente beigesellen könnten, noch manches Gute zu hoffen.

Was den unter Forckenbeck nach links sich Wendenden gelingen möge, kann allein die Zukunft sagen. Nur der Genius des deutschen Volkes selbst vermag die Antwort auf diese Frage zu erteilen. Dreimal in diesem Jahrhundert bereits schien es, als wollte er seinen Flug nehmen, um sich zu einer Staatsbildung gleich derjenigen der anderen großen Kulturnationen zu erheben. Zweimal ist es ihm mißlungen 1815 und 1848. Wird er diesmal imstande sein, festzuhalten, was er gewonnen zu haben schien, zu erreichen, was ihm verheißen war?

Wie dem auch sei, eines steht fest: als eine Wohlthat muß erkannt werden, daß eine Verbindung sich löst, in welcher das gegenseitige Vertrauen und die Übereinstimmung rettungslos verloren gegangen waren, daß eine Form entzweibricht, welche keine Wahrheit mehr in sich barg.

Für jeden der beiden Teile ist die Richtung vorgezeichnet. Die im alten Verband Gebliebenen mögen, wenn es gelingen kann, dem Begründer des Reichs, die Ausgeschiedenen sollen der freisinnigen Bevölkerung die verlorenen Wege wieder finden helfen zum Wohle des Ganzen.

IV.

Die Kompromißpolitik.

Selbst wenn, höchst unwahrscheinlicherweise, Herr von Bennigsen und seine Anhänger, vielleicht sogar Fürst Bismarck, dazu gelangen sollten, die eben geschilderte innere Notwendigkeit zu würdigen, welche einen Teil der nationalliberalen Partei bestimmt hat, aus dem langjährigen Verband auszuscheiden; wenn der Gedanke sich Bahn bräche, daß dieser Schritt, weil notwendig, auch für alle Teile ein ersprießlicher war, so darf man doch nicht auf allzu viel Duldsamkeit hoffen; und es wird schon als ein Erfolg anzusehen sein, wenn die Reibungen an Schärfe verlieren, nachdem die Störenfriede entfernt sind, welche, nach des Kanzlers Auffassung, sich mit ihrem aufrührerischen Wesen zwischen ihn und den vertrauensvolleren Teil der Partei bei vielen Gelegenheiten einzudrängen wußten. Wichtiger jedoch, weil entwicklungsfähiger, bleibt für die Ausgeschiedenen ohne Zweifel die Zukunft der Dinge nach der anderen Seite, weiter nach links hin, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen. Darum möge der Versuch gestattet sein, in aller Gelassenheit zu prüfen, mit welchem Ideenkreise die eben im Entstehen begriffene Neubildung auf dieser linken Seite in Berührung tritt.

Im Großen und Ganzen hat sich eine wohlwollende Auffassung zu erkennen gegeben. Sage man nicht, daß dies natürlich sei. Natürlich war vielmehr das Gegenteil nach den bisherigen Überlieferungen unseres Parteigetriebes; und insofern wäre hier allerdings ein Fortschritt zu verzeichnen, vorausgesetzt, daß es gelingt, die Stimmung dauernd festzuhalten, welche sich in den ersten Zeiten ausgesprochen hat. Man mußte darauf gefaßt sein, daß bei Denen, welche bisher an dem Verhalten der Nationalliberalen mit Recht oder Unrecht viel zu bemängeln gefunden hatten, vorerst das rein selbstische Gefühl persönlicher Genugthuung hervorbrechen, daß man in der Zerreißung der Partei lediglich die Bestätigung seiner hergebrachten Kritik mit einem gewissen Triumph begrüßen würde. Unsere politischen Meinungsverschiedenheiten tragen von Alters her so sehr den Charakter theologischer Zänkereien an sich, daß die Freude am Rechtbehalten viel mächtiger wirkt als das Verlangen nach thatsächlichen Erfolgen. Den eifrigsten Kampfhähnen ist am wohlsten, wenn möglichst wenige mit ihnen gemeinsame Sache machen und jeder allein auf seinem Hofe seine Stimme erheben kann. Während Fürst Bismarck mit wundersamer Beweglichkeit jeden Sukkurs annimmt und herbeizieht, der sich irgendwie für den gegebenen Augenblick verwenden läßt, giebt es für manchen heftigen Gegner seiner Politik kein größeres Gaudium, als dem Nachbar, mit welchem die Regierung sich überworfen hat, in den Rücken zu schießen. Dieser unklugen Taktik hat die liberale Sache manche verhängnisvolle Einbuße zu verdanken, und es dürfte entschieden als ein Zeichen politischer Besserung begrüßt werden, wenn dies Schauspiel uns für die Zukunft erspart bliebe. Befestigt sich die bessere Gewohnheit, so ist damit allerdings noch kein Sieg errungen, aber doch die einzige Möglichkeit gegeben, den gänzlichen Niedergang des

Liberalismus und damit des ganzen inneren Staatslebens aufzuhalten, von dem wir ernster bedroht sind, als die Masse der Nation zur Zeit noch sich träumen läßt.

Je weniger Anfechtungen die Ausscheidenden erfahren, desto unbefangener können sie selbst sich mit der Aufgabe befassen, einen kritischen Rückblick auf die Periode ihrer politischen Vergangenheit zu werfen, welche mit ihrer Trennung von den bisherigen Genossen ihren Abschluß findet. Die Partei, der sie bis dahin angehört hatten, ist von lange her, besonders aber in den letzten Jahren, der Gegenstand so heftiger, meistens so sarkastischer Angriffe gewesen, daß die neuerdings von einer Anzahl ihrer Mitglieder gefaßte Entschließung Gefahr läuft, im Sinne einer jene Angriffe nachträglich rechtfertigenden Selbstverurteilung aufgefaßt zu werden. Möglich sogar, daß der eine oder der andere der Nächstbeteiligten, selbst von solcher Stimmung angekränkelt, sich die Frage vorlegt, ob er nicht in der Auffassung, die seine bisherige Parteirichtung bestimmte, sich eines Irrtums schuldig zu bekennen habe.

Man hört nicht selten Jemanden sagen: wenn er sein Leben wieder zu beginnen hätte, er würde es ganz anders einrichten, und warum sollte in manchem Fall der Ausspruch nicht berechtigt sein? Dennoch muß man als Regel annehmen, daß bei solchen rückschauenden Verbesserungen eine optische Täuschung mit unterläuft, vorausgesetzt, daß der Ausspruch von Menschen gethan wird, die von Hause aus mit verständiger Überlegung zu handeln pflegten. Die Vermutung spricht vielmehr dafür, daß derselbe vernünftige Mensch, in die gleiche Lage gebracht, wieder so handeln würde, wie er zum erstenmal gehandelt hat, daß er aber bei dem Rückblick auf seine früheren Entschlüsse an sich irre wird, weil er nur einen Teil der Elemente sich vergegenwärtigt, aus welchen die Vergangenheit sich zusammensetzte.

Es hat diese rückwärts blickende Korrektur des Lebens dieselbe Unvollkommenheit an sich, wie jene in die Zukunft gerichteteten Wünsche, nach deren Erfüllung das Erreichte so oft hinter der Erwartung zurückbleibt. Ja, das ewig alte Lied von der guten alten Zeit erklärt sich aus denselben Wirkungen derselben allgemeinen Ursache, nämlich einer falschen Perspektive. Von dem, was der Mensch nicht als ein gegenwärtiges vor Augen hat, kommt ihm in der Vorstellung immer nur ein Teil zum Bewußtsein, und je nachdem er durch die Umstände gestimmt ist, erhebt er bald einseitig Klage um die Vorzüge der Vergangenheit, bald Anklage wider ihre Sünden. Die Nationalliberalen würden sich solcher falschen Beurteilung ihrer eigenen Vergangenheit schuldig machen, wenn sie sich die Meinung aufdrängen ließen, die Grundrichtung ihres ehemaligen Verhaltens sei eine falsche gewesen. Am ersten schleicht sich ja solche Täuschung gerade in ihrem Fall ein, nämlich wenn man das, was geworden ist, vergleicht nicht mit dem, was vorher da war, sondern mit dem, was nie gewesen ist und nur hätte werden können. Jede in sich zusammenhängende, lange Zeit fortgesetzte Thätigkeit verbraucht sich selbst. Es ist ganz verkehrt, die mit der Zeit verbrauchte Thätigkeit als solche anzusehen, die von vornherein unbrauchbar war. So falsch es ist, niemals einen Fehler einzugestehen, wenn Mängel hervortreten, so falsch ist es, die ganze Vergangenheit zu verdammen, wenn die Gegenwart zu unerwünschten Ergebnissen führt. In der verständigen Abwägung dessen, was zur Erhaltung und Weiterbildung des ehedem verständig Begonnenen verändert und erneuert werden muß, liegt allein gerechte und richtige Erkenntnis. Und nur dieses Maß der von der Zeit und den veränderten Umständen gebotenen Erneuerung soll durch die Sezession gesichert werden.

Wir werden uns hüten, die ganze Reihe der Zweifel wieder aufzuwühlen, von welchen die Polemik über den Grundgedanken der nationalliberalen Richtung, über den Anschluß an die Bismarck'sche Politik der Jahre 1867 und 1871 gelebt hat. Die in diesen Jahren aus der Tiefe und Breite der Nation spontanerweise hervorgegangene Bewegung steht schon insofern über der Kritik, als man füglich sagen kann: selbst wenn sie falsch war, war sie unvermeidlich, d. h. doch wiederum nicht falsch. Jedenfalls mehr als mit weit zurückschweifenden Untersuchungen wird durch das feste Herausgreifen einiger wenigen bestimmten Kontroversen geleistet, zu welchen sich der Meinungsstreit um die Parteitaktik zugespitzt hat. War es doch gerade das taktische Verhalten und nicht der innere Gehalt der Ansichten, was so viel Kritik herausgefordert hat, und wer unter den Kritisierten selbst nachträglich das Bedürfnis empfinden sollte, mit seinem Gewissen zu Rate zu gehen, würde noch am ersten seine Zweifel gegen diesen taktischen Teil seiner Vergangenheit zu richten versucht sein können.

Bei all den langjährigen Angriffen handelte es sich im Grunde immer um die Frage, ob und wie weit man sich mit gegnerischen Ansichten in Kompromisse einlassen solle?

Man hat es also hier nicht mit einem vereinzelten zufälligen Verhalten zu thun, sondern mit einer überall und immer wiederkehrenden Schwierigkeit des öffentlichen Lebens. Und es darf wohl als ein Vorteil betrachtet werden, daß das Problem von solchem höher liegenden Gesichtspunkt aus zu lösen ist. Selbst ein mißbilligendes Endurteil wird leichter ertragen, wenn nicht ein isolierter Fall, sondern eine große, allgemein menschliche Streitfrage zur Entscheidung steht. Was bei uns Kompromißpolitik genannt wird, heißt in Frankreich heutzutage „opportunisme" und wird

dort dem weiland fou furieux Gambetta an den Kopf geworfen.

So weit sind wir nun aber im politischen Denken schon gekommen, daß die Vernünftigkeit der Kompromisse zu einem Gemeinplatz geworden ist und daß die Heiligen, welche lieber Hungers sterben, als sich einen Deut an der Barzahlung ihrer prinzipiellen Forderungen abziehen lassen, wenig Nachahmer finden. Man hat auch längst herausgebracht, daß solche unerbittliche heilige Gläubiger in der Regel mehr vom Hunger der Anderen leben, als am eigenen sterben.

Das Kompromiß ist gar kein besonderes Kapitel aus der Politik, sondern eine berechtigte Eigentümlichkeit des gesamten Daseins in der „groß und kleinen Welt". Kompromiß ist bewußter oder unbewußter Ausgleich im Widerspiel der Kräfte, und durch diesen Ausgleich allein erhält sich das Gleichgewicht der Welt und die Fortdauer des Lebens. Nur wir armen Menschen haben uns wegen dieser Kompromisse von Anfang bis zu Ende unseres gequälten Daseins die Köpfe zu zerbrechen, während Sonne, Mond und Sterne, wenigstens so weit wirs wissen können, die Sache, ohne nachzudenken und ohne gescholten zu werden, mit sich selbst und untereinander abmachen.

Die Frage kann also in richtiger Begrenzung nur so gestellt werden: nach welchen Regeln man Kompromisse schließen solle? Giebt es solche Regeln? Der Weg sie zu finden zeigt sich von selbst, sobald man die Natur der Sache erfaßt hat. Wenn das Kompromiß nichts anderes ist, als der Ausgleich der vorhandenen Kräfte, so wird das richtige Verfahren ohne jeden Zweifel von der richtigen Messung der auszugleichenden Kräfte abhängig zu machen sein. Jeder der beiden Teile wird sich Rechenschaft zu geben haben von der Gefahr, die er läuft, wenn er im Parallelogramm

der Kräfte die Diagonale mehr nach seiner Seite ziehen will, als die Stärke der Gegenkraft gestattet.

Mit anderen Worten: Ein richtiges Kompromiß wird nur von dem abgeschlossen, welcher seine eigene Kraft und die des Gegenparts weder unter- noch überschätzt.

Daher sind Illusionäre geborene Feinde der Kompromisse; denn zu ihrer Natur gehört es, sich selbst mehr und andern weniger zuzutrauen, als sachlich gerechtfertigt ist. Es giebt Radikale, denen es überhaupt nur darauf ankommt, ihr Dogma zu vertreten, ohne Ausgleich mit der Wirklichkeit. Andere lassen wohl mit sich reden, verzichten nicht auf die Wirklichkeit, leben aber in Täuschung über die ihnen und ihren Ideen zu Gebote stehende Macht und Anhängerschaft. Selbstverständlich haben wir es hier nur mit diesem gemäßigten Radikalismus zu thun. Indem derselbe mit der nationalliberalen Partei wegen der von ihr mit der Reichsregierung, d. h. mit dem Kanzler abgeschlossenen Kompromisse, jahraus jahrein haderte, konnte ihm in seinen eigenen Augen vernünftigerweise kein anderer Gedanke dazu die Berechtigung geben, als daß ein weitergehendes Verlangen in jedem einzelnen Fall schließlich auch durchzusetzen gewesen wäre. Wonach aber hatte jeder der mit einander verhandelnden Teile die Aussichten zu bemessen, die sich ihm bei längerem Widerstand eröffnen würden? Mit anderen Worten: wo war die Kraft zu suchen, von der es abhing, ob der eine oder der andere recht behalten sollte? Doch offenbar im Volk, in den Wählern. Die Liberalen mußten, um nicht nachzugeben, von der Überzeugung ausgehen, daß, sei es bei einer Auflösung, sei es bei der regelmäßigen Erneuerung des Reichstags, eine erhebliche Verstärkung ihnen Recht geben würde. Der Reichskanzler ging bei seinem Widerstand von der entgegengesetzten Wahrscheinlichkeitsberechnung aus. Wer hätte nun richtiger

gerechnet, wenn es schon bei früheren Anlässen als bei den Attentaten zur Entscheidung gekommen wäre? Welcher Verlaß war auf die deutschen Wähler für die Sache des Liberalismus im Widerstreit mit dem Kanzler? Wir wollen hier die Frage nicht eingehender beantworten, indem wir die tieferen und dauernden Eigenschaften des Volkscharakters einer näheren Prüfung unterziehen. Es genügt hier auszusprechen, daß schwerlich Jemand sich zu der Behauptung versteigen wird, die Energie des Liberalismus habe sich in den letzten drei Jahren größer erwiesen, als die liberalen Politiker von ihm erwarteten. Nicht sowohl die freisinnige als überhaupt die politische Regsamkeit und Schwungkraft des deutschen Volkes ist in den letzten Jahren hinter sehr bescheidenen Erwartungen zurückgeblieben. Es hat sich den Glauben und die Freude an sich selbst nehmen lassen und Jedem, der es an sich irre machen wollte, Gehör geliehen.

In deutlicher Erkenntnis oder mindestens im richtigen Gefühl dieses Standes der Dinge haben bei den bekannten Anlässen die Nationalliberalen sich gehütet, den Bogen allzustraff anzuspannen. Sie hätten einen verhängnisvollen Irrtum begangen, wenn sie in optimistischer Hoffnung auf bessere Zeiten die Erledigung der wichtigsten Gesetzgebungsarbeiten, welche die eigentliche Aufgabe der ersten norddeutschen und deutschen Reichstagssessionen bildeten, auf unbestimmte Frist hinausschoben. Es galt vielmehr, den in den ersten Jahren auch von oben wehenden liberalen Hauch zu positiven Gesetzen zu verwerten. Wer die deutsche Nation und ihren Lenker einigermaßen richtig beurteilte, durfte dabei dem Morgen nichts überlassen, was er dem Heute abgewinnen konnte, denn dem Morgen war entschieden zu mißtrauen. Wer doch konnte den Fürsten Bismarck für einen Mann von liberalen Neigungen halten? Das höchste, worauf sich rechnen ließ, war seine Neutralität, und auch

diese war nur gesichert, so lange nicht die Versuchung an ihn herantrat, sich mit einer anderen Richtung einzulassen. Und was die Nation selbst angeht, so begnügen wir uns, die Thatsachen reden zu lassen. Kein neuer Aufschwung, sondern eher die Erschlaffung des liberalen Sinnes war fürs erste zu gewärtigen. Wenn auch der nunmehr eingetretene Umschlag den Bau der in jenen Jahren errichteten Gesetzgebung wieder in den meisten Teilen erschüttert und bedroht, so wird doch ein Teil des Zustandegebrachten immerhin verschont bleiben und selbst was zerstört wird, als einmal Dagewesenes seinen Wert für die Entwickelung der Nation behalten. Wie viele Vorwürfe würde man aber sich zu machen haben, wenn man jene ersten besseren Jahre in resultatlosen Kämpfen hätte verstreichen lassen, wenn die hereinbrechende Reaktion die Bahn frei und alles unfertig gefunden hätte? Die Voraussetzung, daß in jenen bekannten Meinungskonflikten über die mehr oder weniger liberale Ausstattung der großen Gesetze der Kanzler einem schärferen Widerstand nachgegeben hätte, beruht auf einer doppelten Verkennung der in Rechnung kommenden Faktoren. Diese Voraussetzung irrt sowohl, indem sie dem Kanzler eine Überschätzung der politischen Widerstandskraft der Nation zutraut, als indem sie ihm ein Interesse an dem Zustandekommen einzelner organischer Gesetze unterlegt, groß genug, daß er sich dadurch zu weitgehenden Konzessionen hätte bestimmen lassen. Beides ist falsch. Die Gesetzgebungsgeschichte der letzten dreizehn Jahre weist schlagend nach, wie die Spannkraft der Nation allmählich nachließ, und wie der Kanzler, dies deutlich fühlend, seines Erfolges immer sicherer wurde. Einer der vielen leidigen Verwechslungen von Ursache und Wirkung ist auch die stereotyp gewordene Anklage entsprungen, daß die Schwäche der Fraktion unvorteilhafte Kompromisse verschuldet hätte. In Wahrheit hat sich die-

selbe nicht täuschen wollen über die Kampflust der Armee, die hinter ihr stand, und es war ein Glück, daß sie nicht so verblendet war, die kurz bemessene Frist der günstigen Konstellation in unfruchtbaren Anläufen vorübergehen zu lassen. Ja, man wird den bedächtigeren und hellsehenden Männern unter den Radikalen selbst eher etwas Gutes als etwas Schlimmes nachsagen, wenn man die Vermutung ausspricht, daß sie dem Zustandekommen großer organischer Gesetze nur darum so unerschütterlich ihr beharrliches Nein entgegensetzten, weil sie sich wohl bewußt waren, das Zustandekommen dadurch nicht zu hindern. Im Verlaß auf die Majorität, von der sie überstimmt würden, konnten sie sich den Luxus dieser „schönen Rolle" gönnen, welche ja auch ihre gute Seite hat. Die Kompromittierenden nahmen dafür die Vorwürfe auf sich, ohne den Beweggrund verraten zu dürfen, welcher sie zum Nachgeben bestimmte. Denn sie hätten sich, ihren Wählern und ihrer Sache, einen schlimmen Dienst geleistet, wenn sie laut gesagt hätten, welchen Erwägungen man Gehör geben müsse. Es gehörte eben, wie so oft im Leben, zum stillen Martyrium der Pflichterfüllung, daß man sich als Schwächling für das Verhalten ausschelten ließ, welches auf der Stärke der Überzeugung und Hingebung beruhte. Was wäre beispielsweise aus der so wichtigen Justizgesetzgebung geworden, wenn sie nicht noch eben vor der Attentatsperiode und deren Ausnützung zum Abschluß gekommen wäre? Glaubt ein halbwegs verständiger Mensch, dem Kanzler sei die Einführung einer Prozeßgesetzgebung für das Reich so ans Herz gewachsen, daß er lieber seine Antipathien gegen gewisse Bestimmungen verwunden, als das Zustandekommen des Gesetzes um eine Session verschoben hätte? Und wenn diese Verschiebung eingetreten, inzwischen aber die Dezimierung der liberalen Abgeordneten, wie geschehen, ins Werk gesetzt worden wäre? Welches

würde die Folge gewesen sein? Hätte man in der neuen Session bessere Aussichten gehabt? Oder hätte nicht das Ganze auf dem Spiel gestanden? Und wie mit den Justizgesetzen, so verhielt es sich mit allen anderen. Je länger mit der Fertigstellung organischer Reichseinrichtungen gezögert wurde, desto näher rückte der Zeitpunkt, in dem sie gar nicht mehr oder nur noch in höchst fragwürdiger Gestalt zu erledigen waren.

In diesen Verhältnissen und in ihnen allein liegt die Erklärung der Kompromißpolitik.

So lange es möglich war, noch etwas zum Aufbau der einheitlichen und auf modernen Anschauungen beruhenden Gesetzgebung beizutragen, mußte man mit dem bestmöglichen Vergleich abschließen, und man durfte sich immer weniger auf hartnäckiges Feilschen verlegen, je näher sichtlich der Zeitpunkt des Umschlags in der obersten Leitung und in der Zusammensetzung des Parlaments heranrückte. Und man mußte zumal im einzelnen Fall sich fragen, welches Interesse die leitende Politik selbst an dem Zustandekommen des Gesetzes nehme, um danach zu bemessen, auf welche äußerste Kraftprobe des liberalen Widerstandes man es könnte ankommen lassen. Bei einer Kontroverse über einzelne Artikel eines Militärgesetzes durfte man schon den Bogen etwas straff anspannen, bei einem Streit über Justizgesetze viel weniger.

Heute aber, nachdem in der Reichsgesetzgebung die Steuerung vollständig gedreht und ihre Richtung direkt auf Umkehr genommen hat, ist allerdings kein vernünftiger Grund mehr zum Abschließen von Kompromissen vorhanden. Die Beteiligung an der Zerstörungsarbeit hat keinen Sinn. Derselbe Grund, welcher dafür sprach, durch Kompromisse die aufwärts führende Bewegung in Gang zu halten, spricht dagegen, die abwärts rollende durch Kompromisse zu fördern.

Übrigens fehlt auf diesem Weg auch jede Gelegenheit zu Kompromissen. Die Politik des Kanzlers hat, seit sie 1877 den Rückweg angetreten, noch nie das Bedürfnis gefühlt, von den Liberalen gegen ein Ansinnen der Reaktion unterstützt zu werden. Vielmehr konnte man in den letzten Jahren sicher sein, für Angriffe auf den Geist der Gesetzgebung der ersten Periode stets eine sympathische Stimmung vorzufinden.

Von Kompromissen also, die einen Teil des früher Geschaffenen retten sollen, analog zu den Kompromissen, welche ehedem das Wünschenswerte schaffen halfen, ist gar keine Rede. Der Kanzler hat sich eine sichere Majorität verschafft, welche ihrer innersten Neigung nach für jede Wiederbeseitigung von Reichsinstitutionen zu brauchen wäre; bis jetzt hat er nicht das Bedürfnis gezeigt, den Thatendrang dieser Majorität zu dämpfen. Wenn er heute eine Mehrheit haben wollte, um das ganze Reich und sich selbst zu beseitigen, er könnte sie auf der Rechten und im Zentrum finden, und nur, weil ihm gewiß nicht einfällt, Dienste dieser Art von ihnen zu verlangen, begnügen sie sich einstweilen mit der Vorbereitung und erwarten das Übrige von der Zukunft. Wo heute an die Liberalen noch das Ansinnen gestellt wird, sie möchten eine Strecke weit mit dem Kanzler zusammengehen, geschieht es nicht, um etwas von der freisinnigen Gesetzgebung in Kompromissen mit der Reaktion zu retten, sondern um Begleitung zu haben auf einigen Etappen, wo die Reaktionsverbündeten, insbesondere die Mitglieder des Zentrums, den Geleitsdienst zu teuer verkaufen wollen. Diesen Etappendienst auf dem rückwärts führenden Weg verlangt man von den Liberalen. Sie sollen ritterlich beistehen, damit man an der nächsten Station, unter ihrem Schutz angekommen, auch mit ihren Gegnern nach Bedürfnis wieder gemeine Sache machen könne. Und nur mit einer

solchen Begriffsverwirrung verträgt es sich, daß der Ruf nach Bildung einer „konservativ-liberalen" Partei ergehen konnte. Nichts zeigt deutlicher als diese Wortverkuppelung, wie gering man bei uns dermalen von dem Beruf politischer Parteien denkt. Nur in einer Zeit, wo man Menschen, Gesinnungen und Einrichtungen nach einem andern Maßstab als dem ihres inneren Wertes mißt und allein die Unterwerfung unter das jeweilige Kommandowort für berechtigt erklärt, konnte die merkwürdige Verbrüderung der beiden Gegensätze erfunden werden. Aber freilich steht noch ein anderes Wort zu Gebote, mit welchem solche Wunder schon lange verrichtet werden. Es heißt „national". Wenn schon jede Industrie, welche Unterstützung verlangt, allen Widerspruch aus dem Felde schlägt dadurch, daß sie ihre Interessen „nationale" nennt, wie viel mehr müssen politische Verhaltungsregeln für unanfechtbar gelten, sobald sie als die ausschließlich nationalen angepriesen werden. Je lauter die nationale Lärmtrommel gerührt wird, desto vorsichtiger muß man prüfen, ob es nicht gilt, die Stimme der Vernunft zu übertönen. Bedeutet doch auch jener an das Herz appellierende Aufruf zur Bildung einer konservativ-liberalen Partei ganz einfach die Unterwerfung der Liberalen unter die Konservativen!

Zu dem Vorwurf, den man von jeher den Nationalliberalen wegen ihrer Kompromisse gemacht hat, gesellt sich neuerdings ein zweiter: nämlich, daß sie den leitenden Staatsmann allzu rückhaltlos unterstützt und daß sie darum es nur sich selbst zuzuschreiben hätten, wenn die Autorität dieses Namens jetzt sich gegen sie selbst wendet. Offen gestanden, ist dieser Vorwurf nicht so ganz unverdient wie jener erste, und wer ehrlich mit sich ins Gericht gehen will,

muß einräumen, daß in diesem Punkt diejenige liberale Richtung, welche, auch wo sie zustimmend sich anschloß, stets ausdrückliche Vorbehalte gegen die Persönlichkeit des Kanzlers gemacht hat, jetzt sich in der vorteilhafteren Lage befindet.

Nur darf man hierbei eines nicht vergessen. Jede politische Auffassung behält einmal recht, wenn sie nur lange genug wartet, denn bei der Wandelbarkeit und Unvollkommenheit menschlicher Dinge kann mit der Länge der Zeit jedes Heil zum Unsegen, jedes Unheil zum Segen ausschlagen. Wer beharrlich nein sagt, mag sicher sein, daß, wenn er es nur erlebt, einmal der Moment kommen wird, wo er wird ausrufen können: „Hab' ich es nicht gesagt?" Während des französischen Krieges schrieb Karl Vogt aus Genf an Friedrich Kolb nach München: Sowie der Friede gemacht sei, werde Bismarck mit Ketteler Freundschaft schließen zu einem Bündnis zwischen Feudalen und Ultramontanen.

Acht Jahre lang schien das eine Prophezeiung zum Lachen. Heute würde sie schon niemand mehr belachenswert finden, viele meinen sogar, daß die Prophezeiung auf dem besten Weg sei sich zu erfüllen. Wenn Ketteler noch lebte, wer weiß, ob er nicht schon abgeschlossen hätte, wo Windthorst noch zögert? Kann man darum sagen, daß die Prophezeiung eine richtige war? Zählen die acht vorausgegangenen Jahre nicht? Wenn auch jene pessimistische Auffassung schließlich recht behielte, so wäre es doch falsch gewesen, sich gegen die Bismarck'sche Politik des Jahres 1870 verneinend zu verhalten, wie jener wohlfeile Pessimismus that. Was man aber von ihm lernen kann, ist, bei Zeiten auch an die entferntere Gefahr zu denken, die mit dem politischen Heroenkultus ein für allemal verbunden ist. Es werden freilich derlei Warnungen immer wenig fruchten, weil man sich gegen sie nicht mit Vorbedacht, sondern im Instinkt des Augenblicks versündigt. Bei Anwendung aller

gewaltig eingreifenden Werkzeuge ist ja Vorsicht geboten, denn mit ihrer größeren Wirksamkeit pflegt größere Gefährlichkeit untrennbar verbunden zu sein. Aber im Augenblick entscheidenden Handelns tritt eben die Vorsicht zurück hinter den Drang der That, welche nicht zweien Herren dienen kann.

Es war nicht nur verzeihlich, es war jeder Berechnung nach sogar unerläßlich, alle Hebel anzusetzen, um einen gewissen volkstümlichen Widerstand gegen die Politik des Jahres 1866, namentlich in Süddeutschland, zu brechen; und darum finden wir auch gerade in Süddeutschland, wo von dem Glanz des Namens Bismarck in diesem Kampf der ausgiebigste Gebrauch gemacht worden ist, als dauernde Nachwirkung die Autorität des Namens am meisten befestigt. Nichts ist leichter zu fassen als ein Name; Gedanken und Begriffe aber sind so leicht zu trüben und zu verwirren, daß sie stets Gefahr laufen zu unterliegen, wenn ihnen ein bewährter Name entgegentritt. Es bedarf erst langer, schwerer Erfahrungen und Enttäuschungen, bis der allmählich weichende Nimbus der Unbefangenheit Platz macht, welche die Sachen selbst zu ihrem Rechte kommen läßt.

Aber wie dem auch sei, man kann der Fortschrittspartei die Genugtuung nicht versagen, daß die von Anbeginn an beobachtete Vorsicht ihr die Bahn frei erhalten hat für die Aufgaben des heutigen Tages. Hier ist an den Nationalliberalen die Reihe, einzugestehen, daß sie einer Illusion gedient haben, die ihnen jetzt Schwierigkeiten im eigenen Lager bereitet, der Illusion nämlich, daß ihnen nie wieder der Name Bismarck an der Spitze derjenigen gegenübertreten könne, zu deren Bekämpfung Bismarck einst ihre ganze Unterstützung aufgeboten hatte.

Wägen wir die Dinge so von beiden Seiten ab, so stellt sich ohne Zwang der Gedanke ein, daß schließlich jede der beiden liberalen Schattierungen ihre besondere Aufgabe

hatte, daß aber der Weg beider jetzt wieder in eine und dieselbe Straße zusammenführt. Mögen die einen sich rühmen, daß ohne ihre vorsichtig bemessene Haltung niemals Jahre hindurch der Grundbau des Reichs hätte fortgesetzt und zu einiger Widerstandsfähigkeit gebracht werden können, so mögen die anderen sich rühmen, daß ihr Vorbehalt gegen die Übertreibung einer einzigen Autorität jetzt es erleichtert, diesen Bau vor der Zerstörung zu bewahren, von der er unter Anrufung derselben Autorität bedroht erscheint. Es wäre müßig darüber zu streiten, welche der beiden Richtungen die besseren Dienste geleistet habe. Allerdings mußte das Bauen vorausgehen, damit das Verteidigen des Erbauten folgen konnte. Zu dieser Verteidigung und Erhaltung des Erbauten aber haben beide die gleiche Stellung zu nehmen.

V.

Die wirtschaftlichen Gegensätze.

Unter den Gegensätzen, deren Unverträglichkeit schließlich zum Bruch zwischen den Mitgliedern der nationalliberalen Fraktion führen mußte, hat bekanntlich der von Freihandel und Schutzzoll nicht am wenigsten zu diesem Ausgang mitgewirkt. Dennoch ist gerade diesem Gegensatz am lebhaftesten das Recht bestritten worden, eine solche trennende Wirkung auf eine politische Partei auszuüben. Man hat sich namentlich darauf berufen, daß keine der beiden wirtschaftlichen Ansichten einseitig für die freisinnige oder deren Gegenteil erklärt werden könne, und ferner darauf, daß noch in den letzten Jahren derselbe Gegensatz im Schoße der Partei als zulässig angesehen, ja im Wahlprogramm des Jahres 1878 ausdrücklich als vorhanden und erlaubt dargestellt worden war. Diese scheinbar treffenden Einwände bewegen sich aber nur auf der Oberfläche der Dinge. Es giebt keine liberale Partei, welche die Mitgliedschaft bloß davon abhängig machen kann, ob jemand in die Rubrik „freisinnig" gehöre oder nicht. Man könnte sonst ebenso gut behaupten, auch entschiedene Anhänger des sozialdemokratischen Programms seien in jeder liberalen Partei an ihrem Platz. Von Bebel und Liebknecht wird niemand sagen können, daß sie nicht freisinnig seien, und doch wird

niemand behaupten, eine liberale Partei müßte ihnen selbstverständlich Zutritt lassen. Ein gewisses Maß von Freisinnigkeit ist Grundbedingung für die Mitgliedschaft in einer liberalen Partei, aber die Freisinnigkeit allein genügt durchaus nicht zur Übereinstimmung in einem Verband, der sich mit allen Lebensfragen des Staatswesens zu befassen hat. Wenn die Freiheit zu den höchsten Gütern gehört, so decken „frei" und „gut" sich noch durchaus nicht vollständig, und mit dieser einfachen Definition ist um so weniger durchzukommen, als bekanntlich, wie alle Menschen sich für gut, so alle Parteien sich für freisinnig halten. Das Problem der wirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft steht aber in der heutigen Entwicklung des Völkerlebens so sehr im Mittelpunkt aller politischen Thätigkeit, daß es immer unausführbarer wird, wichtige Fragen zu entscheiden, ohne auf dieses Gebiet zurückzugehen. Besonders aber wird für uns Deutsche die Frage, was gut und was nicht gut sei, immer weniger gelöst werden können ohne entschiedene Parteinahme für die eine oder die andere der beiden wirtschaftlichen Anschauungen. Ob den Anhängern der wirtschaftlichen Unfreiheit ernstlich der Nachweis gelingen könne, daß ihre Grundsätze ihrem politischen Freisinn keinen Abbruch thun, wollen wir nicht untersuchen. Nach der hergebrachten Schablone mögen sie vielleicht noch für liberal gelten. Wenn man der Sache auf den Grund geht, wird man ohne viel Anstrengung finden, daß das Wörtchen „frei" heutzutage keineswegs zufällig diejenige Anschauung bezeichnet, welche sich gegen die wirtschaftliche Bevormundung und Beschränkung verwahrt. Es ist auch kein Zufall, daß unsere in früheren Zeitläuften entschieden freihändlerischen preußischen Konservativen, vom reaktionären Strom des Moments erfaßt, jetzt, allen ihren Überlieferungen zuwider, sich unter das schutzzöllnerische Joch gebeugt haben, eben

weil der Schutzzoll ein untrennbarer Bestandteil des reaktionären Programms geworden ist. Der Kampf bewegt sich heute nicht mehr in den engen Grenzen der einfachen Handels- oder Gewerbepolitik. Es steht weit größeres auf dem Spiel. Die Reaktion, welche seit dem Jahre 1876 vorbereitet wurde, begann allerdings ganz leise mit einigen Verschärfungen im Strafgesetzbuch und einem kleinen Ausgleichs- und Kampfzoll-Vorschlag gegen die Ausfuhrprämien auf französisches Eisen. Aber das war nur das erste Einbiegen in einen Weg, welcher die Kultur der deutschen Nation um ein Jahrhundert zurückführen soll. Die großen Herren der Eisenindustrie pflegen sich in ihren Reden und Schriften das zweideutige Zeugnis auszustellen, daß sie Deutschland die ganze Umkehr seiner Handelspolitik erspart hätten, wenn man ihnen rechtzeitig ihr „bischen Herzegowina" in Gestalt der Ausgleichungszölle als eine Art Grenzberichtigung gegeben hätte. Möglich schon, daß sie sich selbst nicht genug kannten, um vorauszusehen, wie sehr ihnen der Appetit im Essen gekommen wäre, und daß sie ihre Bundesgenossen nicht genug kannten, um zu wissen, daß der Weg weit über ihre Wünsche und Bedürfnisse hinaus nach den Kulturgebieten ging, in welchen die Erfindung der Dampfmaschine als ein Übel bekämpft wird. Zwischen Freihandel und Schutzzoll wurde nur das erste Vorpostengefecht geliefert. Dann ging es rückwärts in stets beschleunigtem Tempo. Die Eisenleute wurden von den Spinnern weiter geschleppt, welche in ihrer Festung Augsburg den lange von den Eisenleuten zurückgewiesenen Pakt mit den Agrariern abschlossen. Von den Agrariern geht es weiter zurück in die Regionen der Zünftler, und von hier aus zeigt sich dem Blick das heute noch unübersehbare Gebiet, wo gewerbliche, kirchliche, gesellschaftliche, intellektuelle und sittliche Reaktion überhaupt, nachdem das Stich-

wort des „Nationalen“ seine Schuldigkeit gethan, mit dem Stichwort des „Sozialen“ ein Spiel beginnt, dessen Gefahren gegenüber viele wohl denken wie der selige Gentz: „Mich und den Metternich hälts noch aus.“

Der Kampf zieht sich in geschlossener Linie zwischen zwei Weltanschauungen hin, die um das Gesamtgebiet des Lebens mit einander ringen, und wer angesichts dessen noch sich dem sanften Ruhegedanken hingeben kann, um der wirtschaftlichen Gegensätze willen lohne es nicht, sich politisch zu trennen, erfreut sich eines beneidenswerten Humors.

Nun ist ja gewiß, daß der Kampf zwischen Altem und Neuem das Leben selbst ist; kein Vernünftiger wird in Klagen darüber ausbrechen, daß seine Gegner, ebenso wie er, ihre Meinung durchzusetzen suchen. So lange nur entgegengesetzte Anschauungen mit einander streiten, ist kein Grund zu besonderer Beunruhigung oder Klage gegeben, und gingen die Gegensätze noch so weit auseinander, vorausgesetzt, daß Anschauungen und Maßregeln um ihrer selbst willen das bewegende Prinzip der Kämpfer bilden. Man muß sich bei Niederlagen sagen, daß eine Ansicht, welche die Oberhand gewinnt, wenigstens insofern berechtigt ist, als in ihr schließlich doch der jeweilige überwiegende Gehalt der Bildung und Neigung eines Volkes zum Vorschein kommt. Bedenklich wird die Sache, wenn Anschauungen und Maßregeln nicht mehr um der ihnen innewohnenden Heilsamkeit willen zur Geltung gebracht werden, sondern weil es für andere Zwecke dienlich erscheint. Zwar auch die beste aller Regierungen, die abhängigste wie die unumschränkteste, wird nie ganz vermeiden können diesen oder jenen Schritt weniger im Glauben an seine Ersprießlichkeit zu thun oder zu unterlassen, als weil er ihr in dieser oder jener Sphäre Zustimmung einträgt oder Mißbilligung fern hält. Darum werden, wo der richtige Sinn für die Lebens-

bedingungen des Staates waltet, zu dergleichen hergebrachten Regierungskünsten nur die untergeordneteren und vorübergehenden Funktionen der öffentlichen Thätigkeit verwendet. Je mehr dagegen ein Regiment in die wichtigen und dauernden Grundlagen des Staatsorganismus zu solchen Zwecken der Selbsterhaltung hineingreift, desto mehr verkennt es seinen Beruf.

Wer fälschlich etwas für gut hält, wird in der Verfolgung seines Zieles auf Hindernisse stoßen, die ihn zum Nachdenken, zum Einlenken, zum Ausgleich mit den vorhandenen Bedürfnissen einladen. Wer aber ein Ziel verfolgt, weil es ihm geboten erscheint, Anhänger für andere Absichten zu gewinnen, verschließt sich von vornherein die Aussicht auf belehrende Erfahrung, versagt sich die Gelegenheit zu prüfen, ob ein Widerstand warnend aus der Natur des Beginnens oder nur aus dem Willen der Gegner entspringt. Fehler, die aus sachlichem Irrtum entspringen, tragen ihr Korrektiv in sich selbst; Fehler, die um fremdartiger Zwecke willen gemacht werden, steigern sich in dem Maße, als sie auf berechtigte Hindernisse stoßen und treiben immer weiter auf Abwege.

Diese Verführung liegt um so näher, als bekanntlich eine mit Vorliebe auf Gewinnung von Anhängern bedachte Staatskunst ihrer ganzen Natur nach darauf angewiesen ist, vor allem auf die Schwächen der Menschen zu spekulieren. Dies war wenigstens immer das Rezept Derer, welche persönliche Herrschaft zu befestigen trachteten, und wird es immer mehr, je mehr Staatsverfassungen und Kulturgang dazu nötigen, mit großen Volksmassen zu rechnen. Der erste Napoleon, ein Virtuose, der mit klarem Bewußtsein dies Handwerk betrieb, rechnete, wie man aus seinen eigenen Bekenntnissen weiß, auf die Eitelkeit der Franzosen als auf diejenige Schwäche, bei welcher sie am ersten zu

fassen seien. Zugleich ein Mann von großartigen Ideen, mit einem gewaltigen Sinn für staatliche Organisationen, weniger Diplomat als Staatsmann, hinterließ er dennoch seiner Nation einen bewundernswerten Bau von sorgfältig ausgearbeiteten organischen Einrichtungen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Seine Methode, die Franzosen durch Befriedigung der nationalen Eitelkeit an seine Herrschaft zu fesseln, ließ seinem staatsmännischen Triebe Spielraum, im Innern seines Reichs nach sachlichen Maßstäben zu handeln, während er sich die Geister durch die Beschäftigung der Phantasie unterwarf. In Zeiten und bei Nationen, welche den Verlockungen der Phantasie überhaupt und der nationalen Eitelkeit insbesondere weniger zugänglich sind, liegt es solcher Regierungskunst nahe, andere Triebfedern in Bewegung zu setzen. Sie wird sich vor allem die Interessen zu ihrem Operationsfeld aussuchen, und je weniger Sinn sie für das Dauerhafte in den Institutionen hat, je mehr sie, nur für das Bedürfnis des Tages arbeitend, so zu sagen von der Hand in den Mund lebt, desto weniger vorsichtig wird sie mit der Heranziehung und Befriedigung der einzelnen Interessen experimentieren.

Jeder Einzelne in der Gesellschaft sieht von Hause aus zunächst nur sein einzelnes Interesse, und diese Beschränktheit des Blickes ist notwendig zur Erhaltung des Ganzen. Aber das Ganze besteht wieder nur durch die wohlbemessene Ausgleichung der Einzelinteressen. Darum ist wahre Staatskunst nur die, welche allgemeine Maßstäbe anlegt, und diese kommen nur in Form von Ideen zum Ausdruck. Eine Regierungskunst, welche sich zum Grundsatz macht, unter Geringschätzung allgemeiner Maßstäbe, auf die Einzelinteressen zu hören, setzt sich in Widerspruch zum Wesen des Staates. Die Menschen bei diesem Vorgehen nach sich zu ziehen,

dazu gehört nicht viel. Nichts ist leichter als jeder Kategorie von Staatsangehörigen vorzustellen, daß sie allein die leidende und zurückgesetzte sei. Hat man je gesehen, daß Landwirte, Geschäftsleute, Beamte, Arbeiter oder Fabrikanten nicht Grund zu Klagen gehabt hätten, sobald man sie fragt, ob sie zufrieden seien? Und Jeder, an den man sich wendet mit der Versicherung, daß er vorzugsweise leide, wird natürlich zustimmen. Nur selten ist ein Stand durch Erfahrung hinlänglich gewitzigt, um, wie einst französische Fabrikanten, dem Könige auf die Frage, was er für sie thun könne, zu antworten: „sie in Ruhe lassen". In Deutschland haben neuerdings die im großen Weltverkehr erzogenen Seestädte sich in gleicher Art wohlweislich die gefährlichen Liebesdienste der Schiffahrtsprivilegien verbeten. Insgemein aber werden solche Anerbietungen und Teilnahmebezeugungen von dem Eigennutz oder der Beschränktheit mit Begeisterung aufgenommen, und Keinem kommt dabei der Gedanke, daß je mehr der Kreis der Begünstigten wächst oder wechselt, desto illusorischer das Ganze der Gunst wird. In der französischen Julimonarchie mit ihren dreimalhunderttausend Wählern ging es leicht eine Zeit lang, die aus reichen Industriellen und Grundherren zusammengesetzten Wählerschaften zu bevorzugen, in Ländern des allgemeinen Stimmrechts ist mit so einfachen Mitteln nicht auszukommen.

Wohl mußten auch in den alten Demokratieen republikanischer oder cäsarischer Natur die unteren Volksklassen gehätschelt werden; aber sie bildeten doch auch nur eine leicht zu sättigende Minderheit in dem zum größeren Teile aus Sklaven und Provinzialen unebenbürtigen Rechts zusammengesetzten Gemeinwesen. Wie aber könnten in den modernen Staaten mit dem demokratischen Institut des allgemeinen Wahlrechts alle einzelnen Berufsklassen in ihrer ganzen Ausdehnung gegeneinander oder nacheinander mit

besonderer Gunst behandelt werden, ohne daß alles, was geschähe, thatsächlich sich gegenseitig aufheben müßte? Das Problem, Alle gegen alle zu bevorzugen, kann daher, auch wenn man es sich als ein gutgläubig gemeintes denkt, nur auf die Erregung eines falschen Scheins hinauslaufen. Einzelne Gruppen werden in Wirklichkeit die Gunst genießen, andere nur in Täuschung leben, und die Notwendigkeit, zum Vorteil kleinerer Gruppen den großen Massen Schein für Wirklichkeit zu bieten, ergiebt sich mit doppelter Gewalt aus zwei Ursachen. Zum ersten daraus, daß kleinere Interessengruppen, eng zusammengefaßt und der Regel nach durch altes Herkommen gefestigt und geschult, auch bereits mit Macht und Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgerüstet, bei weitem am besten in der Lage sind, das zur Staatsmaxime erhobene Prinzip der Bevorzugung in praktische Formeln zu übersetzen und zur Anerkennung zu bringen. Daher sehen wir, daß gewisse Zweige der Industrie, wie die des Eisens und der Baumwolle, in welchen das Verlangen nach Bevorzugung durch lange und wohlgepflegte Überlieferung zu einer Art Rechtsbewußtsein ausgebildet ist, allenthalben am schnellsten und geschicktesten bei der Hand sind, ihr großes Stück von dem zu verteilenden Kuchen in Sicherheit zu bringen.

Eine zweite Ursache, welche dazu treibt, das System der Bevorzugungen für die kleineren Interessengruppen zur Wirklichkeit, für die größeren zum bloßen Schein zu machen, liegt zwar tiefer, ist aber darum nicht minder vorhanden.

Je größer der Kreis Derer ist, welchen die Gunst zugewendet werden soll, desto schwieriger ist es natürlich, die Wirkungen der Maßregeln im einzelnen zu verfolgen. Eine Gruppe von Industriellen, welche ihr Stück vom großen Kuchen untereinander teilen, kann schon nachrechnen, was einem Jeden von ihnen wirklich auf den Teller kommt. Bei

den großen Massen werden die Portionen so verschwindend klein und von so ungeübten Rechenkünstlern kontroliert, daß es viel leichter gelingt, sie mit dem bloßen Scheine abzufinden, und die Versuchung hierzu liegt um so näher, als es in der That unausführbar ist, die Vielen auf Kosten der Wenigen zu bevorzugen. So erklärt es sich, daß bei der Verteilung von Staatsgunst die Wenigen, Zusammenstehenden, Einflußreichen und Rechnungsverständigen mit barer Münze bezahlt werden, die vielen, lose oder gar nicht unter sich Verbundenen, Machtlosen und Ungeschulten mit Rechenpfennigen. Das ist einer der zahlreichen Fälle, wo die alte Geheimkunst von dem „was man sieht und was man nicht sieht" zur Anwendung kommt. Sie weist auch im Steuerwesen auf die Ausbildung der indirekten Steuern hin. Denn ebenso wie mit den Vorteilen geht es mit den Lasten. Die Interessengruppen der Wenigen und Begüterten können sehr gut nachrechnen, was man ihnen mit indirekten Steuern nimmt, die Vielen und Kleinen können es nicht. Sie erkennen und messen nur das, was man ihnen direkt, in Geld ausgedrückt, als Last auferlegt, und sind darum nur bei dieser Art der Belastung im stande, vergleichende Betrachtungen anzustellen. Die biegsamen Theorien von der Überwälzung der Steuern geben überdies einen unerschöpflichen Vorrat von dialektischen Rezepten, um jedem zu beweisen, daß er die seinigen nicht trägt.

Die Kunst der Bevorzugung Aller gegen Alle besteht mit einem Wort in dem Geheimnis: Wenigen berechenbare wirkliche Vorteile und Vielen unberechenbare eingebildete Vorteile zuzuwenden, ebenso Wenigen berechenbare geringe Lasten und Vielen unberechenbare große Lasten aufzuerlegen.

Wie alle innerlich unwahren Systeme kommt auch dieses nicht aus ohne zweierlei Maß und Gewicht. So lange es sich um die Maßregeln zum Vorteile der wirklich Begünstigten

handelt, stellt man sich auf den Boden des sogenannten praktischen Verstandes. Da wird alles mit Verachtung zurückgewiesen, was sich irgendwie auf allgemeine, das Ganze mittelst geordneter Gedankenreihen übersehende Schlußfolgerungen beruft. Der einzelne Fabrikant oder Grundbesitzer holt seine Bücher herbei und weist mit Ziffern nach, wie er nicht bestehen könne, wenn man ihm nicht Sicherheit gebe, gewisse Preise zu erzielen, und wie gut es ihm gehen würde, wollte man ihm von Staatswegen diese Sicherheit gewähren.

Macht Jemand dagegen den Einwurf, daß solche Vorteile nur unter entsprechender Beschädigung der Anderen eingeräumt werden können, daß man den Anderen nimmt, was man dem Einzelnen giebt, und zwar daß man Jenen noch viel mehr nimmt, als man Diesem giebt, so erhebt sich der „praktische Verstand" mit dem Schrei der Entrüstung gegen die Abstraktion, die Theorie, die Lehrmeinung, die mit allgemeinen Betrachtungen das handgreiflich Faßbare wegdemonstrieren wolle. Nicht so jedoch, sobald es gilt, den Vielen die Vorteile zu Gemüte zu führen, welche ihnen aus der Begünstigung der Einzelnen angeblich erwachsen. Beim Übertritt in dieses große Gebiet lassen sich auch die Leute des praktischen Verstandes zu allgemeinen Ideen herab, und wenn eine Idee desto theoretischer zu heißen verdiente, je unfaßbarer sie wäre, so würden auf diesem Gebiete die Männer des sogenannten praktischen Verstandes als Theoretiker unübertroffen dastehen. Ist es schon schwer, wirkliche Vorteile bei ihrer Verbreitung über große Gesamtheiten im einzelnen Falle in erkennbarer Weise vor das Auge zu bringen, so wird es noch schwerer, ihm bloß eingebildete Vorteile in natura zu zeigen. Nun aber wirft man sich auf die allgemeinsten Betrachtungen und die weitest gespannten Gedankenverbindungen. Zum Beispiel: der Preis

der Lebensmittel wird durch Zölle verteuert zum Besten gewisser Arten von Produzenten. Mit Zahlen läßt sich der Gewinn derselben vor Augen führen. Wenn aber die, welche den höheren Preis bezahlen müssen, fragen, was sie von diesen Opfern haben, so verläßt man die Methode der ziffermäßigen Behandlung und fängt an, ihnen mittelst allgemeiner Sätze zu erklären, auf welchen Umwegen ihnen die Opfer vervielfältigt zurückfließen werden. Dem, was sie sichtbar heute bezahlen, setzt man das gegenüber, was ihnen unsichtbar übers Jahr wiederkommen werde. Man führt ihre Phantasie durch die tausend Kanäle des Weltverkehrs umher, um ihnen beizubringen, daß an den letzten Mündungen schließlich die Opfer ausgeglichen werden. Dem Arbeiter wird beispielsweise gezeigt, daß der Industrielle, wenn er durch die besseren Preise sich bereichert, ihm auch wieder höheren Lohn zahlen werde. Die Bereicherung ist das zahlenmäßig nachweisbare; der höhere Lohn ist ein entferntes, welches nur mit Hinweis auf das große und unendlich komplizierte Getriebe des Welthandels bewiesen werden kann.

So verhält es sich mit allen derartigen Belastungen. Verteuert die Gesetzgebung eine Ware durch Auferlegung einer indirekten Steuer, so ist das ein sehr einfaches Rechenexempel für die Einnahmen. Gilt es aber Diejenigen zu trösten, welche die Verteuerung zu bezahlen haben, so eröffnet man wieder das Feld der allgemeinen Betrachtungen, mittelst deren ausgemalt wird, bald daß die Verteuerung keine Verteuerung ist, bald daß Der, welcher sie bezahlt, sie nicht bezahlt, bald daß er sie von andern zurückerhält, bald daß etwas in kleinen Bruchteilen nach und nach bezahlen so viel heißt, wie es garnicht bezahlen. Wer sich all die glänzenden Reden zurückzurufen vermag, die in den letzten zwei Jahren gehalten worden sind, um Belastungen des Verkehrs schmack-

haft zu machen, wird zugeben, daß, ob falsch oder wahr, jedenfalls auf den Namen von „Theorien“ die Deduktionen dieser Art im weitesten Sinn Anspruch erheben können, insbesondere, wenn man dem Wort „Theorie“ den Beigeschmack zweifelhafter Richtigkeit geben will.

Das Geheimnis eines solchen Systems besteht also kurz gesagt darin, abwechselnd bald den sogenannten praktischen Verstand anzurufen, wenn es gilt, einzelnen Minderheiten wirkliche Vorteile zuzuwenden, bald Theorien aufzustellen, wenn es gilt, den großen Mehrheiten die Nachteile ihrer Belastung als Wohlthaten zu preisen. Allgemeine Wahrheiten sind aber Wahrheiten nur, wenn sie auch allgemein formuliert und angewendet werden, und diejenigen allgemeinen Sätze, die man sich nur für gewisse Kategorien zurecht macht, enthalten das Gegenteil der Wahrheit.

Echte Staatskunst kann auf keinem Gebiete der allgemeinen Grundsätze entbehren, denn ihr ist eben das Allgemeine, die Gesamtheit anvertraut. Die Bewegungen des Einzellebens sind so mannigfach und verschlungen, daß es unmöglich ist, sie in jede Wendung hinein zu verfolgen, gleichzeitig zu übersehen, welchen Individuen im gegebenen Fall eine Maßregel schadet und welchen anderen sie nützt. Hier bedarf es für die Gesetzgebung des höheren, das Ganze übersehenden Standpunktes, von welchem aus die Grundlinien der allgemeinen Richtung zu ziehen sind. Innerhalb dieser Grenzen muß die Thätigkeit der Einzelnen sich selbst bestimmen. Welches auch das wirtschaftliche System sei, dem ein Staat huldigt, des allgemeinen Maßstabes, der leitenden Grundsätze, der Theorie mit anderen Worten wird er nicht entbehren können, will er nicht je nach dem Drang der Umstände bald dieser, bald jener Interessengruppe in die Hände fallen. Eine Zeit lang kann eine Regierung sich das Leben wohl bequem machen dadurch,

daß sie sich mit allen einzelnen Interessengruppen ins Verhandeln einläßt.

Machen sich auch Widersprüche bemerkbar, weil wieder die einzelnen Interessen gruppenweise mit einander in Konflikt geraten, so hilft jeder Gruppe die Hoffnung, im Wettlauf um die Begünstigung demnächst wieder Vorsprung zu gewinnen, über augenblickliche Zurücksetzung hinaus. Ja gerade diese Kunst, bald den Einen, bald den Andern zu beglücken, allen aber mit Zuruf und Versprechungen zu schmeicheln, erhöht den Eifer und die Unterwürfigkeit. Die Werdenden sind ja nach dem bekannten Vers dankbarer als die Fertigen. Und da schließlich die Menschen noch mehr durch die Befriedigung ihrer Eigenliebe und durch die Macht der Einbildung beherrscht werden, als durch thatsächliche Dienste, so wird eine aus wenigen wirklichen Bevorzugungen und vielen großsprecherischen Beteuerungen und Verheißungen zusammengesetzte Politik eine zeitlang sich als ein vortreffliches Werkzeug bewähren, wo es weniger darauf abgesehen ist, das Richtige zu thun, als recht zu behalten. Erst nach längerer praktischer Anwendung werden die Widersprüche eines solchen Systems sich ernstlich fühlbar machen, und man wird sie schon lange fühlen, ehe die öffentliche Meinung zur wahren Erkenntnis des eigentlichen Zusammenhangs vordringt. Denn im Bereich der allgemeinen, über die Gesamtheit ausgedehnten Erscheinungen ist es so schwer, den Verkettungen von Ursache und Wirkung zu folgen, daß mit Sicherheit nie auf deren Erkenntnis zu rechnen ist. Und die bevorzugten Minderheiten, mit ihren festen Organisationen, ihrer wohlberechneten Taktik und hervorragenden Stellung werden meistens im Bunde mit einer ihnen zu Gefallen lebenden Regierung mächtig genug sein, um die Begriffsverwirrung zu erhalten, welche ihnen nützt, und an welche sie eben deshalb in der Regel auch selbst

glauben. Ein Dutzend Fabrikanten unter zwanzigtausend Wählern bringt es bei einiger Geschicklichkeit nicht selten fertig, daß ein Volksvertreter ihnen gegenüber in Meinungsabhängigkeit gerät; und gleicherweise eignen sich die sogenannten Sachverständigen-Kollegien ihrer Natur nach viel mehr dazu, die großen Interessen einer konzentrierten Minderheit als diejenigen der ihrer Vorteile viel weniger kundigen Gesamtheit zum Ausdruck zu bringen. Auch bei diesen Einrichtungen wiederholt sich das schon oben erwähnte zweierlei Maß und Gewicht. Wie der berühmte praktische Verstand den Einzelinteressen zu Hilfe gerufen, das Gesamtinteresse aber mit allgemeinen Behauptungen abgefunden wird, so giebt es natürlich auch sachverständige Körperschaften in des Wortes voller Bedeutung nur für die kleineren Gruppen. Die Sachverständigen der Getreide- oder Fleischproduzenten, der Eisen- und Baumwollfabrikanten kann man einberufen. Aber wie soll man die Sachverständigen Derer ernennen, die Brod und Fleisch essen, Werkzeuge und Kleider verbrauchen? Es giebt thatsächlich für die Erkenntnis der Gesamtinteressen nur einen Weg, das ist der einer wohlausgebildeten Methode, mit andern Worten unparteiischer, nicht von den thatsächlichen Verhältnissen absehender, sondern dieselben zusammenfassender Wissenschaft. Da aber diese, wenn ihr Gehör gegeben würde, sich nicht alle Aussprüche der Bevorzugten gefallen ließe, so wendet man sich von ihr ab und spricht mit Geringschätzung von ihr, so weit sie nicht gerade paßt. Allein man kann nun einmal den allgemeinen Interessen gegenüber doch der allgemeinen Sätze nicht entbehren, und so fällt man den Charlatanen in die Hände, welche Theorien auf Bestellung machen, genau wie für die Leute, welche zu bequem oder zu sanguinisch sind, die Vorschriften eines gewissenhaften Arztes zu befolgen, sympathetische Kuren beschafft werden. Dann schießen die kühnsten Sen-

tenzen über die Wirkungen der wirtschaftlichen Einrichtungen wie Pilze aus der Erde, und in je luftigere Höhen eine Behauptung sich über Vernunft und Wissenschaft erhebt, desto unerreichbarer wird sie bekanntlich allen Werkzeugen und Waffen des geordneten Denkens. Zuerst erklärt man alles, was Lehrmeinung heißt, in Verruf, und dann tischt man noch ein eigenes, zum besonderen Zweck bereitetes Gebräu von Doktrinen auf, welches allerdings, wenn es den Namen verdiente, geeignet wäre, die Lehrmeinungen in Mißkredit zu bringen.

Auf diese Weise gesellt sich zu der allgemeinen Verwirrung, welche (von der Ungerechtigkeit nicht zu reden) die Bevorzugung der Wenigen auf Kosten der Vielen anrichtet, auch noch der schädliche geistige Einfluß, welcher die Menschen von den Wegen der Bildung und Gesittung abdrängt. Denn, während der Einzelne vor allem durch die streng sachliche Behandlung seiner Zwecke sich fördert, giebt es ein bewußtes Leben für die Gesamtheit nur in den Ideen.

Mehr als die Leidenschaften und Begierden, deren Zunahme aus der Statistik der Verbrechen nachgewiesen werden soll, bringen tonangebende Äußerungen der Abneigung und Mißachtung gegen das Denken und Wissen das geistige und das sittliche Niveau eines Volkes herunter. Der höchste Ausdruck staatlichen Gemeinsinnes, die Vaterlandsliebe, ist wahrlich nicht mit Ziffern von Sachverständigen nachzuweisen, und aus ziffermäßiger Berechnung gehen die Soldaten nicht in den Tod. Eine grundsätzliche Mißachtung der Ideenwelt zerstört das edelste Band, welches die Gesellschaft zusammenhält.

Und während auf diese Weise die idealen Grundlagen untergraben werden, führt das System der Gunstverteilung mit Notwendigkeit dazu, auch die materielle Thätigkeit des Einzelnen und der Gesamtheit zu hemmen und zu beschränken.

Denn wenn es auch hier und da positiv fördernd als Staats-Unternehmung oder -Unterstützung auftritt, so läßt sich das nicht in großem Maßstab durchführen, ohne den sozialistischen Staat in vollem Umfang anzuerkennen. Positive Vorteile jedem Begünstigten in den Schoß zu werfen, ist unthunlich, aber man kann sie ihm mittelbar verschaffen, indem man Andern das Leben erschwert. Daher muß sich das System der Bevorzugung im Großen und Ganzen auf die Methode der Behinderung verlegen. Daraus ergiebt sich denn das ganze endlose Gefüge von Schranken und Hindernissen, mittelst deren Jeder die Thätigkeit seines Mitbewerbers unter dem Beistand der Staatsgewalt zu vernichten bestrebt ist; und da die negativen Resultate unterdrückter und erstickter Thätigkeiten sich nicht so leicht fassen und berechnen lassen, wie die in die Augen fallenden Gewinne der Bevorrechteten, so entzieht sich der Gesamtnachteil der allgemeinen Wahrnehmung. Dem Einen verbietet man zu kaufen, dem Andern zu verkaufen, dem Dritten zu arbeiten, dem Vierten zu wandern, dem Fünften sich zu verpflichten, dem Sechsten sich niederzulassen, dem Siebenten zu heiraten; und schließlich wird Jedermann dazu erzogen, fortwährend darüber nachzudenken, wie er vom Staat verlangen könne, daß einem Andern das Leben erschwert werde. So wird man, um der Reihe nach Jedem gerecht zu werden, von einer Ungerechtigkeit zur andern getrieben, und als die Aufgabe des Gemeinwesens ergiebt sich schließlich der wunderbare Beruf, möglichst viel Hindernisse der Produktion, der Ernährung, der Bewegung, des Fortkommens zu schaffen, die gesamte Entwicklung rückwärts statt vorwärts zu bringen.

Je weniger Einer sich selbst helfen mag, desto mehr ist er geneigt, fremde Hilfe anzurufen, und wenn die Hilfeleistung darin besteht, daß Andere in ihrer Lebensthätigkeit herabgedrückt werden, so ist damit eine Prämie ausgesetzt

auf alle schlechten Eigenschaften, welche den Menschen moralisch und ökonomisch herunterbringen oder niederhalten. Trägheit, Neid, Mißgunst werden die Regulatoren des Lebens. Im freien Austausch der Kräfte ist jede Thätigkeit darauf angewiesen, das Maß ihrer Belohnung von dem Maß ihrer Dienstleistung zu erwarten. Wo aber jede höhere Belohnung Anstoß erregt, wird auch die ihr zu Grunde liegende höhere Anstrengung verdächtig, welche ihr Bemühen auf größere Dienstleistung richtet. Und weil die Menschen so dazu erzogen werden, nicht sowohl auf das zu achten, was sie durch eigene Anstrengung zustande bringen, als auf das, was sie die anderen zu thun abhalten können, wird die vorwärtsstrebende Kraft in Bann gethan. Nicht darauf, daß lohnende Thätigkeit eine Bereicherung der Gemeinsamkeit mit sich führt, wird geachtet; sondern der Lohn, welchen der Eine sich erwirbt, wird als ein Raub am Anderen angesehen, und Jeder bildet sich ein, Alles allein gewinnen, d. h. leisten zu können, wenn man nur alle Anderen verhinderte, dasselbe zu thun. Am leichtesten gelingt es, dieses System der Behinderung, der Indolenz und Impotenz dem Ausland gegenüber in Anwendung zu bringen, und das hochtönende Stichwort vom Schutz der nationalen Arbeit muß dazu herhalten, den Egoismus und die Bequemlichkeit als eine patriotische Tugend aufzuputzen. Aber einmal gegen den Ausländer proklamiert, bricht sich, wie man täglich sehen kann, das System auch allerwegen nach innen Bahn; Hemmung und Beschränkung wird das Feldgeschrei von Mensch zu Mensch, von Ort zu Ort. Welch wundervolles Rezept für Solche, die teilen wollen, um zu herrschen!

Die moderne Staats- und Gesellschaftsentwickelung hat die Schranken und Privilegien, mit welchen die einzelnen Berufszweige ehedem umgeben waren, zu Falle gebracht. Wer sich auf das System der Bevorzugung verlegt, wird

daher auch die Zustände der Vergangenheit als sein Ideal ansehen und unter dem Mantel ehrwürdiger und züchtiger Einrichtungen das Prinzip der Ausschließung wieder ins Leben zu rufen bemüht sein. Zunft- und Bannrechte, über welche die Bildung und die Thätigkeit der Zeit weit hinausgeeilt sind, werden dann wieder hervorgesucht, und die Gewerbetreibenden, welche im hergebrachten Schlendrian einrosten, werden in romantischer Sprache als die biederen Ehrenmänner der guten alten Zeit gefeiert. Solchergestalt führen alle Pfade der wirtschaftlichen Unfreiheit nach abwärts und nach rückwärts zugleich, und man sucht bei den vielgerühmten Steuer- und Wirtschaftsreformern vergeblich nach einem Gedanken, welcher nicht längst dagewesen und überlebt wäre. Die Leistung wird verfehmt, das Hemmnis wird gepriesen, und das Ideal der Gesamtbewegung wird nach rückwärts in überwundene Zustände verlegt. Dem Fähigen, Strebsamen, Fruchtbaren wird der Weg versperrt, damit er stehen bleibe, bis der Unfähige, Träge, Unfruchtbare nachkomme, das Niveau der Gesamtheit wird nach der Höhe des Wenigstleistenden reguliert. Statt einer Ordnung der Gesellschaft, in welcher die besseren Kräfte die geringeren nach sich ziehen, wird eine Ordnung eingesetzt, in welcher die geringere Kraft die bessere zurückhält und herabzieht. Um aber das Kulturwidrige eines solchen Treibens vor sich selbst zu beschönigen, setzt man auf die große Zwingburg der allgemeinen Verkümmerung noch den Giebelschmuck einzelner glänzender Begünstigungen. Weil der Privatfleiß Aller verhindert wird, sich zu entfalten, werden Einzelne, wiederum Bevorzugte, dazu auserwählt, der Welt den Beweis zu liefern, daß das System auch anspornend zu hervorragender Thätigkeit erwecke. Und wenn schon der Anreiz stark ist, sich mittelst Unterdrückung seiner Mitbewerber begünstigen zu lassen, wie viel mehr erst lockt die Aussicht

auf Gewinn aus freigebigen Spenden, die nach der Manier des h. Crispin ausgeteilt werden. Alle verfehlten Existenzen, alle Marktschreier, alle Abenteurer und verbohrten Köpfe werden immer die eifrigsten Advokaten von Staatsunternehmungen und Staatssubventionen in Handel und Gewerbe sein, alle, die nicht mit der eigenen Arbeit fortkommen können oder wollen, werden jedem Projekte zujubeln, dessen Risiko auf allgemeine Kosten geht. Wer einige Welterfahrung hat, weiß, wie begeistert alle in der Schule des Lebens sitzen gebliebenen Individuen ihre Dienste anbieten, sobald eine Hoffnung auf Staatsprojekte auftaucht! Und da solcher Chorus sich aufs Lärmen ganz besonders versteht, so empfehlen sich dergleichen Veranstaltungen ganz vorzüglich, um öffentliche Meinung zu machen. Je mehr Hindernisse man der Privatthätigkeit in den Weg legt, desto mehr sucht man sich durch staatliche Förderungen herauszuputzen. Wo die natürliche fruchtbare Arbeit erstickt wird, wird die künstliche unfruchtbare gezüchtet.

Die, welche das System der staatlichen Bevormundung, Bevorzugung und Einmischung grundsätzlich um seiner selbst willen für das gute und richtige halten, verlangen auch unverhohlen die Wiederherstellung aller jener Einrichtungen, welche durch die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit verdrängt worden sind. Diese Konsequenz ist anzuerkennen. Jüngst hat ein hervorragender Vertreter dieser Anschauung das Kapital und die Maschinen als die Gegner des Handwerks bezeichnet*). Der große Verkehr, welcher mit Dampf und Elektrizität arbeitet, soll zwar wohl nicht wieder aus-

*) Herr Aug. Reichensperger in der Handwerkerversammlung zu Münster, nach der „Germania".

gestrichen werden aus dem Buch des Lebens, aber man wird ihm danach doch Schranken ziehen müssen. Und da man füglich nicht erwarten kann, daß ganz Europa und Amerika gleichzeitig sich für diesen Gedanken begeistern, so ist abermals logisch unbestreitbar, daß eine Nation, welche sich anschickt, die große Reise ins gelobte Land des Mittelalters anzutreten, sich von allen anderen abzuschließen hat. So weit wäre also Methode in der Sache. Da man aber in jenem gelobten Land ehemals nicht mit allgemeinem Stimmrecht und sozialistischen Arbeitern zu operieren brauchte, so reicht die einfache Rückwärtsbewegung doch nicht aus, die großen Massen zu befriedigen. Dadurch entstehen Verlegenheiten, und die Verlegenheiten treiben zu neuen Kunstgriffen eigentümlicher und bedenklicher Art.

Wer sich heutzutage den Beruf zuerkennt, die nationale Arbeit durch Staatseinrichtungen so zu leiten, daß jedem Einzelnen ein Erfolg verbürgt wird, kann sich der Notwendigkeit nicht entziehen, gerade den großen Massen vor allem seine Wohlthaten zu verheißen; und wenn, wie oben gezeigt, das System seiner Natur nach wirtschaftlich reaktionär ist, d. h. auf überwundene Zustände zurücksteuert, so zwingen die modernen politischen Einrichtungen doch auch wieder dazu, dem allermodernsten Drang der Zeit, dem sozialistischen, zu huldigen. Die Formel des Problems lautet daher: „Reaktion mit Sozialismus!“ Und dem entsprechend sehen wir die wirtschaftliche Bewegung in demselben Maße, wie sie die rückläufige Richtung verfolgt, sich mit sozialistischen Plänen abmühen. Aber selbst wenn die Erreichung des sozialistischen Ideals nicht in unerkennbarer Ferne läge, würde doch der Widerspruch allein, an welchem die zugleich nach rückwärts und vorwärts gerichtete Bewegung leidet, genügen, um ihre innere Unwahrheit und folgerichtig ihre Verderblichkeit erkennen zu lassen. Die Ordnung der guten

alten Zeit galt der kleinen Zahl, die sich in Kasten und Zünften unterbringen ließ. Mit diesen Einrichtungen die großen Massen unserer Zeit befriedigen zu wollen, ist Widersinn. Ausschließung Aller gegen Alle läßt sich nicht durchführen. Noch weniger als heute war damals für Alle genug da; das Problem, für Alle reichlich genug zu finden, ist heute, wenn auch schon weiter gefördert, doch lange nicht der Lösung nahe, und am wenigsten ist das Ziel zu suchen in den Idealen einer Welt, die der unsrigen so wenig mehr gleicht. Die sozialistischen Bestrebungen der wirtschaftlichen Reaktion sind daher eitel Selbsttäuschung oder noch weniger als das, nämlich Reklame. Eine aus beiden Ingredienzien zusammengesetzte Mischung war von je das eigentliche Lebenselement aller menschheitsbeglückenden Charlatanerie.

Wie mächtig man auch das öffentliche Leben beherrsche, man kann dem großen Strom der Zeit Hindernisse in den Weg legen, aber niemals ganz seiner Gewalt widerstehen. Der Versuch, den Diensten der Maschinen und des Kapitals Grenzen zu ziehen, würde sich bald selbst ad absurdum führen. Andererseits gelingt es niemals, auf die Länge sich den Folgen der Verheißungen und Versprechungen zu entziehen, mit denen man die Menschen an sich gefesselt hat. Es gelingt dies um so weniger, wenn die Ideen, mit denen man sich eingelassen hat, eine gewaltige Herrschaft über die Köpfe ausüben.

Jede Unwahrheit, sagt ein englischer Geschichtsphilosoph, ist ein Wechsel auf die Zukunft. Der Verfalltag kommt früher oder später heran und dann heißt es: Nicht bei Kasse! Es mag eine Zeit lang sichtlichen Gewinn bringen, der Reihe nach allen Klassen der Gesellschaft Heil und Segen zu versprechen, heute den Bruder Bauer, morgen den Bruder Handwerker, übermorgen den Bruder Arbeiter zum Gastmahl an der wohlbesetzten Tafel einzuladen.

Schließlich schlägt die Stunde, da erscheint der steinerne Gast, ergreift die dargebotene Hand und reißt den kühnen Gastgeber nieder. Wer will leugnen, daß der Sozialismus heute eine dämonische Macht ist, wer will sich erkühnen, zu behaupten, daß aus einer seit Jahrzehnten allüberall so mächtig anwachsenden Bewegung nicht Zukunftsgestaltungen, gute oder böse, sich herausbilden könnten! Der Witz der Idee bedient sich bekanntlich der wunderbarsten Wege, um die Menschheit mit seinen Einfällen zu überraschen. Gerade die, welche um des Glaubens oder um der Staatsautorität willen sich für die geschworenen Feinde der Sozialdemokratie halten, sind vielleicht ausersehen, ihr den Weg zu ebenen. Als man dem großen Napoleon nachrühmte, er habe der Hydra der Revolution den Kopf zertreten, meinte eine geistreiche Frau, er sei in Wahrheit ein Robespierre zu Pferde gewesen.

Das Bürgertum ist in der Welt kaum seit hundert Jahren eine Macht geworden. Es muß sich erst noch zeigen, ob eine Gesamtheit, die ihrer Natur nach auf die individuelle Bethätigung friedlicher Kräfte angewiesen ist, sich dazu eignet, dauernd im Besitz ihrer Machtstellung zu bleiben; ob die Verteidigungswerkzeuge, welche ihr zum Sieg über den Feudalismus verhalfen, stark genug sind, um zu widerstehen, wenn der kaum zurückgedrängte alte Feind im Bunde mit einem neuen zum Sturm anrückt; es muß sich erst noch zeigen, ob das Bürgertum seinem Beruf gewachsen ist, die friedliche Entwicklung der humanen Kultur gegenüber gewaltsamen Angriffen zu schützen, welche die Weltbeglückung nach alten überlebten und zugleich nach neuen phantastischen Ideen in Angriff nehmen.

So weit es dem mitten in der Zeit stehenden möglich ist, deren Strom und Richtung zu beurteilen, ist das recht eigentlich das A und O, um welches sich die Geschicke der

Gegenwart drehen, zumal in Deutschland. Nicht um etliche Mark Zoll auf Eisen oder Baumwolle handelt es sich in dem Streit um die wirtschaftlichen Prinzipien, sondern um Leben oder Tod auf dem Felde der freien, friedlichen, modernen Entwicklung. Aber ein und derselbe Faden spinnt sich von dem kleinen Streit um die Mark Zoll in fortlaufendem, untrennbarem Zusammenhang bis zur entscheidenden Antwort auf jene große Lebensfrage fort. Wer das nicht aus der logischen Verkettung der Ideen zu entnehmen vermag, der entnehme es aus ihrer geschichtlichen Verkettung. Was mit ganz kleinen Zollvelleitäten begonnen, gestaltet sich in vielen Köpfen bereits zum Plane eines sozialen Turmes von Babel, in welchem jetzt schon die Grundrisse für eine allgemeine Leibrentenanstalt seiner Bewohner sichtbar werden. Wer sich die Dinge ernst genug ansehen will, um ihre innerste Wesenheit zu erkennen, wird nicht mehr zu dem wunderlichen Schluß gelangen, daß in einer und derselben politischen Partei heute noch wie ehemals Raum sei für die entgegengesetzten wirtschaftlichen Auffassungen.

Am wenigsten von allen großen Kulturländern hat Deutschland die politische Kraft seines Bürgertums gezeitigt. Damit übereinstimmend haben sich die feudalistischen Ideen in Deutschland am meisten erhalten, und die sozialistischen Ideen haben sich in Deutschland mehr und höher hinauf Anhang verschafft als bei irgend einem anderen Volke.

Wenn es geschrieben steht, daß die Welt ein sozialistisches Experiment im großen Stil erlebe, so ist vielleicht Deutschland das natürliche Schlachtfeld, wo ein noch schwach entwickeltes Bürgertum unterliegen soll, wie Frankreich mit seinem überreifen Hofadel das natürliche Schlachtfeld für den Kampf gegen die Aristokratie gewesen ist.

Zwar hat Deutschland in seinem Heere ein Fundament,

wie in dieser Weise kein anderer Staat der Welt, und die Kräfte, welche durch Reizung der Klassengegensätze in Bewegung gesetzt werden, brechen sich noch an dem festen Bollwerk jener gewaltigen Institution, in welcher die sonst verspotteten allgemeinen Ideen als strenge Schule der Kriegswissenschaft, als Methode, aufs innigste gepflegt werden, in welcher die Idee der Hingebung des Einzelnen an das Ganze am lebendigsten verkörpert ist. Allein wenn die zerstörenden Einflüsse hier noch ferngehalten worden sind, so darf man sich einer zu großen Beruhigung nicht überlassen. Auch die sorgsamste Pflege reicht nicht aus für eine Pflanze, deren Wurzel Krankheitsstoffe aus dem Boden saugt.

Die Unzugänglichkeit der Armee für sozialistische Bemühungen hing wesentlich zusammen mit der Unzugänglichkeit des Landvolkes für diese Propaganda. Der Zustand muß sich von Grund aus ändern, wenn das Stichwort ausgeteilt wird, der Landbewohner müsse systematisch mit seinem Loos unzufrieden gemacht, zur Rückforderung seiner natürlichen Rechte aufgestachelt werden. Die agrarische Bewegung, seitdem sie sich bemüht, den kleinen Mann für ihre Interessen ins Feuer zu schicken, hat für die Gefährdung der Gesellschaft durch sozialistische Propaganda mehr gethan, als alle sozialdemokratischen Vereine hätten thun können. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn in einem so durchwühlten Staate das Drängen nach sozialistischen Experimenten immer unwiderstehlicher wird, und für den ersten Schritt ins Chaos lassen sich die ökonomischen Etappen schon bezeichnen. Sollen die Finanzen eines stets bis an die Zähne gerüsteten Militärstaates auch die Verantwortlichkeit für eine kolossale Staatsindustrie und schließlich für die Einlösung der weittragendsten sozialen Versprechungen auf sich nehmen, so kann bei dem ersten Versagen der Glücksgunst eine Katastrophe eintreten. Allerdings haben die wirtschaftlichen Quacksalber das Rezept

der Notenpresse für diesen Fall schon parat. Von den Ratschlägen, die bereits im Schwange sind, bis zu Assignaten und zum Maximum ist nur ein Schritt.

Die ganze Gedankenrichtung, welche man heute als die des Staatssozialismus bezeichnet, ist keineswegs eine deutsche Besonderheit. Sie ist in allen Kulturländern zu großer Macht gelangt und übt allenthalben ihren Einfluß auf die Gesetzgebung aus. Man kann keine politische oder ökonomische Zeitschrift Frankreichs, Englands oder Italiens aufschlagen, in der nicht diese Ideen, sei es, daß sie vertreten, sei es, daß sie verurteilt werden, zum Vorschein kämen. Was dieselben in Deutschland Eigentümliches und Bedenkliches an sich haben, ist das konservative Gewand, in das sie sich hüllen. Von Zeit zu Zeit könnte es einem vorkommen, als wären die deutschen Konservativen, nachdem die Sozialdemokratie in Acht und Bann gethan und damit eine überlegene Konkurrenz beseitigt worden, auf den Gedanken geraten, sich der für die Agitation so brauchbaren sozialistischen Werkzeuge allein zu bemächtigen.

Deutschland hat mit einer doppelten Gefahr zu rechnen, wo andere Länder nur vor einer stehen. Man drängt es zugleich in die Richtung auf gänzlich neue und auf gänzlich veraltete Zustände hin. Und die staatserhaltende Anstandsmiene, mit welcher das alles geschieht, verfehlt nicht, ihre beruhigende Wirkung auf die Zuschauer auszuüben. Es ist schon mehr als einmal darauf hingewiesen worden, welche Bedenklichkeit es gerade für eine konservative Politik hat, ihr Spiel auf diese Karte zu setzen. Doch ist es ihre Sache, zu sehen, wie weit sie das treiben will. Die Liberalen aber, welche sie hinter sich herziehen möchte, haben wahrlich Grund, ihren Blick über die nächste Wegstrecke hinaus zu erheben und den Spruch zu beherzigen: Bedenke das Ende!

Die Kunst sein Glück beim Zoll zu machen.*)

. . . „Ich sage Ihnen noch einmal, meine Herren, hüten Sie sich vor dem ersten Schritt! Sie ziehen sonst die Schleusen auf für eine schutzzöllnerische Agitation, die bald in wildem bacchantischem Treiben unser ganzes Land mit wüstem Hader erfüllen würde. Hüten Sie sich davor, dies zerrissene Deutschland auch noch durch den entfesselten Kampf selbstsüchtiger Interessen unglücklich zu machen."

v. Treitschke (Rede betreffend: Ausgleichungszölle auf Eisen. Reichstag: Sitzung vom 21. April 1877).

*) Aus der „Nation" vom 30. Mai 1885.

In der drittletzten Sitzung der eben abgelaufenen Reichstagssession habe ich eine kurze Schilderung der Methode gegeben, mittels welcher jetzt in Deutschland Anträge auf hohe Zölle betrieben und durchgesetzt werden, und ich habe dabei der Erscheinungen gedacht, in welchen dies Unwesen schon im Jahre 1879 zutage getreten war. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich an den Einblick, welchen ein Aktenstück eigentümlicher Art in das Getreibe jener früheren Periode eröffnet hatte, und versprach, nach Schluß der Session durch Wiederabdruck desselben dem deutschen Volke Gelegenheit zu geben, sich an einem höchst bezeichnenden Fall mit der Nachtseite seines heutigen politischen und wirtschaftlichen Lebens bekannt zu machen.

Ich komme heute der übernommenen Verpflichtung nach, indem ich das erbauliche Aktenstück von neuem in die Öffentlichkeit bringe. Das Verdienst, dasselbe zum erstenmal ans Licht gezogen zu haben, gebührt der „Frankfurter Zeitung", welche es in einer Extrabeilage vom 30. August 1883 zum Abdruck brachte. Ich legte mir das Blatt damals sofort behufs späterer Benutzung zurück, weil ich mir sagte, daß eine in den Hochsommer fallende Publikation nicht die gebührende Beachtung finden und im besten Fall bald wieder vergessen sein würde.

Der hier neu aufgelegte Bericht, in welchem ein damals angesehener Gewerbtreibender der Korkwarenindustrie*)

*) Oskar Dittmar von der Firma Dittmar & Wormstall in Dermbach, Großh. Weimar.

seinen Fachgenossen Bericht erstattet über alle Künste, Mühen und Kosten, die er aufgewendet hat, um sich und seinen Verbündeten die Vorteile eines sehr erheblichen Zollsatzes zu sichern, liefert einen unschätzbaren Beitrag zur Charakteristik des Zeitgeistes, welcher nicht bloß in den wirtschaftlichen, sondern in den gesamten politischen Angelegenheiten jetzt in Deutschland zur Herrschaft gelangt ist. Natürlich war dieses Schriftstück nicht bestimmt, dem profanen, draußen stehenden Publikum unter die Augen zu kommen. Aber gerade darum liefert es das treue Musterbild einer ganzen Reihe ähnlicher Ergießungen, welche in den Aktenschränken zollbeglückter Industrieherren und Aktiengesellschaften ruhen mögen. Dank dem Umstande, daß der gewandte Verfasser nur zu dem Kreise nächstverbündeter Eingeweihten zu sprechen vermeinte, hat er hier mit fröhlicher Offenheit gezeigt, wie es eine Klasse von Verkäufern anzufangen hat, wenn sie es dahin bringen will, das Publikum durch das Zollgesetz zu zwingen, ihnen ihre Waren über Wert zu bezahlen. Denn wer für seine Ware nur den Preis erzielen will, den sie an sich wert ist, braucht nicht erst die Hilfe der Zollgesetze anzurufen. Ein durch die Macht des Gesetzes erzwungener, den Käufer brandschatzender Preisaufschlag — das ist der Grundgedanke des ganzen Schutzzollwesens.

Der Verfasser, dem es offenbar wohl gefiel, seine eigene Findigkeit und Betriebsamkeit vor seinen Kollegen herauszustreichen, und dem man es nicht verdenken kann, wenn er mit Befriedigung auf seine praktisch bewährte Menschenkenntnis zurückblickt, hat uns dadurch in alle Winkelzüge und Hintertreppenwege, so zu einer schlau durchzuführenden Zollintrigue gehören, eingeweiht; und wenn einmal spätere Geschichtsschreiber ein Sittenbild des deutschen Staatslebens gegenwärtiger Zeitläufte geben wollen, werden sie in dieser

Urkunde unerschöpflichen Stoff finden zur Würdigung der Sorte von Moral und Intelligenz, welche unter einer als überaus glorreich gepriesenen Politik in unserem Bürgertum Eingang gefunden hatten. Vielleicht aber ist zu hoffen, daß noch mehr der Mitwelt als der Zukunft ein wertvoller Dienst durch diese Wiederveröffentlichung geleistet werde. Denn sie braucht nur zu wollen, um aus der genauen Schilderung solcher lebendigen Vorgänge ein treues Spiegelbild ihrer eigenen Entartung zu gewinnen, welches zu ernstem Nachsinnen über die Zukunft auffordern muß.

Was aus diesen Zeilen spricht, trifft nicht bloß den einzelnen Vorgang, der hier zur Wahrnehmung kommt. Bei einer ganzen Reihe anderer gesetzgeberischen Entscheidungen dürfte sich dasselbe vor sechs Jahren zugetragen haben, wie sich ähnliches in letzter Zeit vielfach wiederholt und in greller Weise bis zum letzten Augenblick der eben abgeschlossenen Session hinein geltend gemacht hat. Was wissen wir nicht alles von den Triebfedern, die zur Erhöhung des Schieferzolles ins Werk gesetzt wurden? Was wäre vom Zoll der Cichorie, der Taschenuhren, der Hornknöpfe, der Seidenwaren, von dem nur mit Mühe abgeschlagenen Zoll auf Nähfäden und Dungmittel zu berichten, wenn wir überall solchen Einblick hinter die Kulissen erlangten, wie bei jenem Korkzoll, zu schweigen von dem, was über den Holzzoll sich der Wald erzählt. Viel einfacher wickelten sich allerdings die Sachen ab bei solchen Zöllen, welche bestimmt sind, die Taschen hoher, selbst im Reichstag sitzender Herren zu füllen, als da sind Besitzer von Strontiangruben oder Fabrikanten feuerfester Thonwaren. Diese konnten sich ihr Glück mit eigener Hand schmieden, ohne erst viel Rechenschaft abzulegen.*)

*) Wie weit wir es in der Naivetät der Interessenvertretung bereits gebracht haben, zeigt ein kleines Intermezzo, das bei dem Zoll auf ge-

Der Leser des hier folgenden Berichts fürchte nicht, durch eine zu trockene Darstellung zolltechnischer Einzelheiten gelangweilt oder ermüdet zu werden, ein Umstand, der leider viel dazu beiträgt, daß das deutsche Publikum diese für seinen Verstand und seine Sitten so bedenklichen Erscheinungen nicht mit der wünschenswerten Aufmerksamkeit verfolgt. Ich kann im voraus versichern: Die hier wiedergegebene Selbstbiographie eines Zollstrebers ist so lebendig und unterhaltend geschrieben, ja stellenweise bietet sie, wenn die Sache auch an sich traurig ist, so viel Stoff zur Komik, daß sie ganz gut zu einem amüsanten Feuilleton verwendet werden könnte.

Wäre nicht neuerdings durch die parlamentarische Gründung der sogenannten „freien wirtschaftlichen Vereinigung" die Aufgabe, sich einen Zoll auszuwirken, beträchtlich vereinfacht, und dadurch ein Teil der gebotenen Belehrung veraltet, so könnte man sagen, es sei hier für Alle, welche künftig ihren Vorteil in derlei Angelegenheiten betreiben wollen, ein Leitfaden geschrieben, ähnlich dem berühmten Buch, in welchem Macchiavelli herrschsüchtigen Großen die Wege zur Macht gezeigt hat; und ganz gewiß wird auch in Zukunft noch mancher Zollbeflissene aus dieser Darstellung lernen wollen, wie er es anzufangen habe, seine Kasse unter dem Ruf nach Schutz der nationalen Arbeit zu füllen. Aber hoffentlich lernt auch das deutsche Volk für sich selbst etwas aus dieser Schilderung, so daß die Nach-

---

preßte Hornknöpfe sich abspielte. Auch dieser Zoll gehörte zu denen, die ohne vorausgegangene Prüfung mit dem Schub der dritten Lesung am letzten Tag in den Tarif hineinbugsiert wurden. Um sich einen Scherz zu machen, warf der Abgeordnete Broemel die Frage hin: ob denn kein „gepreßter Hornknopffabrikant" im Reichstag sei, um für sein Fabrikat zu sprechen? Der Abgeordnete, welcher diesen Zoll verteidigte, nahm die Frage heilig ernst und antwortete: man könne doch nicht verlangen, daß nur denen Zölle bewilligt würden, die als Abgeordnete an der Sache beteiligt seien!

teile der weiteren Verbreitung jener Geheimkunst mit in den Kauf genommen werden können. Viel, in der That, sehr viel ist hier zu lernen.

Zunächst sehen wir, wie Einer sich niemals von der Hoffnung auf einen Zoll muß abschrecken lassen, wenn er nur nicht müde werden will, sich mit allen denjenigen Herren im Reichstag und in der Regierung in die richtige Verbindung zu setzen, deren Person schließlich am meisten ins Gewicht fällt. So war der Held unserer Geschichte zum Beginn des Reichstagszollfeldzuges 1879 anfänglich überall abgewiesen worden. Weder die Regierung noch die Abgeordneten vermochten einen Umstand wahrzunehmen, der zu seinen Gunsten gesprochen hätte.

Aber er läßt sich nicht abschrecken, er zeigt uns, wie er sich zunächst mit besonderem Scharfsinn eine kleine Anzahl Abgeordneter herausucht, auf welche vor allem Sturm gelaufen werden muß; wie hierbei „die persönliche Agitation" alles zu leisten hat, wie er unermüdlich von früh bis spat allen Reichstagssitzungen beiwohnt, oder, was noch nützlicher ist, sich im Vorsaal des Hauses umhertreibt, daselbst stets neue Bekanntschaften zu machen; wie er dann von dem Vorsaal nach gemachter Bekanntschaft in die Wohnungen der Einzelnen dringt, wie er jeden, Mann für Mann, unausgesetzt mündlich und schriftlich mit „Instruktion" versieht; wie er es wohlweislich dabei nicht unterläßt, auch die jeweils maßgebende Person der Regierung aufzusuchen, und wie er von ihr die Versicherung erhält, daß sie im Stillen seinen Versuchen gar hold sei, obwohl die offizielle Gesetzesvorlage selbst im Wege stehe und von ihr pro forma verteidigt werden müsse. Der gewandte Herr kontrolliert auch die persönlichen Wirkungen seines heißen Bemühens so sorgfältig, daß er von der Zuhörertribüne herab genau seine Mannschaft überwacht und die Freude hat, im ge-

gebenen Fall festzustellen, daß alle diejenigen, mit denen er gesprochen hatte, für, alle übrigen gegen sein Anliegen stimmten.

Ferner macht er im Laufe seiner Expektorationen das bezeichnende Geständnis, daß viele Abgeordnete bei der für ihn erwünschten Abstimmung nicht im Saale waren, weil sie zu seiner sittlichen Entrüstung außerhalb desselben müßigerweise „über konstitutionelle Garantieen und politische Theorieen disputierten", lauter Dinge, die der Zollstreber als ein echter Schüler berühmter Weisheitslehren von der Lasterhaftigkeit politischer Bestrebungen und der Tugendhaftigkeit der Interessenjagd, gründlich verachten muß. Aber trotz aller dieser Anstrengungen, trotz aller Anstürme und Laufgräben mißlingt dem unermüdlichen Belagerer des Reichstags und der Reichsregierung auch in der zweiten Lesung die Eroberung seines Zolles. Doch den Tapferen entmutigt das alles nicht. Jetzt wendet er sich zurück an seine Fachgenossen und unterrichtet jeden derselben viritim über das, was er thun, namentlich wie er den ihm nächststehenden Reichstagsabgeordneten in gründliche Bearbeitung nehmen müsse. Er giebt ihm darüber eine detaillierte Gebrauchsanweisung; und es ist tief zu beklagen, daß dieses Rezept, wie man einen Abgeordneten für seine Privatzwecke in die Kur nehmen müsse, in das sonst so interessante Schreiben nicht Aufnahme gefunden hat.

In dem Maße, als die Zeit und die Beratungen des Parlaments voranschreiten, steigert sich natürlich das Interesse dieses Zollromans, welcher, wie dies auch jüngst wieder passierte, erst in der dritten Lesung zu der spannendsten Situation und der für den Helden erfreulichsten Lösung führt. Gerade in dem Moment, da seine Besorgnis aufs höchste gestiegen ist, weil er vernimmt, daß der ganze Zolltarif nach dem Beschlusse zweiter Lesung unverändert an-

genommen werden soll, schlägt plötzlich, wie das zu einem guten Roman von Alexander Dumas gehört, die tiefste Verzweiflung in die hellste Lust über. Denn sein hoher Protektor im Reichstag, der ultramontane Graf Galen, überrascht ihn am frühen Morgen des für die dritte Lesung bestimmten Tages mit der Himmelskunde, daß sein Verlangen von einer guten Brüderschaft zollfreundlicher Mitglieder in die Vorschläge dritter Lesung aufgenommen und alles so wohl abgekartet ist, daß an ein Mißlingen dieses kühnen Handstreiches nicht zu denken. So ermutigt entschließt sich unser Mann deshalb auch, alles auf diese eine Karte zu setzen und jeden noch so billigen Vermittlungsvorschlag, welcher ihm sowohl von Mitgliedern des Bundesrats wie des Reichstags gemacht wird, abzuweisen. Vergeblich stellen sie ihm vor, es sei doch ein gar zu riesiger Sprung für ein sehr einfaches Fabrikat, das bis jetzt zollfrei gewesen, einen Zoll von 30 Mark zu verlangen, und die Klugheit erfordere, sich mit der Hälfte zu begnügen. Unser Macchiavelli, mit seiner wohlverbrieften Zusage der damals noch nicht „freie wirtschaftliche Vereinigung" getauften Verbrüderung in der Tasche, erklärt sich heldenhaft für das Alles oder Nichts. Wie 1870 Jules Favre keinen Stein oder Fußbreit Erde hergeben wollte, so ruft er aus, daß er mit den 30 Mark pro 100 kg „stehe oder falle". Und nun folgt die herzbewegende Schilderung der großen Zollschlacht am vorletzten Tage dritter Lesung, an jenem denkwürdigen 11. Juli 1879, dem ebenbürtigen Vorgänger des 13. Mai 1885. Auch damals wütete das Zollschwert von 10 Uhr morgens bis tief in die Nacht; auch damals gab es keinen Pardon für Jeden, der sich einem hohen, höheren oder höchsten Zoll in den Weg werfen wollte. Auch damals wurde, wie jüngst, Jedem das Wort abgeschnitten, der noch etwas aus den Krallen des Zollvampyrs zu retten

suchte. Als eine besondere Gunst des Himmels schildert der Erzähler, wie gerade sein Patron während seiner Rede von der Gegenwart des Reichskanzlers beglückt wurde, da er in kurzen, schlagenden Worten die erhebende Forderung der 30 Mark vortrug, und wie klug es angefangen war, daß auf Antrag des Herrn von Mirbach, nachdem sein Redner gesprochen, dem Redner der Gegenpartei das Wort durch einen Schlußantrag abgeschnitten wurde, da sonst doch noch ein Argument hätte schädlich wirken können. Mit der Genauigkeit eines Schlachtenbülletins wird dann berichtet, wie Punkt $9^3/_4$ Uhr in später Abendstunde der entscheidende Schlag fiel, durch welchen die 30 Mark zu ihrem unsterblichen Sieg geführt wurden.

Die Geschichte dieses Feldzuges, die man in allen ihren Einzelheiten nachlesen muß, um sie nach Verdienst zu würdigen, wäre unvollständig, wenn nicht auch die Kriegskostenrechnung beigefügt wäre, unter welchen beispielsweise mehr als 150 Mark an Trinkgeldern figurieren, welche „im Reichstagsgebäude an die zahlreiche Dienerschaft im wohlverstandenen Interesse unserer Sache" verteilt wurden.

Und nun noch zum Schluß wie bei jeder guten Erzählung erhalten wir auch „die Moral von der Geschicht". Während der mehrmals wieder aufgenommenen Debatten im Reichstag hatten die Gegner dieses Zollverlangens nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Niedergang der Korkstopfenpreise von der Wirkung einer übertriebenen Konkurrenz herrühre, welche nicht von außen hereindränge, sondern welche die inländischen Fabrikanten sich erbarmungslos selbst untereinander bereiteten. Natürlich hatte ihr Vertreter, der würdige Graf Galen, diesen Einwand auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Aber in einer letzten vertraulichen Unterredung, die er mit dem tapferen Anführer der Korkfabrikanten unter vier Augen hat, kommt dem

frommen Herrn nachträglich der Gedanke, daß es mit dieser inneren gegenseitigen Unterbietung doch seine Richtigkeit haben könne, und er ermahnt jetzt, nachdem der weltliche Erfolg draußen errungen worden ist, den mit der Beute heimkehrenden Feldhauptmann, daß er nunmehr auch den Seinen die wirkliche Wahrheit ernstlich zu Gemüte führen möge, daß sie „dieses gute Resultat zu einem bleibenden zu machen, sich als die Söhne eines Vaterlandes zu betrachten, sich aneinander anschließen und die seither durchlaufene Bahn einer rücksichtslosen und grundsatzlosen, selbstmörderischen Preiskonkurrenz verlassen mögen." So wird zu guterletzt aus dem Intriguenspiel noch ein erhebendes Rührstück. Die Moral nämlich lautet: Nun ihr die Konkurrenz des Auslandes los geworden seid, thut euch hübsch zusammen, diesen Vorteil an euren Mitbürgern durch eine wohlgefestigte Preiskoalition auszubeuten.

Indem ich solcherweise den Gang dieser Geschichte zur Vorbereitung des Lesers kurz und treu skizziert habe, will ich sofort hinzusetzen, daß ihr Held, wie sich später herausgestellt hat, besonders dazu geartet war, die demoralisierenden Wirkungen einer solchen legislatorischen Praxis auf sich einwirken zu lassen. Der geriebene und energische Mann hat jedoch für sein Geschäft und seine Gewerbsgenossen nur das gethan, worauf der Grundzug des herrschenden wirtschaftlichen Systems alle Deutschen stillschweigend und ausdrücklich hinweist: nicht von eigener gewerblicher Thätigkeit, nicht von Verbesserung ihrer Leistungen, nicht von dem Vorteil, den sie dem Publikum anzubieten haben, sollen sie in erster Linie ihren Gewinn erwarten, sondern von der Gunst und den Privilegien, welche sie durch die Dazwischenkunft der Regierung und des Gesetzes sich verschaffen können. Hier ein Zoll, da ein Zunftprivilegium, dort eine Subvention u. s. w. Der Wett-

bewerb in Handel und Wandel ist von der Werkstätte des Einzelnen in die Werkstätten der Gesetzgebung verlegt. Hier wird entschieden, wer etwas, wer viel oder nichts bekommen soll. Von der Gunst, die man sich da erwerben kann, hängt Gedeihen oder Mißerfolg ab. Wenn das Gesetz nun einmal Gewinn und Verlust diktiert, wenn der größte Preis demjenigen beschieden ist, welcher am besten diese neue Art von Geschäftskonjunkturen auszunützen weiß: ist da nicht Jeder, der nicht hinter seinesgleichen zurückbleiben will, um seines Erwerbs willen darauf angewiesen, die Wege zu studieren und auszunutzen, welche am besten zum Ziele führen? Muß er nicht sich seiner Haut wehren, um nicht von Anderen zurückgedrängt, muß er nicht siegen, um nicht besiegt zu werden? Herr Dittmar that für seine Industrie nur das, was jeder Gewerbetreibende heute zu thun verlockt wird. Und wenn manch einer sich aus hergebrachter altmodischer Sprödigkeit zu dergleichen Bemühungen noch nicht entschlossen hat, so werden die glorreichen Beispiele, welche ihm die letzte Reichstagssession wieder geliefert, ihn darüber belehren, daß er entweder sein Geschäft aufgeben oder sich auch zu dieser neumodischen Praxis entschließen muß. Höchst wahrscheinlich werden wir infolge der jüngsten Erfahrungen bei künftigen Zollberatungen noch mehr als bisher erleben, was schon unser Berichterstatter so deutlich ins Licht gesetzt und was der Tag des 13. Mai 1885 so gar auffällig gezeigt hat: die ersten und zweiten Beratungen des Reichstags in Zollangelegenheiten werden zu einer bloßen Anstandszeremonie herabsinken, bei der auch die Gegner von Zöllen, des parlamentarischen Herkommens wegen, mit ihren Gründen zu Wort kommen; aber jeder Kundige wird in Zukunft wissen, daß es noch weniger, als man sonst schon glaubte, auf Gründe und Abstimmungen in diesen Stadien einer aus-

führlichen Beratung ankommt. Das allein Wichtige und Entscheidende ist das Einhauen am letzten Tage, und noch besser, in der letzten Nacht der dritten Lesung, wenn, ohne Debatte, auf vorausgegebene Signale ein Zoll nach dem andern in strammer Disziplin von einer bei verschlossenen Thüren voraus einexerzierten Mehrheit aufgepflanzt wird.

Zum richtigen Verständnis der hier geschilderten Vorgänge müssen noch ein paar Worte über die Materie, die ihnen zugrunde liegt, beigefügt werden. Das Korkholz, welches hauptsächlich aus Spanien, Portugal und Algier herrührt, ging ebenso wie das daraus verarbeitete Fabrikat, die Stopfen, seit dem Jahre 1870 zollfrei in Deutschland ein, und zwar war die betreffende gesetzliche Bestimmung ohne jede Initiative irgend einer freihändlerischen Partei aus freiem Entschluß der verbündeten Regierungen herbeigeführt worden. Ihr Vorschlag wurde damit motiviert, daß es rationell sei, ein für so viele industrielle Zwecke des inneren Verbrauchs wie der Ausfuhr bestimmtes Objekt nicht durch einen Zoll zu verteuern, um so weniger, als die Verarbeitung selbst nur eine sehr einfache sei (Verhandlungen des Zollparlaments von 1870). In dem Entwurf des Zolltarifs von 1879, welcher das neue Prinzip aufstellte, daß mit seltenen Ausnahmen jede Ware verzollt werden müsse, war ein Satz von 10 Mark vorgeschlagen. Diesen für die fertigen Stopfen auf 30 Mark zu erhöhen, war das, wie wir gesehen haben, sieggekrönte Verlangen von 30 deutschen Fabrikanten, gegen welches mehr als 500 andere deutsche Gewerbtreibende im Interesse ihrer Industrie vergeblich protestiert hatten. Zur Charakteristik der Geschicklichkeit, mit welcher das kleine Heer des Herrn Dittmar geführt wurde, gehört auch, wie wir aus der Rede des Grafen Galen erfahren, der Geniestreich, daß nach Ablehnung des höheren Zolls in zweiter Lesung die Fabrikanten den Lohn ihrer

Arbeiter um 20 pCt. herabsetzten, um den richtigen Schrecken und Unwillen im Lande zu erzeugen, der eine moralische Pression auf den Reichstag auszuüben geeignet wäre. Es ist nicht zur Kenntnis gekommen, daß dieser geschickte Schachzug jemals einer ähnlichen Zensur ausgesetzt gewesen wäre wie das Unterfangen jener Bäcker, welches der Herr Reichskanzler „unverschämt" nannte, weil sie nach Erhöhung des Getreide- und Mehlzolls auch den Preis ihrer Backware hinaufzusetzen sich unterstanden.

Es verdient auch als ein Beitrag zum wahren Sachverhalt der Dinge nicht unerwähnt zu bleiben, daß die Regierung des Großherzogtums Oldenburg, eine der wenigen, welche noch an den früheren Traditionen einer aufgeklärten Wirtschaftspolitik festhält, dem Zollverlangen keinen Vorschub leistete, obgleich gerade in ihrem Lande diese Industrie am meisten angesiedelt ist.

Übrigens stellte sich nach ganz kurzer Zeit auch heraus, daß die Zollerhöhung der Absicht ihrer Betreiber nicht bloß nicht gedient, sondern die betreffende Industrie geradezu geschädigt hatte. Dieses Bekenntnis ist aktenmäßig niedergelegt in dem offiziellen Bericht der Gewerbekammer des Großherzogtums Sachsen, deren Mitglied Dittmar war. Leider erlaubt der Raum nicht, die interessante Schilderung wiederzugeben, in der offen eingestanden und beschrieben wird, wie der vermeintliche Schutz dieses Gewerbes geradezu tötliche Wirkung für dasselbe herbeigeführt hat, eine Ausführung, welche in ihren Einzelheiten einen schlagenden Beleg für die ganze Hohlheit und Falschheit der Lehre vom Schutz der nationalen Arbeit liefert, was natürlich nicht hindert, daß flott und salbungsvoll damit weiter gearbeitet wird. Der betreffende Bericht ist sogar von demselben Dittmar verfaßt, der seiner Zeit Vorsitzender jener Fabrikantenversammlung gewesen war, die am 30. April zu

Hannover sich mit einer Bittschrift in den bekannten Wendungen an des Reichskanzlers durchlauchtigste Vorsehung um Schutz flehend gewendet hatte. Auch verließ Dittmar später die Korkindustrie, um Zuflucht bei der Zuckerindustrie zu suchen, wobei es ihm jedoch noch trauriger ergehen sollte, als vorher. Zuguterletzt strandete er auf der Bank der Angeklagten.

Zum Humor des Ganzen endlich gehört aber auch, daß der so heiß erkämpfte Gewinn nur von kurzer Dauer war. Nur wenige vier Jahre blieb dieser angeblich für den Schutz der nationalen Industrie und natürlich bloß um des Wohles der Arbeiter willen für unentbehrlich erklärte hohe Zoll in Kraft. Der spanische Handelsvertrag schaffte ihn wieder aus der Welt. Spanien bestand darauf, daß er wieder herabgesetzt werde, und da es nur um diesen Preis den obersten und mächtigen Heiligen unserer neuen Wirtschaftspolitik, Sanctum Spiritum, den geliebten Sprit, den die ost- und norddeutschen Großgrundbesitzer erzeugen, zu milden Bedingungen zulassen wollte, so hatten schließlich der oldenburger Graf Galen und sein Schutzbefohlener pro nihilo gearbeitet. Alle Nachweise der sächsischen Gewerbekammer hätten sicherlich nicht vermocht, an dem einmal festgesetzten Zoll zu rütteln, denn zu den Grundsätzen, nach denen wir jetzt regiert werden, gehört doch auch der: daß jede Zollerhöhung gut, jede Herabsetzung vom Übel sei. Aber glücklicherweise mußte der deutsche Korkzoll dem spanischen Spritzoll weichen. Auch das ist eine Moral, die am Schlusse dieser lehrreichen Darstellung nicht unbeherzigt zu bleiben verdient. Wer mit des Geschickes Mächten einen sicheren Bund flechten will, der muß die Feder beim Unterschreiben des Pakts nicht, wie Mephisto es begehrt, in Menschen-, sondern in Kartoffelblut tauchen. Sprit ist ein ganz besonderer Saft.

Rechenschaftsbericht

des Herrn O. Dittmar über seine Bemühungen zur Herbeiführung eines Zolles auf Korkfabrikate von 30 Mark pro Doppelzentner.

Von der am 26. April d. J. in Hannover stattgehabten Versammlung deutscher Korkindustrieller wurde mir neben einigem Anderen der Auftrag, nach Berlin zu gehen, um mit Mitgliedern des Bundesrates und des Reichstags Fühlung und Verkehr zu suchen und zu unterhalten und in dieser, sowie in anderer geeigneter Weise für eine Abänderung der Position Nr. 13 der Zolltarif-Vorlage zu Gunsten der deutschen Korkindustrie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu wirken. Ich übernahm mit Widerstreben und wenig Hoffnung hegend, daß es mir gelingen werde, den Wünschen meiner Mandanten zu genügen, diese schwierige Mission und beehre mich heute, nachdem ich dieselbe als erfüllt betrachten darf, einen Bericht über meine Thätigkeit zu erstatten.

Die persönliche Überreichung der einen Petition an den Fürsten Bismarck konnte nach einer Mitteilung des Herrn Geh. Rates Tiedemann an Herrn Carl Lürßen nicht stattfinden, mein schriftliches Gesuch an Herrn Tiedemann aber, mich zu empfangen, die Petition für den Herrn Reichskanzler aus meinen Händen entgegen zu nehmen und bei dieser Gelegenheit in Bezug auf meine Mission mit einigen Ratschlägen mich zu unterstützen, blieb ohne jegliche Antwort, so daß ich mich genötigt sah, die erwähnte Petition am 9. Mai d. J. in Berlin zur Post zu geben.

Meine damalige Anwesenheit in Berlin benutzte ich weiter, um die metallographische Vervielfältigung der an den Herrn Reichskanzler gerichteten Petition und den Druck der für die Reichstagsabgeordneten bestimmten Petition zu überwachen, wobei ich vier Korrekturen zu lesen hatte, den Rest meiner Zeit aber verwendete ich darauf, mich im Reichstage zu orientieren, mich einigen Reichstags- und Bundesratsmitgliedern vorzustellen und einigen

Sitzungen beizuwohnen, während die Generaldebatte (erste Lesung) über die Zolltarifvorlage stattfand.

Nachdem ich diese Vorbereitungen und auch die nötigen Anordnungen für eine rasche Expedition der Petitionen, sobald solche fertig gestellt sein würden, getroffen hatte, kehrte ich nach hier zurück und zwar ziemlich entmutigt, da nicht einer derjenigen Herren, welche mir Gehör geschenkt hatten, die mindeste Aussicht auf Erfüllung meiner Hoffnungen mir gemacht hatte.

Nach Empfang der Petitionen aus der Druckerei wurden dieselben von meiner Berliner Filiale sofort expediert, und es empfingen sowohl die Mitglieder des Reichstages, wie diejenigen des Bundesrates je ein Exemplar unter frankiertem Kuvert. Von hier aus aber wendete ich mich an das Büreau des Reichstages, meinem Briefe drei Exemplare für die Petitions-Kommission beifügend, während ich zu gleicher Zeit ausführliche Schreiben an die Reichstagsabgeordneten Dr. Sommer, von Werner, Graf von Galen, Grütering, Dr. Groß, Bode, Bruel, Mosle, von Waldow-Reitzenstein, von Varnbüler, Berger und von Kardorff richtete, denselben je ein Exemplar der an den Fürsten von Bismarck gerichteten Petition übersandte und den zuerst genannten neun Herren gegenüber darauf hinwies, daß in ihren Wahlkreisen die Korkindustrie heimisch sei.

Der Reichstagsabgeordnete meines Wahlkreises ist der der nationalliberalen Partei angehörende Dr. Sommer. Derselbe kannte mich persönlich, nahm mich sehr freundlich auf, versprach auch in seiner Eigenschaft als Mitglied der Petitionskommission zu unseren Gunsten zu wirken, und ging mir sonst an die Hand, lehnte es aber im Hinblick auf seinen freihändlerischen Standpunkt ab, den von mir gewünschten Antrag auf Abänderung der Position Nr. 13 der Zolltarifvorlage im Reichstage zu stellen, und ich sah mich deshalb genötigt, mich an den der Zentrumsfraktion angehörenden Grafen von Galen mit diesem Ersuchen zu wenden, welcher Herr Delmenhorst und somit denjenigen Bezirk Deutschlands im Reichstage vertritt, in welchem die Korkindustrie zur Zeit die größte Ausdehnung besitzt. Bei diesem Herrn nun fand ich volles Entgegenkommen und die Anerkennung der Berechtigung unserer Forderungen, welche sich dadurch kundgab, daß derselbe den von mir gewünschten Abänderungsantrag im Reichstage alsbald einzubringen versprach.

Am 18. Mai d. J. trat ich meine zweite Reise nach Berlin an, um meine persönliche Agitation fortzusetzen und der eben begonnenen zweiten Lesung der Zolltariffrage beizuwohnen.

Bei meinem Eintritt in den Reichstag überreichte mir der Herr Graf

von Galen zu meiner großen Freude seinen bereits gedruckten und soeben zur Verteilung gelangten Antrag, welcher die Nr. 189 trägt und von 20 Reichstagsabgeordneten unterstützt ist, welche ohne Ausnahme dem Zentrum angehören.

Ich wohnte von da ab allen Reichstagssitzungen bis inkl. 29. Mai bei, hielt mich abwechselnd auf den Tribünen und im Foyer des Hauses auf, zumeist an letzterem Orte, um täglich neue Bekanntschaften anzuknüpfen und die schon gemachten zu pflegen, was immerhin seine Schwierigkeiten hatte, da die Herren Abgeordneten von tausenden Petitionen — ähnlich der unserigen — überschüttet, durch eine lange Session und aufreibende Arbeiten ermattet waren, tagtäglich auch von vielen Industriellen, welche für ihre Branchen gleiche Vorteile wie ich suchten, sei es, daß dieselben in einer Erhöhung der von der Regierung proponierten Zollsätze, sei es, daß sie in einer Verminderung der Sätze bestanden, im Reichstage heimgesucht wurden.

Es hielt auch schwer, zu erfahren, welcher von den Regierungskommissaren die Position Nr. 13 im Namen der verbündeten Regierungen im Reichstage vertreten werde, kein Abgeordneter war in der Lage, mir das mitzuteilen, an die freihändlerisch gesinnten Vertreter der Regierungen von Oldenburg und Weimar mochte ich mich nicht wenden und so klopfte ich an mehrere falsche Thüren an, ehe ich herausfand, daß der bayrische Ministerialrat Dr. von Mayr derjenige war, welchen ich suchte.

Diesen Herrn nun habe ich in seinem Hotel und im Reichstage vielfach aufgesucht, um ihm meine Vorstellungen zu machen und meine Wünsche vorzutragen, und ich kann die Liebenswürdigkeit dieses in damaliger Zeit von Arbeiten überhäuften Beamten nicht genug loben, mit welcher derselbe mir stets entgegengekommen ist, wie ich an dieser Stelle überhaupt konstatieren muß, daß ich fast erstaunt war über die Liebenswürdigkeit, welcher ich bei allen Herren, mit denen ich in Berührung gekommen — darunter die ersten Beamten des Reiches und die besten Köpfe Deutschlands —, begegnet bin und wie ungeheuer vorteilhaft alle diese Männer abstehen von jenen Beamten, denen man in kleinen Verhältnissen täglich begegnet und bei denen es oft schwer fällt, herauszufinden, ob die Aufgeblasenheit oder die Beschränktheit den dominierenden Platz bei ihnen behauptet.

Die Position Nr. 13 stand schon am 20. Mai auf der Tagesordnung und von da an täglich bis zum 29. Mai, an welchem Tage der Reichstag endlich an deren Beratung gelangte. Der vom Grafen von Galen zu Position 13a gestellte Antrag, nach welchem bei „Korkholz" der Zusatz: „auch in Scheiben und Platten" gestrichen werden sollte, wurde von einer ge-

ringen Mehrheit abgelehnt, was an sich ohne Belang blieb, immerhin aber ein ungünstiges Prognostikon stellte. Die Beratung gedieh bis zu Nr. 13b, hier brachen die Arbeiten ab, der Reichstag trat in die Pfingstferien ein, er vertagte sich bis zum 9. Juni und ich, der ich in atemloser Spannung den letzten Verhandlungen gefolgt war, mußte unverrichteter Dinge heimkehren.

Am 9. Juni bei Wiederaufnahme der Sitzungen befand ich mich wieder auf meinem Platz und setzte meine persönlichen Agitationen fort. Vor Pfingsten schon waren zwei Petitionen deutscher Korkhändler und Konsumenten an den Reichstag gelangt, von welchen ich Abschriften zu den Akten gegeben und auf welche ich eine an den Grafen von Galen adressierte ausführliche Erwiderung schrieb, wie ich diesen Herrn überhaupt mündlich und schriftlich fortwährend mit Instruktionen versah. Zu gleicher Zeit richtete ich ein längeres Schreiben an den Ministerialrat Dr. von Mayr, in welchem ich alle die von diesem Herrn gemachten Einwendungen zu widerlegen suchte.

Obgleich nun die Beratung der Position Nr. 13 schon am 9. Juni und an allen folgenden Tagen auf der Tagesordnung stand, gelangte der Reichstag doch erst am 16. Juni zur Fortsetzung seiner Beratung der Zolltarifvorlage. Position Nr. 13 f kam endlich an die Reihe. Der Graf von Galen, welcher zu diesem Absatz den Antrag gestellt hatte, daß nach den Worten „grobe Korkwaren" zur näheren Bezeichnung in Klammern hinzugefügt werden sollte: „Streifen, Würfel und Rindenspunde", motivierte seinen Antrag kurz, indem er hervorhob, daß es sich hierbei lediglich um eine redaktionelle Änderung handle, und eine ausführlichere Motivierung für Nr. 13g sich vorbehielt. Der Abg. Sonnemann, zweifellos einer Aufforderung der gegnerischen Petenten folgend, bekämpfte den Galenschen Antrag heftig, brachte dabei Alles dasjenige vor, was unsere Gegner in ihren Petitionen gesagt hatten, schilderte, wie notwendig für Weinhändler und Mineralwassergeschäfte der leichte Bezug katalonischer Korke sei, wie selbst die dem preußischen Staate gehörenden Brunnen von Ems, Schwalbach und Vayhingen u. s. w. ihren ganzen Bedarf im Auslande decken müßten und das katalonische Fabrikat nicht entbehren könnten, und verstieg sich endlich zu der Behauptung, daß die deutsche Korkindustrie ohne jeglichen Schutz zu solcher Blüte gelangt sei, daß ihre Verlegenheiten einer Überproduktion zuzuschreiben seien, und daß der Galensche Antrag diesen Industriezweig nur schutzzöllnerisch beglücken wolle. Die Debatte wurde hierauf geschlossen, der Antrag Galen kam zur Abstimmung und wurde vom Reichstage abgelehnt. So-

weit ich von meinem Platze auf der Tribüne des Bundesrats diesen raschen Vorgang übersehen konnte, stimmten Zentrum und deutsche Reichspartei, sowie einige Schutzzöllner auf beiden Seiten des Hauses, und zwar alle diejenigen, mit denen ich gesprochen hatte, für, alle Übrigen aber gegen den Antrag, an dessen Fall in erster Reihe die Deutsch-Konservativen die Schuld trugen, welche späterhin die Art ihrer Abstimmung mit der Erklärung, daß sie nicht orientiert gewesen wären, bei mir entschuldigt haben.

Die Sitzung endete, nachdem der Absatz f im Sinne der Regierungsvorlage angenommen worden war, und fand ihre Fortsetzung am 17. Juni, an welchem Tage über den vom Grafen von Galen zu Nr. 13g gestellten Antrag, nach welchem hinter den Worten: „feine Korbflechterwaren" eingeschaltet werden sollte: „Korkstopfer, Korksohlen, Korkschnitzereien", verhandelt wurde. Vor Beginn der Sitzung suchte ich den Herrn Ministerialrat Dr. von Mayr auf, welcher Tags zuvor dem Galenschen Antrag ebenfalls widersprochen hatte, um ihn zu bitten, daß er von einer weiteren Opposition absehen möchte. Herr Dr. von Mayr antwortete mir wörtlich: „Sie wissen, daß es meine Pflicht ist, die Regierungs-Vorlage im Allgemeinen dem Reichstage gegenüber zu vertreten, Sie wissen aber auch zur Genüge, daß ich mich gern überstimmen lasse und daß die Regierung den von Ihnen angestrebten höheren Zollsatz mit Vergnügen akzeptieren wird."

Graf von Galen motivierte seinen zu Nr. 13g gestellten Antrag in längerer Rede, widerlegte alles dasjenige, was der Abg. Sonnemann Tags vorher gesagt hatte, geißelte die traurige Thatsache, daß die preußische Regierung ihren bedeutenden Bedarf an Korkstopfen ohne zwingende Veranlassung [seit Jahren von einer französischen Firma beziehe, und erwähnte alles dasjenige, was er zu Gunsten unserer Industrie sagen konnte. Es würde zu weit führen, wenn ich die Galensche Rede wörtlich wiedergeben wollte, ich beziehe mich dieserhalb auf das zu den Akten gegebene stenographische Protokoll über die 61. Sitzung des Reichstags vom 17. Juni d. J.

Nachdem der Regierungskommissär Dr. von Mayr, wenn auch in wohlwollender Weise, den Antrag Galen bekämpft und dessen Verwerfung als eine notwendige Konsequenz der am vorhergegangenen Tage erfolgten Ablehnung der zu Nr. 13f beantragten Änderung bezeichnet hatte, fiel auch dieser letzte Teil des Galenschen Gesamtantrages und damit meine Hoffnung auf den Gefrierpunkt. Bei der Abstimmung zeigten sich dieselben Verhältnisse wie Tags und leider spielte dabei der Zufall eine größere Rolle, als dieses sein dürfte.

Das Haus war an beiden Tagen sehr schwach besetzt — vom Zentrum allein fehlten 40 Herren — viele Abgeordneten aber, welche im Foyer und in der Restauration des Hauses über konstitutionelle Garantieen disputierten und in politische Theorieen sich vertieften, während im Saale praktische, in das wirtschaftliche Leben tief einschneidende Fragen behandelt wurden, hielten auf ihren Plätzen ruhig aus und nicht der Mühe wert, zur Abstimmung in den Saal zu treten.

Das Resultat aller meiner Mühen war also ein klägliches, ich bin aber nicht der Mann, welcher so leicht den Mut verliert, und gebe eine Sache nicht früher auf, bis der letzte Wurf gethan ist, — also handelte ich auch in diesem Falle.

Ich fuhr hierher zurück und nahm die schriftliche Agitation sofort und mit allen Kräften wieder auf. Zunächst ließ ich jene Briefe an meine Herren Kollegen hinausgehen, in welchen ich einen kurzen Bericht über meinen Mißerfolg erstattete, darauf hinwies, daß die Sache nicht als verloren betrachtet werden dürfe, und darum ersuchte, daß ein jeder der Herren mit seinem Vertreter im Reichstage sofort in schriftlichen Verkehr treten möchte, indem ich die Art und Weise erläuterte, in welcher solches am besten geschehen werde.

Ich selbst korrespondierte fortlaufend mit dem Herrn Grafen von Galen und richtete ausführliche, die Sachlage erörternde Briefe an Reichstagsabgeordnete. (Folgen die Namen von 55 Abgeordneten aller Parteien.) Ich schilderte darin nochmals die Notlage unserer Industrie und die Umstände, durch welche der Antrag Galen zu Fall gekommen und bat schließlich um die Unterstützung dieses Antrages für die dritte Lesung, sowie um Werbung von Stimmen zu dessen Gunsten. Jedem Schreiben fügte ich eine Abschrift des Galenschen Antrages und, soweit mein Vorrat reichte, ein zweites Exemplar unserer an den Reichstag gerichteten Petition bei, indem ich darauf hinwies, daß es leicht möglich sei, daß in der ungeheuren Masse von Petitionen (es waren deren an 3000 eingegangen), mit welcher die Herren während der letzten Monate überschüttet worden sind, unsere Eingabe ihrer Aufmerksamkeit entgangen sei, und sie bat, dieselbe nachträglich zu lesen.

In dieser Weise auf die dritte Lesung vorbereitet und im Begriffe, die letzten Briefe zu unterzeichnen, erschreckte mich am 8. d. M. Abends eine Notiz in der „Frankfurter Zeitung", nach welcher für die dritte Lesung ein Antrag auf en bloc-Annahme des Zolltarifes, wie solcher aus den Beschlüssen der zweiten Lesung hervorgegangen war, mit alleiniger Ausnahme der Position Nr. 6 (Getreide) gestellt werden sollte, und veranlaßte mich sofort abzureisen und zum vierten Male nach Berlin zu gehen. Am

nächsten Morgen zeitig im Reichstage, wurde ich von mehreren Herren sofort beruhigt, am vollständigsten vom Grafen von Galen, welcher mir seinen für die dritte Lesung wieder eingebrachten, dieses Mal von 8 Liberalen, 21 Mitgliedern des Zentrums, 8 Mitgliedern der deutschen Reichspartei und 14 Deutschkonservativen unterstützten und Tags vorher zur Verteilung gelangten Antrag überreichte.

Der neue Antrag bezog sich nur auf die Absätze f und g der Position Nr. 13 und war in dieser Hinsicht eine wörtliche Wiederholung des früheren, die zu Position Nr. 13a früher beantragte Änderung aber, nach welcher hinter: „Korkholz" die Worte: „auch in Platten oder Scheiben" gestrichen werden sollten, wurde mit meinem Einverständnis nicht wiederholt, da es uns durchaus gleichgiltig sein kann, ob diese Worte im Zolltarif stehen bleiben oder nicht, andererseits aber Exzellenz von Schwendler mir geraten hatte, nichts zu fordern, was nicht durchaus notwendig sei.

An dieser Stelle will ich bemerken, daß ich dagegen allen Vorstellungen, welche darauf hinausliefen, daß wir uns mit einem Zoll von 15—20 Mk. pro 100 kg begnügen und lieber das Wenige nehmen als riskieren möchten, mit 10 Mk. abgespeist zu werden. — Vorschläge, welche sowohl von Mitgliedern des Bundesrates wie des Reichstages mir gemacht und damit motiviert wurden, daß der Sprung von nichts, wie es seither gewesen, auf 30 Mk. ein zu riesiger sei und nicht verantwortet werden könne — stets entschiedenen Widerstand entgegengesetzt habe, indem ich erklärte, daß für die Existenz unserer Industrie ein Zoll von 30 Mk. pro 100 kg die conditio sine qua non sei und daß ich mit dieser Forderung stehen oder fallen wolle.

Die dritte Lesung der Zolltarifvorlage begann am Freitag, den 11. Juli, Vormittags 10 Uhr. Nachmittags 5 Uhr wurde die Sitzung bis Abends $7^1/_2$ Uhr ausgesetzt und sodann in der Lesung fortgefahren. Endlich kam bei gut besetztem Hause und nachdem während einer einzigen Stunde in drei Fällen, in denen das Büreau des Hauses darüber im Zweifel war, ob es mit einer Mehrheit oder mit einer Minderheit zu thun hatte, der sogenannte Hammelsprung ausgeführt worden war, die Position Nr. 13 und der Antrag Galen an die Reihe. Der Herr Antragsteller motivierte dieses Mal schon bei Absatz f auch dasjenige, was er am Absatz g geändert haben wollte, während er bei der zweiten Lesung aus guten Gründen diese beiden Gegenstände auseinanderhielt.

In vortrefflicher Rede und von dem warmen Interesse getragen, welches dieser Reichstagsabgeordnete für meine Bestrebungen stets an den Tag gelegt, vertrat er seinen Standpunkt, wiederholte er in großen Zügen

alles Dasjenige, was zu Gunsten unseres Industriezweiges gesagt werden konnte und widerlegte er nochmals die früheren Ausführungen des Abgeordneten Sonnemann und des Regierungskommissärs Dr. von Mayr und erntete dafür die Genugthuung, daß seine Anträge zu Pos. Nr. 13 f und g in Gegenwart des Herrn Reichskanzlers und in zwei getrennten Abstimmungen von einer großen Mehrheit zum Beschlusse erhoben wurden und seitdem Gesetz geworden sind, welches am 1. Oktober d. J. in Kraft treten wird. Für den Galenschen Antrag stimmten die deutsch-konservative Fraktion, die deutsche Reichspartei, das Zentrum und die Sozialdemokraten, mit welchen ich schriftlich und mündlich verhandelt hatte, geschlossen, außerdem eine erhebliche Anzahl der auf der linken Seite des Hauses sitzenden Abgeordneten, darunter die Herren Dr. Sommer, Dr. Groß, Dr. Zinn, Jordan, Mosle, Berger, v. Bühler, Feustel, Klein, Kreutz, Landmann. Der letzte Hammelsprung hatte die Anwesenheit von 325 Abgeordneten ergeben und ich darf — hierauf fußend — annehmen, daß die beiden Abteilungen des Antrags Galen mit etwa 240 gegen 90 Stimmen angenommen wurden.

Nachdem Graf von Galen gesprochen, verlangte der Abgeordnete Sonnemann das Wort, ein vom Freiherrn von Mirbach rechtzeitig gestellter Antrag auf Schluß der Debatte aber fand die Mehrheit des Hauses und dem Herrn Sonnemann konnte deshalb das Wort zu f und g nicht mehr erteilt werden, was für den weiteren Verlauf der Dinge nur vorteilhaft sein konnte,

Die Abstimmung erfolgte Abends $9^3/_4$ Uhr und ich hoffe, daß diese Stunde in der Entwicklung unserer Industrie einen Wendepunkt bedeuten wird, mir persönlich aber wird sie in der Erinnerung bleiben als der versöhnende Abschluß eines Vierteljahres großer Aufregung und Sorge.

Nachdem ich auch der letzten (80.) Sitzung beigewohnt hatte, um bei dieser Gelegenheit allen den Herren, welche mich in meiner schwierigen Mission so wohlwollend unterstützt, in meinem und meiner Herren Kollegen Namen nochmals zu danken und mich von ihnen zu verabschieden, reiste ich am letzten Samstag, den 13. d. M. hierher zurück, dem Reichstagsabgeordneten Geh. Justizrat Marcard aber, welcher heute noch mit besonderer Liebe an seinem Geburtslande Oldenburg hängt und welcher der letzten Sitzung nicht mehr beigewohnt hat, habe ich am 14. d. M. in einem Schreiben meinen Dank ausgesprochen.

Was den ziemlich beträchtlichen Kostenpunkt der beendeten Agitation anlangt, so erlaube ich mir zu bemerken, daß eine Fahrt von Dermbach nach Berlin oder zurück ca. Mk. 42 kostet, daß ich acht solcher Fahrten

unternommen habe, daß ich im Reichstagsgebäude an die zahlreiche Dienerschaft im wohlverstandenen Interesse unserer Sache mehr als Mk. 150 an Trinkgeldern nach und nach verausgabt habe und daß auf meine persönlichen Ausgaben während meiner viermaligen Anwesenheit in Berlin nur ca. Mk. 480 entfallen.

Ich schließe meinen Bericht, indem ich einem Auftrage des Grafen von Galen entspreche und glaube dessen Wunsch am besten zu erfüllen, indem ich ihn selbst reden lasse.

Der genannte Herr, dem wir zu großem Danke verpflichtet sind und dem ich mitgeteilt hatte, daß wir in Hannover mit dem Versprechen voneinander geschieden seien, uns in diesem Jahre noch einmal und zwar am Rheine zusammenzufinden, um die jetzt bestehende lockere Vereinigung in eine feste und bleibende Organisation umzuwandeln, sagte mir beim Abschiede:

„Grüßen Sie Ihre Herren Kollegen von mir, sagen Sie ihnen, daß ich mich aufrichtig gefreut habe, diesen Erfolg für sie errungen zu haben, sagen Sie ihnen aber auch, daß es jetzt an ihnen sei, dieses gute Resultat zu einem bleibenden zu machen, indem sie sich als die Söhne eines Vaterlandes betrachten, indem sie sich aneinanderschließen und indem sie die seither durchlaufene Bahn einer rücksichtslosen, grundsatzlosen und schließlich selbstmörderischen Preiskonkurrenz verlassen und an deren Stelle den Grundsatz „Leben und leben lassen" gelten lassen, sie im wohlverstandenen eigensten Interesse handeln werden. Sagen Sie ihnen, daß ich auf der einen Seite nur den nackten, grassen Egoismus erblicken kann, während ich auf der anderen Seite dasjenige sehe, was uns das Christentum lehrt und sagen Sie ihnen endlich, daß ich mich freuen werde zu hören, daß die von Ihnen so sehr gewünschte und gegenseitigen Schutz bietende feste Organisation ins Leben getreten ist: zum Vorteile der deutschen Korkindustriellen und zum Vorteile ihrer Arbeiter."

Ich habe diesen Worten nichts hinzuzufügen, ich spreche nur den Wunsch aus, daß die nächste Versammlung anfangs September d. J. stattfinden möge, da ich während der zweiten Hälfte des ebengenannten Monates an den Sitzungen der weimarischen Gewerbekammer teilnehmen muß und richte an alle diejenigen Herren, welche in Hannover — sei es persönlich, sei es durch Bevollmächtigte — vertreten waren und als deren Mandatar ich mich bisher betrachtet habe, meinen kollegialischen Gruß.

Dermbach, den 17. Juli 1879.

(gez.) Oscar Dittmar.

Geht die Welt besseren Zeiten entgegen?*)

*) Aus der „Nation" vom 6. November 1886.

Das ist die Frage, welche in diesem Augenblick aller Orten zugleich ertönt. Daß sie überhaupt laut wird, ist ohne Zweifel schon an sich ein günstiges Zeichen. Lange, sehr lange hat es gedauert, ehe sie sich hervorwagte, und auch jetzt tritt sie nur mit sichtbarer Zurückhaltung auf, mit einer gewissen Furcht, beim Wort genommen zu werden. So viele Jahre hindurch hatte man gehofft, daß es endlich wieder aufwärts gehen müsse, und immer wollte es sich nicht wenden. So sieht man schüchtern und mißtrauisch den Dingen ins Gesicht, selbst wenn sie anfangen, eine freundliche Miene zu machen. Belle Philis, on désespère alors qu'on espère toujours. Auch in der Presse ward schon vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf gewisse Erscheinungen hingelenkt, welche als Symptome einer aufsteigenden Bewegung gedeutet werden konnten. Und viel früher, bereits im Februar 1886*) habe ich selbst im Reichstag denen, welche wieder einmal alle Schmerzen aus dem einen Punkt der Doppelwährung kurieren wollten, die Mahnung zugerufen, nicht durch ein halsbrechendes Experiment eine nach gewissen Wahrzeichen vielleicht gerade jetzt sich vorbereitende Besserung zu hintertreiben. Wenn in allen diesen Äußerungen dem Zweifel ein breiter Raum gelassen war, und wenn heute angesichts zahlreicher sich häufender und stark charakterisierter Vorgänge die Hoffnung

*) Sitzung vom 10. Februar 1886, S. 989 des stenogr. Berichts.

doch nicht zu Worte kommt, ohne vor allzu raschem oder großem Vertrauen zu warnen, so ist dafür außer der Nachwirkung des langjährigen Druckes noch mancher andere gute Grund vorhanden. Zum Beispiel das Bedenken, sanguinische Vorstellungen zu erregen, welche geeignet wären, in eine gesunde Rückkehr der Kräfte sofort einen neuen Todeskeim zu legen.

Man erinnert sich daran, daß in der Wende des Jahres 1879 auf 1880 ein guter Anlauf von jenseits des Ozeans genommen und zu uns herübergetragen wurde, daß aber alsbald ein Rückschlag die kaum erblühten Hoffnungen wieder zerstörte. Wie die Menschennatur immer aus Kontrasten zusammengesetzt ist, so entspringt an derselben Stelle, wo langjähriger Druck unüberwindliche Entmutigung zurückgelassen hat, auch wieder der Drang, mit um so größerem Ungestüm, die kaum gewahrte Fährte wieder verheißenen Glückes zu verfolgen. Gerade aus England wird jetzt ein solches Kuriosum gemeldet. Das Land, wo man sich seit Jahren am meisten die Köpfe zerbrach, wie den Ursachen des schweren auf den Geschäften lastenden Druckes auf die Spur zu kommen sei, wo man eben noch Folianten mit den Verhören der vom Parlament veranlaßten königlichen Kommission*) angefüllt hat, England ist plötzlich dieser Tage Zeuge eines jener Anfälle toller Spielwut gewesen, dergleichen man ehedem nur auf dem Höhepunkt langer Schwindelperioden erlebte und als warnende Exempel im Gedächtnis zu bewahren pflegt. Eine große Bierbrauerei, die von Guineß & Co. in Dublin, ist, wie man ehedem bei uns sagte, „gegründet" worden. Die bisherigen Besitzer haben ihr Geschäft einer Aktiengesellschaft abgetreten und dafür den Preis von 6 Millionen Pfund Sterling, rund

*) Royal Commission appointed to inquire into the depression of trade and industry.

120 Millionen Mark, eingethan, nicht etwa das Inventar und den Betriebsfonds mit einbegriffen, sondern nur als Gegenwert des kapitalisierten künftigen Geschäftsgewinns. Für Inventar und Betrieb ist daneben eine Summe von L. St. 2 800 000 vorgesehen. Aber nicht diese für den Gewinn eines einzigen landläufigen Unternehmens gezahlte fabelhafte Summe ist es, welche hier am meisten überrascht hat, sondern der Taumel, der sich des kleinen Publikums bemächtigte, als die Aktien des neuen Unternehmens zur Beteiligung aufgelegt wurden. Nach den aus London kommenden Schilderungen müssen sich da Szenen abgespielt haben, wie sie uns aus Law's Zeiten in der Chronik der rue Quincampoix verzeichnet sind. Die einfachen Formulare zur Anmeldung, welche das mit der Ausgabe betraute Bankhaus Baring, natürlich unentgeltlich, versandt hatte, sollen mit zehn und fünfzehn Schilling bezahlt worden sein; aber vergeblich, denn als am Morgen des für die Zeichnung bestimmten Tages die Menge sich zu den Pforten des Bankhauses herandrängte, fand sie an denselben die Kundmachung angeschlagen, daß bereits alle Aktien vergeben seien, worauf der Zudrang und der Unwille dermaßen ausbrachen, daß die Thüren wörtlich in Stücke geschlagen wurden. Splitter derselben sind nach der Hand herumgezeigt und verdientermaßen als Merkwürdigkeit nach Hause getragen worden. Dabei muß noch erwähnt werden, daß, wenn dem ersten englischen Fachblatte, dem „Economist", ein Urteil zusteht, die Aussichten dieser Aktien nach einfacher Wahrscheinlichkeitsberechnung gar nichts Verführerisches aufweisen. Nur die Wahrnehmung, daß ein Reingewinn von elf Millionen Mark (im letzten Jahre) möglich ist, hat als berückendes Zahlenmoment auf die Phantasie der Menge gewirkt. Und das ist das Gefährliche an der Wirkung langgestreckter Stillstandsperioden. Die Erinnerung

an die bitteren Enttäuschungen der Gründerzeiten ist erblaßt, die Phantasie verjüngt sich und — nicht zu vergessen: auch in Zeiten, die wir jetzt schlecht nennen, die es aber nur im Verhältnis zu vorausgegangenen schwungvollen sind, häufen sich die Ersparnisse, sinkt der Zinsfuß, und beide vereint nähren eine Ungeduld, welche den Verführungen der Phantasie bereitwillig entgegen kommt.

Wenn man in solchen Erwägungen schon Grund genug findet, sich mit der Verkündigung wieder anbrechender Morgenröte nicht zu übereilen, so sind eben diese Erwägungen doch nur sekundärer Ordnung. Der Hauptgrund für die Enthaltsamkeit liegt tiefer. Nämlich in der allumfassenden Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis: dem Wissen des Nichtwissens. Bekanntlich wächst die Zuversicht in das eigene Erkennen im umgekehrten Verhältnis zum Wissen von den Dingen. Zu einem schnellen und sicheren Urteil über den Zusammenhang verborgener Ursachen und Wirkungen gelangen immer diejenigen, welche keine positiven Kenntnisse von der bestimmten Sache, wenig Logik und etwas Phantasie besitzen. Dies trifft beinah überall zu, am meisten aber in medizinischen Sachen. Ich bin viel sicherer, eine positive Antwort über die Natur eines Leidens und dessen Behandlung zu erhalten, wenn ich bei einem Bekannten, und gar bei einer Bekannten Besuch mache, als wenn ich meinen Arzt konsultiere. Daher es auch kommt, daß das Publikum, welches von Wissen und Nichtwissen überhaupt abenteuerliche und dunkle Vorstellungen hat, allzeit so weidlich über das Nichtwissen der Mediziner loszieht, auch sobald einer gestorben ist, weiß, wie er hätte gerettet werden können. Mit den wirtschaftlichen Krankheiten geht es ähnlich wie mit den leiblichen. Die größten Ignoranten sind immer im Besitze der unfehlbarsten Kurmethoden. Wenn man sie nur machen ließe, wäre die Welt

alsbald vom jeweiligen Übel erlöst. Der eine erklärt alles aus dem Wüten der inneren Konkurrenz, der andere aus der Überschwemmung mit fremden Produkten. Zuletzt hatte sich eine andere Weisheit als die ausschließlich richtige und unwiderlegliche Offenbarung breit gemacht, die Verdrängung des Silbers aus dem Geldumlauf sollte an allem Elend schuld sein: lasse man es wieder herein und allen ist geholfen. Merkwürdigerweise scheint jetzt die Besserung einzutreten, ohne daß auch nur das Geringste von diesem Rezepte zur Anwendung gekommen wäre. Die Preise der wichtigsten Waaren steigen in beiden Erdhälften, zum Teil in ganz beträchtlichem Maße, aber im Gebrauch und in der Gesetzgebung des Silbers hat sich nicht das Geringste verändert. Welche Erklärung wird man jetzt geben? Ich habe die Muße dieses Sommers benutzt, um die drei Blaubücher durchzugehen, welche die vorhin genannte Kommission zur Untersuchung der Geschäftsdepression in England veröffentlicht hat. Eines ist mir dabei besonders aufgefallen. Die vernommenen Sachkundigen erscheinen am beredsten in Beantwortung der Fragen, die sie nicht aus eigenem Wissen, sondern nur mittelbar und annähernd beurteilen können; in demselben Verhältnis sind sie bereit zu Vorschlägen der Abhilfe, welche dann in der Regel auf etwas hinauslaufen, was die Regierung auf allgemeine Kosten für sie thun solle. Die Bestunterrichteten und die sichtlich Klügsten sind die Mäßigsten in Angabe von Gründen für allgemeine Erscheinungen und in Mitteln zu deren Behandlung. Wenn jetzt oder später — denn einmal kommen wird sie doch — die dauernde Besserung eintritt, so soll mir einer sagen, ob eine einzige der auf die 14 255 gestellten Fragen erteilten Antworten sich ein Verdienst darum erworben hat. Die Welt ist dann vorwärts geschritten, ohne von diesen Foli-

anten etwas zu wissen, und die Folianten sind zu ihren Vorgängern versammelt.

Nicht als ob aus sorgfältig gesammelten Beobachtungen über Vergangenes nicht etwas zu lernen sei über die Ursachen des Geschehenen und als ob nicht aus solcher Einsicht manches zu lernen sei für das Verhalten in der Zukunft. Aber zu lernen ist daraus, wenn irgend etwas, hauptsächlich was man nicht thun, was man an Fehlern vermeiden soll. Diätetik ist auch hier der Gesundheitskunst besserer Teil. Oder hat vielleicht die Untersuchung der großen und kleinen Krisen, welche Handel und Gewerbe seit Anfang dieses Jahrhunderts durchgemacht haben, auch nur die Klügsten und Bestunterrichteten jemals in den Stand gesetzt, auf einige Wochen voraus zu sagen, wann eine Krisis eintreten oder wann eine zu Ende gehen werde? In Hunderten von Bänden sind die Enquêten niedergelegt, gelehrte und ungelehrte Bücher ohne Zahl sind darüber geschrieben worden. Wer sie alle gelesen und im Geiste gegenwärtig hätte, vermöchte wahrscheinlich nicht einmal in dunklem Ahnungsvermögen bevorstehender Wendungen den Einzelnen zu übertreffen, der in der praktischen Führung eines einzigen Geschäftszweiges mit seinem durch den Kampf ums Dasein ausgebildeten elementaren Spürsinn das Nahen gewisser Veränderungen herausfühlt. Und darin liegt auch gar nichts Unnatürliches. Es erklärt sich einfach aus der Unendlichkeit des mannigfaltigen Lebens, dem die Kombinationen der wechselnden Erscheinungen entspringen. Diese unendlichen Kombinationsmöglichkeiten sind es, die jeder Vorausberechnung auf einigermaßen längere Entfernung in Zeit und Raum spotten. In dem Maße, als der Schauplatz des Getriebes von Handel und Gewerbe sich über den Erdkreis ausgedehnt, sich technisch vervollkommnet und in immer schnellere wie engere Berührung gesetzt hat, sind diese

unendlichen Kombinationen vielfältiger und intimer geworden. Wer kann schildern, wie heute von Tientsin bis San Francisco alles zusammenhängt und ineinandergreift! Möchten doch die klugen Leute, welche eine „planmäßige Produktion" harmonisch ewig gleicher Verlaufsweise ausarbeiten wollen, nur einmal ihren Blick in das Getriebe eines einzigen Weltgeschäftes werfen, um eine Ahnung von allen großen und kleinen Dingen zu gewinnen, die in unausgesetzter Veränderlichkeit sich untereinander bedingen und verketten. Auch den großen Herren und Gesetzgebern, welche die Regelung von Handel und Wandel unter ihrer Verantwortlichkeit, aber freilich nicht auf ihre Gefahr, am Schnürchen zu führen verlangen, wären solche Studien zu empfehlen. Wie nützlich wäre es, wenn vor jeder Parlamentsverhandlung über Zölle die Herren Regierungskommissare nur ein einziges Aktenstück wie z. B. den neuesten Handelsbericht des großen Dresdener Handelshauses Gehe & Co. durchlesen wollten! Ich halte sie für ehrlich genug, daß ihnen doch etwas um ihre Gottähnlichkeit bange werden würde, wenn sie gewahrten, aus wie zahllosen, ihnen unbekannten Artikeln sich der Umsatz eines solchen einzigen Hauses zusammensetzt. Und doch gehören alle diese Artikel dazu, damit das Leben sich so unter unseren Augen abspiele, wie wir es ahnungslos mitleben. „Ein Jeder lebt's, nicht Jedem ist's bekannt." Keine obrigkeitliche Weisheit, keine sozialpolitische Professorenversammlung hat den Tausenden, die alle in der Stille, jeder an seinem Ort, die Herstellung und Vermittlung dieser Dinge besorgen, einen Befehl oder eine Anleitung dazu gegeben; jeder dieser einzelnen Artikel hat wieder seine eignen wechselnden Schicksale im Laufe des Jahres durchgemacht, bald aus erklärlichen, bald aus, auch dem Eingeweihtesten, unerklärlichen Ursachen! Nachzulesen, was sich z. B. mit der einzigen Chinarinde seit zwölf Monaten zugetragen hat,

gewährt einen tieferen Einblick in die Natur des heutigen Wirtschaftslebens, als alle Lehrbücher der gesamten historischen Schule der Nationalökonomie, die sich auf ihren angeblichen, in Wahrheit nur um so mehr doktrinären, Realismus so viel zugute thut. Warum haben alle über den nächsten Preisgang dieses Artikels angestellten Berechnungen ihren Dienst versagt? Wie verhielt es sich doch damit, daß die Preise nicht steigen wollten, obgleich in Ceylon nur noch ein Viertel der früher in gleicher Epoche vorhandenen Rindenmenge existieren sollte, und daß trotz guter Aussichten die Neupflanzung von Chinchonabäumen ganz unterblieb? Wuchs die Ausfuhr, nur weil die Plantagenbesitzer besonderen Geldbedarf hatten, eben deshalb aber auch zur Anpflanzung von Thee schritten, und ist es richtig, daß nun einerseits diese Theestauden unter den Chinchonabäumen nicht gediehen, andererseits aber auch das Wachstum dieser Bäume durch die Stauden beeinträchtigt ward? Hat es seine Richtigkeit, daß in Java eine rasche und bedeutende Zunahme des Rindenertrages zu gewärtigen war und die Pflanzer von Ceylon deswegen sich eilen mußten, ihre Vorräte abzugeben? Daß die Vermutung aus der großen Menge der vorgebrachten Wurzelrinden nahe gelegt war? Der Bericht antwortet auf alle diese Fragen, daß es nicht möglich sei, die Genauigkeit dieser Angaben zu prüfen und sich ein Urteil darnach zu bilden. Aber wir erfahren beiläufig noch, daß nicht bloß die Einwirkung von Ceylon und Java, sondern noch Umgestaltungen in Bolivia, in Columbien, in Ostindien, in Jamaica, in den portugiesischen Besitzungen von Afrika, auch in Guayaquil, Puerto-Cabello und Maracaibo ihren Einfluß ausübten. Alle diese Orte und ihre Erzeugnisse vibrieren durch den Telegraphendraht täglich zusammen, und der neueste Preisstand ist das jeweilige Gesamtresultat aus den Kombinationen aller dieser

Vibrationen. Und wie bei dieser Ware, so ist es bei jeglicher, und je nachdem das Geschäft in der einen auf- oder abgeht, empfinden das wieder Zweige, die scheinbar ganz entfernt davon liegen. Das Bild von der „kleinen Welt" der menschlichen Gesellschaft, das einer unserer Novellisten so hübsch bearbeitet hat, paßt noch viel mehr auf das Treiben in der Geschäftswelt. Je größer die Welt wird, desto kleiner wird sie, je mehr das Netz sich ausspannt, desto dichter wird es, desto mehr laufen die Fäden ineinander und übertragen ihre Bewegungen von einem auf die anderen. Kleinigkeiten, an die wir jahrelang nicht erinnert werden, setzen die äußersten Enden der beiden Hemisphären gegeneinander ins Spiel. Wer denkt sich beispielsweise, daß die spanische Fliege Gegenstand eines vielbewegten und der Spekulation ausgesetzten Marktes sein könnte? Zunächst kommt diese „spanische" Fliege aus Rußland, und zwar sind Poltawa und Nischny die Hauptstapelplätze dafür. Aber auch Sizilien, Rumänien und Ungarn liefern ihre Beiträge, mit denen wieder China in Konkurrenz liegt. Überall hängt viel von der Witterung ab, wie weit es dem Fleiß der Einsammler gelingt, ihren Teil zu den Vorräten zu liefern, die in London und Hamburg lagern. Von dem Medikament der neuesten Mode, dem Cocaïn, bis zu der an jedem Waldweg wachsenden Heidelbeere hat jeder Artikel nicht nur seine Rubrik, sondern sein eigenes Schicksal im Auf- und Niedergang. Während die schönen Cocablätter aus Bolivia durch Zufuhr aus Peru und Truxillo im Preise stark gedrückt und durch eine Anpflanzungskonkurrenz in Ceylon und Java bedroht wurden, „sind Heidelbeeren in vielen Gegenden nur spärlich gediehen, so daß auch aus den besseren Distrikten die Forderungen hoch lauten; für Export war lebhafte Nachfrage, ebenso nach getrockneten Fliederbeeren, welche zur Zeit vergriffen sind." Ach Horatio, wie viel geht doch, vom Himmel gar

nicht zu reden, nur auf dieser gemeinen Erde vor, wovon sich Eure handels- und sozialpolitische Weisheit nichts träumen läßt!

Das Wichtigste und Entscheidendste in dieser unermeßlichen Welt des unendlich Kleinen und Großen ist, daß, wenn man auch die Kenntnis von allen diesen Vorgängen in einem gegebenen Moment in einem Kopfe zusammenfassen könnte, derselbe doch nicht imstande wäre, einen Schluß für die nächste Zukunft daraus zu fassen. Wenn sich Jemand mittags zwölf Uhr an den Eingang der Londoner oder Berliner Börse stellte und jeden Eintretenden auf seine An- und Absichten prüfte, würde er doch nicht imstande sein voraus zu sagen, wie die Kurse um 3 Uhr sich stellen werden. Ein Drahtbericht aus Birma oder Seoul könnte alles über den Haufen werfen.

Darum werden Auf- und Niedergang der Gesamtheit der Weltgeschäfte immer erst zu konstatieren sein, wenn sie da sind, und auch dann ist mit Vorsicht abzuwarten, ob sie Dauer und Widerstand zu leisten geeignet erscheinen. Viele Bücher sind über die Geschichte der Handels- und Geldkrisen geschrieben worden. Selten hat man die Frage zu beantworten gesucht, welches das durchschnittliche Lebensalter einer Krise sei? Viel öfter ist die Frage nach der Dauer der Gesundheitsperioden behandelt worden. Gelehrter Scharfsinn und pessimistische Sozialdoktrin haben ihren Witz aufgeboten, systematische Wiederkehr geheimnisvoller Zahlenreihen zu konstruieren. Nach je fünf oder zehn Jahren sollte die „Planlosigkeit“ des Weltgetriebes regelmäßig durch ein Strafgericht unterbrochen werden. Aber die Thatsachen wollen sich doch nicht einrenken lassen, ja über die Existenz der Thatsachen selbst laufen die Meinungen auseinander. Nach einigen Schriftstellern haben im letzten Jahrhundert Krisen erlebt die Jahre 1793, 1795, 1797, 1810, 1811,

1816, 1825, 1832, 1836, 1837, 1839, 1840, 1847, 1857, von neuesten Zeiten nicht zu reden. Wogegen Robert Peel 1847 in seiner berühmten Rede über die Currency-Bill meinte, seit 1806 hätten nur vier große Krisen stattgefunden, 1825, 1832, 1837 und 1839. Der berühmte Statistiker Tooke wollte zwei davon nicht gelten lassen, er ließ seit der Neige des vorigen Jahrhunderts nur vier im ganzen zu: 1792 bis 1793, 1810 bis 1811, 1825 und 1847.

Wären die Dinge dieser Art überhaupt berechenbar, so würde es uns jetzt viel mehr interessieren, nachzuforschen, wie lange eine solche Krise wohl in der Regel dauern möge. Gerade in diesem Punkt unterscheiden sich die Gesamterscheinungen dieser Art in der Neuzeit von allen früheren.

Wie es schon im Sinne des Wortes liegt, verstand man ehedem unter Krise eine kurze, vorübergehende Unterbrechung des normalen Geschäftsganges. Eine Krise von einjähriger Dauer galt schon für ganz unerhört und auffallend lange, so die von 1836 auf 1837. Dagegen, wenn wir unsere Erlebnisse aus den letzten 25 Jahren ins Auge fassen, müssen wir uns sagen, daß die rückgängige Bewegung, wenn sie jetzt zu Ende gehen sollte, mit kurzen Unterbrechungen an dreizehn Jahre gedauert hätte. Aber das weist eben darauf hin, daß von einer Krise im wahren Sinn des Wortes hier nicht gesprochen werden kann. Das Abnorme waren nicht die Zeiten von 1873 bis heute, sondern die von 1871 bis 1873, welche als Maßstab dienen mußten, um gewaltsame Anstrengungen der Gesetzgeber zur Aufrechthaltung jenes abnorm hohen Standes heraufzubeschwören. Aber diese lange Dauer der relativ zurückgegangenen Bewegung hat noch eine viel tiefere Bedeutung. Es handelt sich nämlich hier nicht, wie in früheren Krisen, um den Gegenschlag einer vorausgegangenen Bewegung, sondern um die dauernde organische Einwirkung gewaltiger

Umgestaltungen in der großen Gesamtheit von Produktion und Verkehr. Diese Dinge sind in den letzten Jahren so oft besprochen worden, daß es überflüssig ist, hier ausführlicher auf sie zurückzukommen. Und wenn es schon so schwer ist, die Dauer einer gewöhnlichen Krise vorauszubestimmen, so stehen wir einer ganz anderen und größeren Aufgabe gegenüber, da, wo es sich darum handelt, eine neue Wendung zu erkennen in der gegenwärtigen Lage, die allerdings zwar auch aus Elementen einer Krise, jedoch überwiegend aus Elementen einer welthistorischen Umbildung des gesamten Kulturapparates zusammengesetzt ist.

Wenn heute mit Wohlgefallen eine Preisbewegung nach oben verzeichnet wird, so ist einzuräumen, daß diese aufsteigende Bewegung als Symptom allerdings erfreulich ist, weil sie beweist, daß die Nachfrage, die Konsumfähigkeit, die Lebenslust und Lebenskraft im Verhältnis zu den vorhandenen Vorräten gewachsen sind. Höhere Preise aber an sich sind keine Wohlthat. Das ist eben der Unterschied zwischen Verstand und Unverstand in wirtschaftlichem Urteil. Weil steigende Preise unter gewissen Umständen ein Zeichen der Besserung der allgemeinen Verhältnisse sind, glaubt der Unverstand, durch Zölle und Zünfte die Preise steigern zu sollen, um bessere Verhältnisse zu erzeugen. Die richtige Auffassung sieht das Gedeihen in dem Gleichgewicht einer stetig wachsenden Produktions- und Konsumtionsfähigkeit, bei welcher die Produktion stets dahinterher ist, wohlfeiler zu erzeugen und damit den Kreis der Konsumtionsfähigkeit auszudehnen. Wenn wir endlich wieder in eine gesunde und aufsteigende Bewegung hineingelangen sollten, so wäre sie das Ergebnis der unwiderstehlich weiter arbeitenden Kulturentwicklung, der es gelungen wäre, trotz aller künstlichen Teuerungspolitik so wohlfeil zu produzieren, daß die Aufnahmefähigkeit der Welt wieder die Uberhand gewonnen hätte.

Warum esse ich?*)

*) Aus der „Nation“ vom 4. Juni 1887.

Sonderbarer Schwärmer, der diese Frage aufwirft, denkt der Mensch und meint, die Antwort könne nicht zweifelhaft sein. In seiner Einfalt meint der Mensch, er esse um satt zu werden.

Es gab eine Zeit, in welcher nicht bloß gewöhnliche Sterbliche, sondern sogar große Staatsmänner dieser Ansicht huldigten und daher auch die gelehrtesten Professoren der Nationalökonomie sich zu ihr bekannten.

Aber wie doch sagt man jenseits der Vogesen? Nous avons changé tout cela. Zu dem Vielen, was wir in den letzten zehn Jahren von unseren Nachbaren gelernt haben, gehört auch dies, das changer tout cela. Ein deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden, doch seinem Beispiel folgt er gern.

Man könnte ruhig jede Wette darauf eingehen, aus den Verhandlungen der französischen Parlamente bis siebenzig Jahre zurück die schlagendsten Parallelstellen zu allem zu finden, was jemals im deutschen Reichstag als neueste Weisheit zum Schutz der nationalen Wirtschaft mit ethischem Schwung vorgetragen worden ist. Die Schlagworte zumal, bei deren pathetischem Erklingen stürmischer Beifall zur Rednerbühne oder Ministerbank hinauf jubelt, wurden vor mehr als einem halben Jahrhundert von Männern erfunden, die, wie jener Monsieur de St. Cricq oder Mimerel seitdem in der Geschichte der Nationalökonomie als komische Figuren

weiterlebten, bis einige Zeit nach Errichtung des neuen Deutschen Reichs allmählich der Geist von Krähwinkel wieder mit neuer Macht seinen siegreichen Flug über die Welt zu nehmen begann und die Weisheit jener französischen Vorläufer der heutigen Wirtschaftsreform auch bei dem Volk der Denker zu den höchsten Ehren brachte. So oft man die vergilbten Blätter jener Annalen aufschlägt, erstaunt man immer von neuem, darin den leibhaftigen Doppelgängern der Gestalten zu begegnen, die sich im Vordergrund unserer neuesten Geschichte bewegen.

Heute treten sie auf als die Ankläger des Weizens, der, aus Indien und Amerika kommend, Europa mit seinem Unsegen überschwemmt. Damals war es der Weizen von Südrußland, der, aus Odessa nach Marseille einlaufend, ihre Verwünschungen auf sich lenkte. Im Jahre 1817 hatte eine Hungersnot ihn herbeigezogen, aber kaum war das dringendste Bedürfnis befriedigt, so erhob die agrarische Kassandra — noch im selbigen Jahr — ihre Warnungsstimme vor dem Untergang, der dem heimischen Ackerbau drohe. So wurden die ersten Kornzölle beschlossen. Und, genau wie bei uns, wurde die Absicht der Preissteigerung nicht erreicht, weil alsbald der Segen dreier guter Ernten die volksbeglückenden Absichten der Brotverteuerer zu nichte gemacht hatte. Weshalb im Jahre 1821 ein neuer Ansturm mit dem Verlangen nach abermaliger Erhöhung der im Jahre 1819 beschlossenen Zölle unternommen ward.

Und wieder genau wie heute gab es auch schon dazumal heroische Gestalten, welchen Blödigkeit in der Formulierung ihrer Wünsche nicht vorzuwerfen war. Eine von vielen Abgeordneten unterzeichnete Eingabe sprach sich rund heraus und in klaren Worten dahin aus, daß „jegliche Einfuhr fremder Körnerfrüchte streng verboten werden sollte". Freilich konnte man noch damals diesen Anmaßungen gegen-

über mit einer Aufrichtigkeit verfahren, für die wir heute zu artig geworden sind. Als Benjamin Constant in einer Rede gegen die Zölle von den Anhängern derselben in der auch uns bekannten Weise mit fortwährendem Geräusch übertönt und unterbrochen wurde, rief er ihnen von der Rednerbühne herab zu: „Die überschäumende Manier, mich jeden Augenblick zu unterbrechen, die sich der Grundbesitzer bemächtigt hat, verhindert mich an weiterer Auseinandersetzung. Ich begnüge mich deshalb damit, Ihnen zu sagen, daß es beklagenswert ist mitanzusehen, wie Sie sich bemühen, die Nahrungsmittel zu verteuern, die auf Ihren eigenen Ländereien wachsen und in Ihren eigenen Speichern angesammelt sind". Natürlich ward auch damals schon das berühmte Lied gesungen: Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt. Charles Dupin führte im Jahre 1831 die Theorie aus, daß der Arbeiter sich bei hohem Getreidepreise besser stehe, weil er dadurch höheren Lohn erhalte, und ein anderer Redner sprach mit derselben Verachtung, deren Zeugen auch wir gewesen sind, von dem Irrtum, daß billige Nahrungsmittel etwas Gutes seien. Ja ein sonderbares Naturspiel wollte, daß die krassen Schutzzölle ihre Entstehung einer Legislatur verdankten, die auf ein politisches Attentat — die Ermordung des Herzogs von Berry (1820) — folgte, wie dies bei uns 1878 nach dem Attentat Nobiling geschah.

Natürlich durfte die Viehzucht hinter dem Ackerbau nicht zurückstehen. Es wurden auch damals schon schwer zu kontrollierende Berechnungen darüber aufgestellt, wie hoch sich die Gestehungskosten eines jeden Ochsen beliefen, und daraus gefolgert, daß nur mit einem Schutz von fünfzig Franken das Stück die Aufzucht noch möglich sei. Es war die Zeit, da Marschall Bugeaud das berühmte geflügelte Wort sprach: lieber als die Herden der ungarischen Ochsen würde er die Heere Rußlands und Österreichs in Frank-

reich einbrechen sehen, heute würde er sagen die Prussiens.

Die Kunstbutter war noch nicht erfunden, aber die Ölmüller von Flandern reichten allen Ernstes eine Petition ein gegen die Konzessionierung von Gasanstalten, die ihnen eine illegitime Konkurrenz machten.

Schließlich kam es auch dort so weit, daß die Nimmersatten der nationalen Wirtschaft von der Regierung schon hier und da im Interesse eines Minimums von öffentlichem Anstand gezügelt werden mußten.

Man sieht, auf Originalität kann das neue Deutsche Reich des praktischen Christentums keine Ansprüche machen gegenüber dem fränkischen Bourgeoisstaat der Restauration und der Julimonarchie. Nur in einem Punkte hat sich Frankreich von jeher vorteilhaft vor Deutschland ausgezeichnet. Die Wissenschaft hat sich niemals zur unterthänigen Magd der Regierungsweisheit herabgewürdigt. Von dem hochmütigen Dreinreden wie von der servilen Anpassung akademischer Schulmeisterpolitik ist man jenseits frei geblieben. Während in der Staatspragmatik Frankreichs, abgesehen von den sechziger Jahren, seit Anfang des Jahrhunderts das Schutzzollsystem herrschte, ist die Wissenschaft, sowohl die offizielle als die freie, offen und ehrlich den Überlieferungen der Smith-Sayschen Lehre treu geblieben. Im Jahre 1848, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, erboste sich jener obenerwähnte Abgeordnete und Vizepräsident der Kammer, Herr Mimerel, über dies Verhalten so sehr, daß er erklärte, er habe von der Regierung verlangt, sie solle einen Lehrstuhl der schutzzöllnerischen Nationalökonomie gründen, um den Doktrinen, die im Collège de France gepredigt würden, Widerspruch entgegenzusetzen. Bei uns bedarf es so grausamer Maßregeln nicht. Das Gesetz des akademischen Darwinismus fördert immer eine Anzahl strebender Geister zu Tage, welche im Kampf ums Dasein sich den

klimatischen Bedingungen des offiziellen Wohlverhaltens mit schwungvollen Evolutionen anzupassen verstehen.

Doch zurück zu unserer Frage! Warum esse ich? Die Antwort lautet heute wie dazumal:

„Du issest, damit ich satt werde."

Das und nichts Anderes besagt das Begehren, daß das Korn teurer gemacht werden müsse. Darauf läuft — reden wir vorläufig nur vom Korn — alles hinaus, und wenn es nicht darauf hinauslaufen soll, warum der ganze Lärm nach hohen Kornzöllen?

Wer seinen Hunger mit Brot stillen will, ist durch den einfachsten Gang der natürlichsten Logik darauf hingewiesen, daß, je weniger Schwierigkeiten ihm in der Anschaffung dieses Brotes bereitet werden, desto gewisser er zu seinem Ziele kommt. Kein Schriftgelehrter, kein Feldherr, noch so siegreich, und kein Staatsmann, noch so ruhmgekrönt, können diese einfache Logik aus der Welt schaffen. Wer Brot essen will, verlangt nicht zu den möglichst schweren, sondern zu den möglichst leichten Bedingungen den Zweck zu erreichen, daß er satt werde.

Aber da kommen die gewichtigen Leute, welche die Gesetze machen und geben dem Brotesser mit weiser Miene die Aufklärung: Du irrst, mein Freund, nicht damit du satt werdest, verlangt dein Magen nach Speise, sondern damit andere satt werden. Drum sollst du das Brot in Zukunft teurer bezahlen, d. h. du sollst entweder einiges Brot entbehren, oder andre Dinge, die du für dein Geld, wenn du dessen übrig hast, kaufen könntest. Und dies Mehr an Geld soll denen zu gute kommen, die das Korn verkaufen, damit für sich selbst mehr Brot zu kaufen, wobei nicht ausgeschlossen, daß sie schon soviel bereits besitzen, um sich für die von dir erlangte Preiszulage unter Umständen Kuchen,

ja sogar Champagner, oder noch mehr Champagner als bisher kaufen zu können.

Wie kommt es nun, daß über dies sonderbare Verlangen der Brotesser nicht stutzig wird? Es giebt verschiedene Mittel, solcher Wirkung vorzubeugen. Das landläufigste bis auf diesen Tag besteht darin, daß der, welcher das Verlangen stellt, seinen eigenen Hunger an die Stelle zu setzen, wo der Hunger des Essenden steht, niemals im eigenen Namen sprechend auftritt. Niemals wird er sagen: Mein lieber Peter, Sie sollen Ihr Brot essen, damit ich, der Paul oder, wie es in diesem Fall richtiger heißen muß, der Herr von, auf und zu Paul satter werde. Gott bewahre! Der brave Mann spricht nie für sich. Er denkt und redet immer nur für Andere. Und wer sind diese Anderen, denen seine Nächstenliebe zu Hilfe kommt! Wären es Menschen, so möchte man vielleicht mit einiger Verwunderung gewahren, daß es gewöhnlich solche sind, die genau dasselbe Geschäft treiben wie er. Aber wenn es höhere Wesen sind, gar keine Menschen überhaupt, dann dürfen solche Gedanken nicht aufkommen.

Daher hat sich in dieser verkehrten Welt des Essens in andere Mägen hinein ein eigentümlicher Jargon herausgebildet. Wenn das Korn verteuert werden soll, so geschieht das niemals um derjenigen Grundbesitzer willen, welche den Antrag stellen. Es geschieht auch nicht um der anderen, ihrer sämmtlichen Berufsgenossen willen, überhaupt keinem Menschen zu Liebe, sondern einzig und allein für — die Landwirtschaft!

Bei diesem Wort schwindet jeder Gedanke daran, daß es sich um Mein und Dein der Mitredenden handle. Bei diesem Klang steigt vor unseren Augen das erhabene Bild einer weiblichen Person über Lebensgröße empor, das Haupt mit einem Ährenkranz gekrönt, in der rechten Hand eine

Sichel, in der Linken eine Garbe, ein Füllhorn zu ihren Füßen. Nur dieser edlen Erscheinung gilt die Entsagung, welche der Brotesser sich auferlegen soll, nur ihr soll er sein Opfer bringen. Daß die Priester, welche unter Anrufung der heiligen Landwirtschaft die Gläubigen zu Opfer und Gebet auffordern, selbst das Land bewirten, ist doch natürlich, und niemals haben die Priester — das weiß man — etwas von den Opfern an sich genommen, welche ihren Gottheiten dargebracht wurden. Auch daß eine Gottheit größeren Appetit hat als Menschen, versteht sich von selbst, aber darin allerdings gleicht ihr Appetit dem der Sterblichen, daß er im Essen zunimmt. Sie ist schon lange darüber hinaus, daß sie nur vom Brot satt werden will. Es giebt kaum eine Mahlzeit, bei der sie sich nicht zu Gaste lädt. Sie will ihren Durst löschen mit dem Branntwein, den andere trinken, ihren Gaumen letzen mit dem Zucker, den andre zur Süßung gebrauchen, ja, sie möchte am liebsten ihre Schulden zahlen mit dem Geld, das andre sich erspart haben, oder was noch einfacher ist, gar nicht zahlen.

„Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen und trinken und bezahlen nicht gern"

heißt es von den drei Königen aus dem Morgenland, allwo zur Zeit des Königs Herodes die Landwirtschaft in hohen Ehren stand.

Neuerdings hat die Sprache des Gesetzgebers noch eine weitere Ausbildung auf diesem Gebiete erfahren. Die Vorstellung abstrakter Weiblichkeit hat durch die Häufigkeit ihres Erscheinens und die bedenkliche Nähe der sie bedienenden Priester etwas an ihrer Zauberkraft eingebüßt. An ihre Stelle ist etwas Neues getreten. Aus dem Luftreich der himmlischen Erscheinungen sind wir, entsprechend dem realisti-

schen Zug der Zeit, hinabgestiegen in den dunklen Schoß der Mutter Erde. Nicht mehr göttliche Wesen über Lebensgröße, sondern Knollen und Wurzeln in ihrer rührenden Einfalt wenden sich an das gute Herz des steuerzahlenden Publikums. In der Branntweindebatte trat die Kartoffel in eigener Person auf, um sich die kleine Gabe von vierunddreißig Millionen auszubitten, in der Zuckerdebatte die bescheidene Rübe, die verlangte der Millionen nur dreißig.

Die biedere Kartoffel, die „liebe teure" Rübe, würde der gottesfürchtige Herr von Kleist-Retzow ausrufen, und die Führer der nationalen Partei schilderten Rübe und Kartoffel in so rührenden Worten, daß man von Stein sein mußte wie ein Freisinniger, um nicht erweicht zu werden.

Kartoffeln und Rüben, wer möchte diesen unschuldigen Pflanzen etwas abschlagen? Wer wollte so niedrig sein, nachzurechnen, an wen diese Knollen und Wurzeln, die doch selbst keine Arnheims zu besitzen pflegen, ihre vierundsechzig Millionen abgeben? Als Rebekka ihren Sohn Jakob, um ihm den Segen Isaaks zu erschleichen, in Esaus Kleider gesteckt hatte, ließ sich der blinde Patriarch, obwohl sein Ohr ihm sagte, daß etwas nicht richtig sei, nach Blindenart von seiner Nase führen und, die Kleider beriechend, sprach er: Siehe der Geruch meines Sohnes ist wie der Geruch des Feldes. Darum sorgen Leute, die noch schlauer sind als Jakob, jetzt auch für diesen Geruch des Feldes, wenn sie um den Segen des blinden Hödur bitten.

Schon mehrmals ist vorgeschlagen worden, man möge die Millionen, statt sie den Umweg über Kartoffel- und Rübenäcker machen zu lassen, den Herren dieser Äcker direkt ins Haus schicken und den deutschen Brot- und Zuckeressern dann eine Liste dieses Unterstützungswerkes vorlegen. Aber die, nur großen Herren angeborene, Bescheidenheit macht,

daß diese sich gegen solche Vereinfachung sträuben. Sie wollen nicht, daß ihre Wohlthaten an die große Glocke gehängt werden. Denn nicht um es zu behalten, nur um es den armen Arbeitern wiederzugeben, lassen sie sich herab, dies Geld anzunehmen. Wie die Holzzölle nur gemacht wurden, damit die braven Holzhauer im Walde von den fürstlichen und gräflichen Waldbesitzern besser bezahlt werden konnten (hat man seitdem schon was davon gehört?), so soll auch das Korn verteuert werden, nur damit die Reichen den Armen in Zukunft mehr Brot geben können. Am Schluß der schönen Fabel vom Bienchen und der Taube heißt es noch:

Du giebst dem Armen heut dein Brot,
Der Arme wird dirs morgen geben.

Aber das muß jetzt umgeschrieben werden. Die Moral wird heute nicht mehr den Reichen, sondern den Armen gepredigt:

Du giebst dem Reichen heut dein Brot,
Der Reiche wird dirs morgen geben.

Nous avons changé tout cela.

Wer die Wohlthaten alle aufzählen wollte, welche heutigen Tages auf diesen Wegen der Gesetzgebung erwiesen werden, würde des Segens kein Ende finden. Da sind Handwerksmeister, die entdecken, daß dem Publikum schlechte Arbeit für sein gutes Geld geliefert wird. Gleich sind sie dabei Sorge zu tragen, daß nur sie allein und keiner, den sie nicht zulassen, für das liebe unvorsichtige Publikum arbeiten dürfe. Wer glaubte, daß sie das aus Eigennutz thäten, würde auch hier die wahre Seelengröße arg verkennen. Auch hier handelt es sich abermals nicht um Menschen, sondern um ganz unpersönliche Wesen. Wie dort die Landwirtschaft, so hier einzig und allein das Handwerk, das

sich nicht minder zu Dithyramben eignet, wie die Kartoffel und die Rübe. Nur um das edle Handwerk, nicht um den Meister Schuhmacher handelt es sich, wenn der Paul dem Peter das Schuhmachen untersagt wissen will. Nicht sich gemeinen Nutzen will er bringen, nur den „Stand heben". Je mehr Leute man vom Stande ausschließt, desto höher kann er hinauf, desto mehr wird er gehoben, und je mehr man andere herunterdrückt, desto leichter steigt man selbst empor.

Vor etlichen Wochen wurden etwa neunzig Schmiedemeister von Berlin vor die Polizei geladen und ihnen bedeutet, sie müßten entweder der Schmiede-Innung beitreten oder binnen vierzehn Tagen ihre Lehrlinge entlassen. So will es das Gesetz, welches Herr Miquel zwar mißbilligt, aber verschärfen will. Die Polizei ist gewiß nicht von selbst auf den Gedanken dieser Vorladung gekommen, sondern nur angerufen von den Innungsschmieden. Und diese Innungsmeister haben dabei doch sicher keinen anderen Beweggrund als die Sorge, daß die armen ihnen unbekannten Lehrlinge bei ihren nicht zünftigen Kollegen zu wenig lernen möchten!

Wollten nicht auch nur aus Liebe zu den Butteressern die Butterverkäufer die Kunstbutter so färben, daß sie den Essern zum Ekel würde? Ach, wie sie es lieben, das Kunstbutter essende Publikum, die schönen Seelen der Naturbutterverkäufer! Und auch hier handelt es sich nicht um sie, die leibhaftigen Butter verkaufenden Menschen, sondern nur um den tiefen, sagen wir den ethischen Gegensatz von Natur und Kunst.

Hohe heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!

ertönt es im Reichstag, wenn die Butter nicht gemischt, wenn der Wein nicht versüßt werden soll. Merkwürdiger-

weise sind es immer die frömmsten Herren, welche sich am meisten für die Natur begeistern. Und doch ist Natur ein heidnischer Begriff, der in eine so fromme Gesellschaft, wie die klerikal-konservative Mehrheit des Reichstags ist, nur hineinkommt wie Pilatus ins Credo.

„Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen,
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind."

So spricht der Kanzler, und wenns auch nur ein Goethescher ist, sollte man doch Respekt vor ihm haben.

Landwirtschaft, Kartoffel, Rübe, Handwerk, Standeshebung, Natur, das sind jetzt die Elementarkräfte, mit denen die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung gesetzt wird. Es kommt nur darauf an, daß man die Klinke dieser Gesetzgebung in die Hand bekommen kann, dann finden sich die Elemente schon von selbst. Das neueste Mittel, zu dieser Klinke zu gelangen, ist in einem Rezept gefunden worden, welches zusammengesetzt ist aus Pikrinsäure, Melinitbomben und Barackenhölzern. Gehörig gerüttelt und geschüttelt kann es seine heilsame Wirkung auf den Patienten nicht verfehlen.

Diese heilsame Wirkung besteht darin, daß der Patient entweder am Essen verhindert wird wie bei den Kornzöllen, oder am Arbeiten wie bei den Zunftbeschränkungen, beides zum Vorteil derer, die mit der Klinke der Gesetzgebung in der Hand diese für sich arbeiten lassen, um besser zu essen.

Man wundert sich, daß es nicht gut geht in der Welt. Man sollte sich wundern, daß es nicht schlechter geht. Die Gesetzgebung der meisten Nationen zerbricht sich jetzt Jahr

aus Jahr ein den Kopf, wie sie das vernichten kann, was der Geist des Menschen zur Verbesserung des Daseins zu Tage fördert. Ja, nicht bloß was der Geist des Menschen, nein, auch was sie selbst, die Gesetzgebung, mit der einen Hand fördert, sucht sie mit der anderen zu untergraben. Während sie bestrebt ist, den ganzen Apparat der menschlichen Bildung und menschlichen Arbeit zu verbessern, um den Wohlstand der Menschen zu vermehren, d. h. die Arbeit zu befruchten, fährt sie, sowie eine Arbeit der anderen voran eilt, sowie ein Erzeugnis reichlicher fließt, dazwischen und ruft dem einen zu: du sollst nicht arbeiten, dem anderen: du sollst nicht essen.

Zwei Seelen wohnen auch in ihrer Brust. Die eine lebt der Vergangenheit, die andere der Gegenwart. Und statt den Weg von der Vergangenheit in die Gegenwart hinüberzuleiten und zu erleichtern, türmt der Gesetzgeber fortwährend neue Hindernisse auf die Wege, die er mit aller erdenklichen Anstrengung bahnen sieht und selber bahnt. Aus diesem widersinnigen Kampfe, aus dieser stets gesteigerten Reibung im Schoß der Nationen und von Volk zu Volk entspringen die Übel, die man zu kurieren sucht, indem man sie unablässig mehrt. Der Patient braucht Luft und Blut. Man sperrt ihn immer mehr ab und entzieht immer mehr Blut. So machten es die Doktoren ehemals auch. Zwar die Menschheit hat die medizinische Schule der verpesteten Krankenstube und des unbarmherzigen Aderlassens überlebt. Aber Opfer ohne Zahl sind ihr gefallen, und daß auch dieser Wahn einmal weichen wird ist kein Trost dafür, daß er einstweilen noch wütet mit wachsender Lust und Macht.

Kaisertum und Reichstag.*)

*) Aus der „Nation“ vom 31. März 1888.

Das deutsche Kaisertum und die deutsche Volksvertretung sind am selben Tag geboren, sind Kinder eines und desselben Gedankens. In der Stunde, da die Wundermär von dem Fall des französischen Imperators sich aus den blutgetränkten Gefilden Sedans erhob, um im feurigen Flug das Land zu durcheilen, entwand sich ganz von selbst der Stimme des Volkes der Ruf: Jetzt muß das deutsche Kaisertum auferstehen, jetzt oder nie!

Und so geschah's.

Keiner hat's erfunden, Keiner hat's ausgeklügelt, Keiner hat es auf die Tagesordnung gesetzt. Der Gedanke, der Wille, das Verlangen, sie entsprangen aus Kopf und Herzen des deutschen Volkes. Was Alles hinterher geschah, dem Sinn die Form zu geben, war rein äußerliches Werk, dessen Vollziehung sich, willig oder widerstrebend, dem unwiderstehlichen Gebot einer geschichtlichen Notwendigkeit anbequemte.

Wenn einstens mit historischer Rücksichtslosigkeit wird erzählt werden können, welcher Weise dies Kaisertum nach mancherlei Wehen den Tag der Geburt erlebt hat, wird auch im Einzelnen sich ergeben, daß weder Staatskunst noch Herrscherwille vorangegangen, vielmehr, daß sie nur gefolgt sind. Wir Anderen, die wir, und zum Teil aus der Nähe, es miterlebt haben und nicht bloß Zeugen, sondern hie und da auch etwas mehr als das gewesen sind, wir wüßten davon zu erzählen, wenn es bestritten werden sollte.

Aber bestreiten wird es wohl Niemand. Genügt doch die eine welthistorische Thatsache, daß die Existenz eines deutschen Parlaments und als deren notwendige Krönung die des deutschen Kaisertums ein Vermächtnis des Jahres 1848 geblieben und daß jeder spätere Versuch zur Wiederherstellung eines deutschen Nationalstaates auf dieses Vermächtnis zurückzugreifen genötigt war; vor allem damals, als Hand angelegt wurde zur Schöpfung des Norddeutschen Bundes und Reichstags.

Darum wäre nichts so falsch, als einen Gedanken der Spaltung oder gar des Widerspruchs hineinzusenken zwischen diese beiden lebendigen Träger des deutschen Staatslebens in seiner höchsten Potenz. Niemand ist besser kaiserlich gesinnt, als wer lebendig fühlt für die Würde des Reichstags, und ebenso würde ein Kaisertum, welches diesem sein volles Recht verweigerte, die Wurzeln seiner eigenen Kraft verkennen.

Darum auch sind in den Reihen der Freiheitsfreunde die Worte des Erlasses, in welchen Kaiser Friedrich die Wahrung seiner eigenen Rechte mit denen des Reichstags in eins zusammenfaßt, so warm und freudig willkommen geheißen worden. Zwar könnte gesagt werden, was der Erlaß hier ausgesprochen, sei selbstverständlich. Aber in einem so jungen Reich, das aus so vielen widerstrebenden Elementen zusammengebaut worden, ist nichts selbstverständlich, um so weniger, wenn man bedenkt, daß auch der oberste Bauführer, wenn es ihm nach Zeit und Umständen gerade paßte, hie und da nicht verschmäht hat, an dem innigen Zusammenhalt von Kaisertum und Reichstag zu rütteln, wenn auch nur mit Worten spielend. Da hieß es einmal: der Reichstag könnte füglich auch in eine beliebige Kleinstadt verwiesen werden; — oder ein andermal: im Grunde bestehe der Zollverein, wie vor 1867, noch in un-

veränderter Bedeutung fort, und mit Verzicht auf das ganze Reichsanhängsel könnten sich die deutschen Regierungen auf ihn und die Militärbündnisse zurückziehen; — dann wieder zur Veränderung: wenn der Reichstag in seinen Gerechtsamen etwas fände, was die Könige von Preußen auf den Gedanken bringen möchte, daß sie in dieser letzteren Eigenschaft mehr Selbständigkeit genossen hätten als vor Übernahme der Kaiserwürde, so dürften sie am Ende das Ganze bereuen und auf Umkehr sinnen —. Und was dergleichen Reden mehr waren, die, wenn auch nicht gar ernst gemeint, doch den Sinn in sich bargen, daß die Volksvertretung gut thue, sich selbst nicht gar zu ernst zu nehmen.

Da ist denn gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen, sich zu Gemüt zu führen, daß der eben vollzogene Thronwechsel etwas bedeutet, was das Deutsche Reich noch nicht erlebt hat. König Wilhelm I. war Kaiser geworden, erst nachdem er eine Reihe von Jahren König von Preußen gewesen. Er hatte vorher als reifer Mann und Thronfolger in Preußen alle die Reibungen und Wandlungen mit durchgemacht, welche bittere Verstimmung und Entfremdung zwischen der Krone Preußen und dem Reichsgedanken zurückließen. Erst als vierundsiebenzigjähriger Mann hat er, nicht ohne Zögern und Bedenken, nach vorsichtig eingeholter Zustimmung der Fürsten, das Verlangen der Nation erfüllend, die Kaiserkrone angenommen.

Ganz anders der Sohn. Er besteigt den Thron als Kaiser und König zugleich. Er hat als Kronprinz des Deutschen Reichs siebenzehn Jahre hindurch sich in den Zukunftsgedanken hineingelebt, den Kaiserthron als den Thron seines Vaters zu besteigen. Es ist so, als wäre er im Kaiserpurpur geboren. Das macht einen gewaltigen Unterschied gegen den erst am Abend eines vielgestaltigen Lebens Kaiser gewordenen König, vorher Prinzen von Preußen.

Gewiß ist der erste deutsche Kaiser, abgesehen von aller persönlichen Besonderheit, eben als erster eine historische Figur größter Bedeutung. Aber der zweite Kaiser hat nicht minder als zweiter seine besondere Wichtigkeit für uns. Es geht auch diesmal so wie oftmals, daß das — hier historisch genommen — minder Interessante praktisch seinen eigentümlichen Wert hat. Damit stimmt ganz überein, was der Erlaß vom 12. März in die tiefdurchdachten Worte faßt: „Die Verfassungs- und Rechtsordnungen des Reichs und Preußens müssen vor allem in der Ehrfurcht und den Sitten der Nation sich befestigen." Wahrlich so ist es. Die Institutionen des Reichs müssen der Nation in allen ihren Teilen zur anderen Natur geworden sein, wenn sie ihre wahre Bestimmung erfüllen sollen. Auch nicht einmal zum Zweck rednerischer Effekte werden sie von jetzt an den Deutelungen und Anzweiflungen ausgesetzt sein. Und auch jene von Zeit zu Zeit wieder aufgetauchten Versuche, Diese oder Jene als Gegner des Monarchismus, als verkappte Republikaner bei Seite zu schieben, haben sich damit überlebt. Republikaner zu sein ist nichts Schlechtes, aber es kann unter Umständen etwas Dummes sein, wie andererseits in der Schweiz oder in den Vereinigten Staaten Monarchist zu sein etwas Dummes wäre. Unsere Konservativen verstehen unter monarchischer Gesinnung die Anhänglichkeit an einen absoluten König, der ihren Willen thut, während sie das viel monarchischer als sie gesinnte England für eine Republik mit einem Scheinkönig erklären.

Es ist ein eigenes Ding mit dem, was man die monarchische Anhänglichkeit an den deutschen Kaiser nennen müßte. Als einst einmal im Reichstag zu irgend einem politischen Zweck an dies Gefühl appelliert ward, antwortete der schwäbische Demokrat Payer in seiner launig scharfen Weise, daß er sich durch diesen Appell in seiner Treue

gegen den angestammten württembergischen Landesvater tief gekränkt fühle, denn diesem gehöre naturgemäß und von Rechtswegen sein loyales Herz. Ein sehr gut kaiserliches Herz kann eigentlich kaum mehr ein ebenso gut württembergisches oder — die Beobachtung lehrt es — preußisches sein. Drei Herzen und ein Schlag, das ist zu viel verlangt. Ein bischen Republikanismus gehört mithin schon dazu, um recht gut kaiserlich zu sein; es muß der Landesdynastie etwas abgezwackt werden, um es auf das Kaiserhaupt zu übertragen. Und daher liegt die Vermutung gut kaiserlicher Gesinnung bei einem Liberalen näher als bei einem Nichtliberalen. Jede Föderation, auch eine von Fürsten, hat etwas Republikanisches an sich. Das Reich der verbündeten Regierungen ist eine Republik von gekrönten Häuptern, an deren Spitze — bekanntlich als Primus inter Pares — der Kaiser steht. Je besser kaiserlich einer gesinnt ist, desto mehr muß sein Wunsch dahin gehen, daß dieses Primat zu einer Wirklichkeit werde, zu einer wahrhaft monarchischen Spitze über den anderen, nicht unter gleichen. Um gut kaiserlich monarchisch zu sein, muß man in seiner häuslichen „engeren Heimat" etwas von diesem Gefühle aufgeben, wie umgekehrt die eifrigen Landesmonarchisten von zweifelhaft kaiserlicher Gesinnung erfüllt sind.

So kann man mit Recht sagen, daß die besten Liberalen auch die besten Kaiserlichen sind. Freilich ist diese Gesinnung nicht aus mystischer Gefühlsschwärmerei erwachsen. Sie ist das Produkt politischer Erwägung, aber einer so stark überlieferten und so unabweisbar richtigen, daß sie selbst in das Gefühl übergegangen ist. Wer im Jahre 1870 die Wiedergeburt Deutschlands als einer großen und freien Nation wollte, konnte den Gedanken nur unter dem Zeichen von Kaiser und Reichstag erfassen.

Und es ist daher für das Kaisertum, obgleich es, in unserer Geschichte auf Wahl beruhend, gar nicht im Geleit monarchischer Tradition sich einführte, dennoch mit merkwürdiger Triebkraft im kurzen Lauf der Jahre ein monarchischer Kultus, mächtig und lebenswarm, im Volke hoch empor gewachsen. Die Kinder werden groß in der politischen Religion des Kaisertums, in der Ehrfurcht vor der Person des Kaisers — und etwas wie Religion muß immer dabei sein, soll eine Form des Daseins festsitzen im Reich der Wirklichkeit. Der Mensch lebt nicht vom Brot des Verstandes allein, der Wein der Phantasie gehört auch dazu.

Warum ist es dem Reichstag schwer geworden und nicht gelungen, gleichen Schritt mit dem Kaisertum zu halten? Eben weil das, woraus das Gefühl sich ernährt, ihm lange nicht so zu statten kommt wie dem Kaisertum. Und dennoch, so wenig seiner Stellung nachzurühmen ist, Eines ist trotz Allem schon vollbracht: daß er das Herz der Publizität und darum das Ohr des Publikums viel mehr besitzt als die einzelnen Landtage, auch die größeren. Was ihm fehlt, im Gegensatz zum Kaisertum, das sind vor Allem die Lorbeeren errungener Siege. Sind auch Kaisertum und Reichstag in gleichem Ursprung und Recht aus dem siegreichen Völkerkrieg hervorgegangen, so war doch der Held im Lager und in Waffen, nicht der Herrscher im Rat und im Frieden der Gesetze der Sieger. Jenem blieb der Glanz, die Volksvertretung blieb im Schatten der Geschichte. Hätte sich das Parlament von 1848 am Leben erhalten, so konnte es, dank seiner mehr abgetrotzten als gewährten Entstehung, etwas von der Naturkraft eigenen Bodens aus sich heraus entwickeln. Aber eben daß es sich nicht halten konnte, kam her von dem zu leicht errungenen Sieg, aus dem es hervorgegangen war.

Statt eines natürlichen aber schwachen, ist es ein legi-

timer, aber darum starker Boden, dem die Volksvertretung von 1871 entsprang. Aber sie ist im Feldlager geboren. Die Konsequenzen dieses Ursprungs abzustreifen ist nicht leicht; es ist immer schwerer geworden, je mehr ganz Europa sich in ein Feldlager verwandelt hat. Graf Bismarck, als Kanzler des Norddeutschen Bundes, war bekanntlich 1870 auf den originellen Gedanken gekommen, den Reichstag nach Versailles zu berufen, damit er dort dem Oberhaupt des Norddeutschen Bundes die Kaiserkrone antrage. Der dramatische Effekt eines solchen Schauspiels wirkte damals so blendend auf manchen liberalen Führer, daß er sich im Geiste davon angezogen fühlte, ohne zu empfinden, daß durch dies Schauspiel eines unter dem Waffengeklirre versammelten Reichstags die Unterordnung der bürgerlichen Freiheit unter den Glanz des Schwertes auch symbolisch verewigt würde. Zum Glück kamen auch widerstrebende Ansichten zu Wort, und das Beste, den abenteuerlichen Plan im Keime zu ersticken, thaten die materiellen Hindernisse, welche sich der Ausführung entgegenstellten. Aber es gehörte schon ein Mangel an Gefühl für die Würde einer bürgerlichen Volksvertretung dazu, nicht zu merken, welche feine Ironie in dem scheinbar ehrenvollen Vorschlag verborgen war.

Und dennoch hat von jenem ersten Zeitpunkt seiner Geburt bis auf diese Stunde der Reichstag auch die Form seiner würdigen Stellung nicht finden können, die Form als bezeichnendes Merkmal dessen, was in der Sache ihm nicht geworden ist. Wie treffend und verständnisvoll ist dies beleuchtet in der Äußerung Kaiser Friedrichs, daß er an die Mitglieder der Volksvertretung keine Aufforderung zum Eintritt in den Trauerzug hinter der Bahre seines kaiserlichen Vaters erlasse, weil ihnen eine ihrer würdige Stellung schwerlich gegeben würde. Besäßen doch die Ab-

geordneten selbst etwas von dieser Feinfühligkeit! Und wie bezeichnend, daß diese ihres Mandats würdige Stellung im Gefolge des verstorbenen ersten Kaisers auch beim besten, mächtigsten Willen nicht zu finden ist. In jedem anderen, mit einer verfassungsmäßigen Vertretung ausgestatteten Lande wäre sie von selbst gefunden, ohne Mühe, ohne Kopfzerbrechen und ohne Widerstand.

Achtung und Ehre lassen sich nicht durch Bitten und nicht durch Beweisführung erwerben. Es erhält und behält jeder davon nur soviel, als er mit seiner Kraft durchsetzt. Zu dieser Kraft gehört aber auch das Bewußtsein des guten Rechtes, aus dem der Sinn für die eigene Würde entspringt. Wie sehr es daran gebricht, konnte man gerade in den ereignisschweren Tagen, die wir soeben durchlebt haben, beobachten.

Wir sind allerdings in Deutschland schon so daran gewöhnt, die Körperschaft der nationalen Vertretung eine untergeordnete Rolle spielen zu sehen, daß vielleicht den Wenigsten auffiel, wie sie auch bei dieser großen Gelegenheit kaum über die hinterste Statistenrolle hinauskam. Es hat sich das von langer Hand vorbereitet. Früher lenkte der Reichstag noch manchmal in Gemeinsamkeit mit dem Fürsten Bismarck die gespannte Aufmerksamkeit auf seine Sitzungen, wenn es zwischen dem Staatsmann und einzelnen Parteien einer starken Opposition zu heftigen Debatten kam, die unter Umständen zu sensationellen Auftritten führten. Seitdem das Zentrum teils durch kirchliche Zugeständnisse befriedigt, teils durch agrarische gezügelt ist, seitdem das Kartell die große Mehrheit zu einer nie versagenden Maschine gemacht hat, braucht sich der Fürst eigentlich nicht mehr um die Verhandlungen zu kümmern. Er kann, einerlei ob in Friedrichsruh, Varzin oder in der Wilhelmstraße, ruhig seinen amtlichen Beschäftigungen zu

Hause nachgehen. In der gewerblichen Sprache heißen die flachen Wanduhren mit großen Zifferblättern, wie sie häufig in Speisezimmern angebracht werden: Kartels. Die Uhr, welche am 21. Februar 1887 aufgezogen worden, besorgt ihren Gang allein mit zuverlässigem Räderwerk bis 1890, dieweilen sie dermalen glücklicherweise noch nicht auf die ganzen fünf folgenden Jahre reguliert werden konnte. Nur zu ganz großen feierlichen Aktionen erscheint jetzt noch der Kanzler, und dann agiert und spricht er allein.

Der Reichstag hat nicht einmal als Chor die Gegenstrophe zu geben, nur die Statistenrolle bleibt ihm, den Hintergrund auszufüllen, damit das Schauspiel sich abgerundet darstellt für das Publikum, das auf die Tribünen stürmt, um den einzigen Mann zu sehen und zu hören, der nicht nur das Geschick der Nation, sondern auch den Willen der Mehrheit ihrer Vertreter lenkt. Dies war das Bild, welches sich dem Beschauer bot, wenn er an den zwei denkwürdigen Tagen, dem, an welchem der alte Kaiser aus dem Leben schied, und dem, an welchem der neue seine erste Botschaft an die Volksvertretung richtete, die Augen auf letzterer ruhen ließ. Die ganze breite Front jener Manifestationen gehörte dem Kanzler, kaum ein dürftig schmaler Rand, kaum etwas mehr als ein stummer Aufmarsch fiel dem Reichstage zu. Gewiß, Fürst Bismarck ist eine interessantere Figur als der ganze Reichstag; viele Versammlungen werden kommen und gehen, bis wieder ein Mann seinesgleichen in ihnen zu sehen ist, und es ist dem Publikum, Fremden wie Einheimischen, nicht zu verdenken, daß es sich die Hälse um Tribünenplätze bricht, nur wenn der Kanzler angekündigt ist. Aber der Reichstag brauchte trotz Allem das nicht noch durch seine eigene Nullifizierung auch sich selbst gegenüber zu überbieten.

Ein Mal noch in dieser Session war vor diesen Trauertagen der Kanzler im Reichstage erschienen, aber auch da geschah es nicht, um zu diesem, sondern nur um zu Europa zu reden. Es war bei Gelegenheit der großen Ansprache über Krieg und Frieden am 6. Februar 1888. Fürst Bismarck sprach zu Rußland, zu Frankreich, zu Italien und zu Österreich. Der Reichstag hatte lediglich die Bestimmung, als Resonnanzboden zu dienen. Als der Redner geendet hatte, erhoben sich nacheinander die Häupter der Parteien und gaben in kürzester Fassung die Erklärung ab, daß Alles bewilligt werde, was die Regierung verlange. Es wäre ebenso gewiß geschehen ohne die Rede. Die fünf Führer, welche das Wort nahmen, lieferten zusammen noch keine Spalte zu der ganzen Wiedergabe der langen Sitzung. Es ist ja hergebracht und erklärlich, daß der deutsche Reichstag im Gegensatz zu den Parlamenten der ganzen übrigen Welt bei den Verhandlungen über auswärtige Politik nur die passive Assistenz prästiert. Aber es ist bezeichnend, daß auch in diesem Falle, wo nicht Entsagung zum Schweigen nötigte, sondern thatsächlich volle Übereinstimmung zu Grunde lag, die Form so dürftig ausfiel. Und dennoch war hier die Form immerhin noch ausgiebiger hervorgetreten, als jüngst in den beiden feierlichen Sitzungen, in denen der Thronwechsel auf der Tagesordnung stand. Da nahm beide Male, nachdem Fürst Bismarck gesprochen, kein Parteiführer auch nur zu kurzer Zustimmung das Wort. Lediglich der Präsident schloß sich mit dem schlechthin Unvermeidlichen an. Die ganze große, die Nation verkörpernde Versammlung blieb in diesen, Deutschland und die Welt so tief ergreifenden Stunden jeden Wiederklang an die weihevollen und wohldurchdachten Ansprachen des Kanzlers schuldig. Die Volksvertretung verschwand auch hier entsagend, nichts sagend vor dem leitenden Staatsmann. Er

allein, nicht sie, nicht einmal sie neben ihm, repräsentierte Deutschland vor sich selbst und vor der Welt.

Man wird sagen, das sei Alles nur Form. Aber wer behaupten wollte, daß Form etwas Gleichgültiges wäre, würde nur zeigen, daß er Welt und Menschen nicht kennt. Der Kanzler weiß ganz gut, was Formen bedeuten, und mit seiner überlegenen Geschicklichkeit weiß er auch hier sich seinen Teil reichlich zu wahren. So viel Form wie er, sollte zum mindesten der Reichstag auch haben, denn der Kanzler ist wirklich kein Pathetiker mit überflüssigen Floskeln, und eine Körperschaft von vierhundert Gewählten bedarf der zusammenfassenden plastischen Darstellungsmittel viel mehr, als der einzelne Mann. Auch finden, wo es gewünscht wird, um ihm Heerfolge zu leisten, die Führer der ihm ergebenen Parteien wahrlich die Hülle und Fülle pathetischer Reden in aller Breite.

Es war ein Bild der Nichtigkeit des deutschen Reichstages, wie diese Volksvertretung in dem Ausbruch der Klage um den soeben aus der Welt geschiedenen Kaiser, im Ausbruch wehmütiger Begrüßung des aus der Fremde herbeieilenden Nachfolgers nur die stumme Rolle übernahm, ganz wie es ein Bild dieser Nichtigkeit von seiner positiven Seite war, den Kanzler dastehen zu sehen, wie er, die Faust des ausgestreckten Armes auf den Griff des schweren Reitersäbels stützend, die Botschaft verlas. Ein Tauber hätte die ganze Situation am richtigsten verstanden, ohne von deren Korrektur, die in dem Text der Botschaft lag, abgelenkt zu werden.

Daß diese dankenswerte Botschaft auch eine Antwort in Form einer Adresse verdiene, mußte erst auf Anregung der kleinsten Partei zum Bewußtsein gebracht werden, nicht ohne auf bedeutendes Widerstreben zu stoßen. So mächtig wirkt in den Kartellparteien ihres Nichts durchbohrendes Gefühl.

Und schließlich wurde diese Adresse in der denkbar trockensten Weise auf dem Wege kanzleimäßiger Erledigung ohne Sang und Klang verfaßt und angenommen — ein Musterwerk des Dryasduststils in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Selbst in die rührendste Episode mischt sich ein Zug der Ironie. Wer kann dafür, daß ihm Gedanken kommen? Dem Reichstag ward als letztes heiliges Vermächtnis des ersten Kaisers das Aktenstück übergeben, das derselbe sterbend mit zitternder Hand unterschrieben hat. Fürst Bismarck schildert, selbst tief bewegt, wie der bis in den Tod pflichtgetreue Monarch abgelehnt habe, nur den ersten Buchstaben zu zeichnen, darauf bestand, seinen vollen Namen darunterzu setzen. Aber Niemand hat uns belehrt, warum um jeden Preis der Reichstag geschlossen werden mußte, noch ehe der zweite deutsche Kaiser in seiner Reichshauptstadt eintraf. Der Kanzler stellte sogar beiläufig die wunderliche Theorie auf, daß der Reichstag noch auf Grund einer von dem verstorbenen Kaiser unterzeichneten Vollmacht hätte gegeschlossen werden können, und etliche findige Staatsrechtsausleger sollen bereit gewesen sein, diese Auffassung zu bestätigen. Aber der Kanzler ließ Gnade für Recht ergehen und den Reichstag in Berlin. So wurde diesem zwar das sonderbare Los erspart, zu seinen Penaten heimgeschickt zu werden, dieweilen aus ganz Europa fremde Fürsten und die Abgeordneten fremder Korporationen an die Bahre des ersten Kaisers herbeiströmten, aber nicht wurde ihm das Los erspart, die würdige Stelle weder in den sich daranschließenden Verhandlungen, noch hinter der Bahre zu finden. Von anderem Mißgeschick zu schweigen gebietet die Scham. Ob all das in der ganzen Tragweite seiner jammervollen Bedeutung verstanden und gewürdigt wird, ist eine andere Frage. Manch einer klagt nicht, weil er nicht fühlt, und

weil er nicht fühlt, so geschieht ihm recht. Volenti non fit injuria.

Wer, vom Westen der Stadt kommend, sich nach dem Reichstag begiebt, schreitet, unmittelbar ehe er dessen Eingang erreicht, zwischen zwei Standbildern hindurch, die beide in derselben Tracht der Reitergenerale und genau so mit der Faust auf dem Säbel, wie sich jüngst in feierlicher Sitzung die heroische Gestalt des Kanzlers dem Gedächtnis einprägte, rechts und links der Straße emporragen. Wrangels und Graf Brandenburgs Denkmäler verewigen die Erinnerung an zwei tapfere Männer und an die wichtigsten Thaten, welche von ihnen die Geschichte berichtet, daß sie nämlich eine preußische Nationalvertretung mit der Gewalt der Waffen zum Schweigen gebracht haben.

Vielleicht, wenn nach Jahren das neue Reichstagsgebäude seine Bestimmung erfüllt, führt der Weg zu ihm an friedlicheren und freundlicheren Sinnbildern bürgerlicher Selbstbestimmung vorüber. Vielleicht auch wächst dann in den großartigen Räumen der Volksvertretung das Bewußtsein dessen, was sie sein könnte und sollte. Denn auch dies großartige, monumentale, mit Kunstwerken reich auszuschmückende Haus ist ja nur eine Form, aber der Gedanke, diese Form zu schaffen, entsprang gleichzeitig mit dem Gedanken an den deutschen Reichstag und ihm angepaßt, wie der Gedanke des Reichstags erstand gleichzeitig mit dem Gedanken an die Erneuerung des deutschen Kaisertums. Beide wurzeln innig verschlungen in demselben Gedanken eines einigen freien Vaterlandes, beide sollen ihrer Bestimmung gemäß wachsen und gedeihen in untrennbarer Achtung der eigenen und der wechselseitigen Rechte, so wie es die Botschaft Kaiser Friedrichs verkündet hat.

National.*)

„Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böses Unkraut ausgerauft."

*) Aus der „Nation" vom 22. September 1888.

I.

Wer sich bemüht, in das Wesen einer die Welt bebewegenden Idee einzudringen, wird meistens in Verlegenheit geraten, wie er seinen Gegenstand umgrenzen soll. Denn bei näherer Verfolgung führen die Spuren einer Idee historisch wie räumlich immer weiter und weiter seitwärts und rückwärts; und da wo auf den ersten Blick Anstoß zum Nachdenken über etwas neu Erstandenes gegeben zu sein schien, meldet sich alsbald von überall her das Alte, mit geschichtlichen Zeugnissen dagegen protestierend.

Was man heutigen Tags das Nationale nennt, ist wie geschaffen, solche Verlegenheit zu bereiten. Denn während Niemand in Abrede stellen wird, daß der Inbegriff der unter dieser Bezeichnung umlaufenden Vorstellungen eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat, als vor etlichen Jahrzehnten, ist dennoch nicht zu leugnen, daß vieles an der Sache so alt ist wie die Welt.

Umsomehr reizt es, die Linie zu finden, wo, trotz allem bereits längst und vielfältig Dagewesenen, das unbestreitbar Neue einsetzt. Und je mehr dies Neue die Menschheit fasziniert, eben schon damit den Beweis seiner Neuheit liefernd, destomehr fühlt man sich angespornt, dem Unterschied, der es von verwandtem Älteren trennt, nachzuspüren, damit zugleich dem berechtigten Zwecke gedient werde, Belehrung zu schöpfen über das Wichtigste, nämlich: ob und was an dem Neuen Gutes sei?

Schon über die Frage, was Nation sei, erheben sich die Zweifel in Scharen, sobald man dem Ding auf den Grund gehen will. Eine unabsehbare Litteratur hat sich seit lange damit beschäftigt, die Unterscheidungen zwischen Nation, Volk, Rasse, Stamm, Staat festzusetzen und je nach der Einteilung die Merkzeichen der Sache zu bestimmen. Natürlich kann von einer abschließenden Entscheidung keine Rede sein. Man weiß z. B., welche hervorragende Rolle die Sprachenfrage hierbei spielt. Aber so Gewichtiges auch beigebracht worden ist, sie für das Ausschlaggebende zu erklären, so fehlt es doch auch hier nicht an triftigen Einwendungen und gerade an Einwendungen solcher Art, die sich aus dem wechselseitigen Ringen der nationalen Kräfte selbst praktisch aufdrängen.

Was uns am meisten an der Sache interessiert, ist gerade das, was sie auch auf solche Höhe erhoben hat, nämlich das staatenbildende Recht, der staatenbildende Beruf des Nationalen. Hier setzt die Neuheit der Weltbewegung ein, hier sind die Grenzen zu suchen zwischen allen früheren Zeiten und der Gegenwart. Fragt man nur nach Behauptung oder Verteidigung volkstümlicher Eigenart, so öffnen sich bekanntlich die Pforten der Weltgeschichte rückwärts bis in die ältesten Überlieferungen. Griechen und Perser, Römer und Germanen, Numantia und Jerusalem mit ihren vielbesungenen Verzweiflungskämpfen treten in unseren Gesichtskreis. Aber der Gegensatz, um den gekämpft wird, ist hier immer nur der einfache von Unterjochung und Freiheit, Eroberung und Abwehr, Herrschaft und Sklaverei. Die intimeren Ursachen, eigene Religion, Sprache, scharf ausgeprägtes Wesen, aus denen im Laufe der Zeit die Bewußtheit des Nationalen und sein Recht auf besonders gestaltete Staatsindividualität sich aufgebaut hat, wirken nur stillschweigend oder doch nur

begleitend mit. Diese Bewußtheit der bestimmenden Elemente und des aus ihr abgeleiteten Rechtes ist es, welche die letzte Entwicklungsphase charakterisiert und das Nationale zum treibenden Prinzip der Gegenwart gemacht hat. Will man für sie historische, schon einigermaßen markierte Anfänge entdecken, so wird man am ersten versucht sein, an die tiefumgestaltende Auflehnung der deutschen Reformationsbewegung gegen das römische Pontifikat zu denken, welche zu dem mittelalterlichen Gebilde eines römischen Reichs deutscher Nation in so merkwürdigen Gegensatz trat. Aber auch hier laufen die Linien noch zu mannigfach verschlungen durcheinander, um unvermittelt an das Neueste anknüpfen zu können. Das sechszehnte, siebenzehnte und die längste Zeit des achtzehnten Jahrhunderts lagen noch zu fest in den Banden der aus dem Feudalwesen hervorgegangenen Kabinets- und Eroberungspolitik, um die menschliche Beschaffenheit der beherrschten Völker zum Worte kommen zu lassen. Gerade diese Zwischenzeit war besonders dazu angethan, die vorher aufgegangenen Regungen wieder zu verschütten und zu überwuchern.

Darum sind die wahren Anfänge der Erscheinung in ihrer gewaltigen Bedeutsamkeit erst in das Ende des vorigen Jahrhunderts zu verlegen. Ich will statt der endlosen Reihe von Symptomen und Autoritäten, die sich in einer breiteren Darstellung hierfür aufzählen ließen, mich nur auf die Aussage zweier Sachverständigen berufen, die nach ihrer Einsicht und Unbefangenheit, man könnte sagen, nach ihrer im besten Sinne naiven Wahrnehmungsfähigkeit als klassische Zeugen angenommen werden dürfen.

Der Eine ist der italienische Historiker Colletta, dessen Geschichte von Neapel die folgende denkwürdige Stelle enthält:

„Ein im Geiste der Nationen neues Wesen trat ans Licht im Jahre 1813 in Deutschland; in schwacher Weise

machte es sich wirksam im Jahre 1820 in Cadix, in Neapel, in Piemont; heute (1825 bis 1830 nämlich) rückt es vorwärts, stumm und nachdenklich. Ob es reifen, und ob es Glück machen, oder ob es vor der Zeit eines natürlichen Todes sterben wird, wie die neuesten Republiken, oder an Kriegen, wie die neuesten Könige, das sind die Zweifel, welche die Gegenwart aufwirft, welche die Zukunft lösen wird."*)

Die Worte haben, nach mehr als einem halben Jahrhundert wieder überdacht, etwas Ergreifendes. In der schlichten und doch feierlichen Sprache des Originals drückt sich der ganze Ernst der Ahnung eines geheimnisvollen und vielleicht zu riesengroßen Wirkungen berufenen Wesens aus, welches soeben erst am Horizont heraufsteigt. Dazu der sofort auf Deutschland und Piemont gerichtete Blick, welcher die Stellen herausfindet, von wo aus das neue Wesen mit der mächtigst umgestaltenden Kraft ins Völkerleben eingreifen wird.

Ich nehme die zweite Autorität aus unserer nächsten Nähe der Zeit und dem Raume nach. In seiner 1862 herausgegebenen Politik widmet Robert von Mohl eine besondere im Jahre 1861 verfaßte Abhandlung der „Nationalitätsfrage". Was dem italienischen Beobachter seiner Zeit zwar neu erschien, un essere nuovo, aber noch rätselhaft und seiner Lebensfähigkeit nach ungewiß, das zweifelt in seinem Bestand und seiner Macht drei Jahrzehnte später der deutsche Denker nicht mehr an. Aber neu, völlig neu in seiner Besonderheit erscheint es auch noch ihm. Es ist

*) Un essere nuovo nelle nazioni spuntò nel 1813 in Alemagna; debolmente operò nel 1820 in Cadice, in Napoli, nel Piemonte; oggi avanza muto e pensoso. Se diverrà maturo e se avrà fortune, o se morrà innanzi tempo di natural morbo come le recenti republiche, o di guerra come i re nuovi, sono le dubbiezze del presente, che gli avvenire chiariranno.

ausgewachsen, aber eben weil es, wie es dort heißt, reif geworden, stellt es sich ihm in seiner fertigen und jetzt erst voll in Gang kommenden Wirksamkeit, neu und nicht minder rätselhaft gegenüber.

Er bezeichnet die Frage über die Bedeutung und Berechtigung der Nationalität als einen neuen Vorwurf für die Wissenschaft und bittet deshalb um nachsichtige Aufnahme für den Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes „teils eben dieser Neuheit wegen, teils weil der Gegenstand ein ungewöhnlich verwickelter ist." Man sieht, der vortreffliche und ausgezeichnete Staatsrechtslehrer war vor fünfundzwanzig Jahren noch weit entfernt von der hohen Selbstgewißheit, aus welcher unsere nationalen Glaubensgerichte heute schöpfen, um über Leben und Tod zu verfügen im Größten wie im Kleinsten.

Bis vor wenigen Jahrzehnten, sagt Mohl, wurde die Stammeseigentümlichkeit einer Bevölkerung von der Staatskunst nur in sehr untergeordneter Weise beachtet und zwar in der Übung so gut wie in der Lehre. Dies hat sich denn nun mächtig geändert. Erwerbungen und Ländereinteilungen, welche zum Teil seit Jahrhunderten bestanden, werden jetzt angefochten, weil sie nicht übereinstimmen mit den Grenzen der Nationalitäten. Die Bildung eigener Staaten, lediglich auf Grund der Abstammung der Bevölkerung, wird verlangt, und zwar hier im Wege der Ausscheidung und Zertrümmerung eines größeren Ganzen, dort mittels Zusammenlegung bisher getrennter Bruchstücke.

Wenn Mohl, indem er das charakteristisch Neue dieses Phänomens also definiert, hinzufügt, dasselbe sei zuerst wohl in Beziehung auf das Schicksal von Polen in Wirksamkeit getreten, so erscheint mir das vollkommen zutreffend. Auch Gumplowicz spricht sich in seinem inhaltvollen Werk über

„Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Österreich-Ungarn“*) dahin aus. Später, fährt Mohl fort, seien die Forderungen und Abneigungen der Iren gefolgt und nicht weniger hätten die Forderungen der Magyaren und zuletzt die der Italiener die Welt in Bewegung gesetzt.

Wie er da diese Hauptausgangspunkte aufzählt, wird man unwillkürlich darauf aufmerksam gemacht, daß sich — von Irland abgesehen — allerseits die Pfeile auf Österreich richten. Polen, Magyaren, Italiener und was ist seitdem nicht dazu gekommen! Auch muß man zugeben, daß in diesem zum Tummel- und Kampfplatz der Nationalitätenfrage bestimmten Österreich die sonst erst der Neuzeit eigentümlichen Forderungen schon viel früher bald da, bald dort zum scharfen Ausdruck gekommen waren. So, um nur Einiges zu erwähnen, erinnert Gumplowicz an die Beschlüsse der ungarischen Landtage, die schon 1550 und 1569 dahingehen, daß der ungarische Thronfolger gehalten sein solle, die ungarische Sprache zu erlernen, und an einen Beschluß aus dem Jahre 1649, wonach zwei in deutscher Kleidung in der Versammlung erschienenen Edelleuten auferlegt ward, künftig die ungarische Nationaltracht anzulegen. Und von Böhmen berichtet uns unter anderen Hugo Schuchardt in seinen reichen linguistischen Betrachtungen über „Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches**), daß ein Prager Landtag im Jahre 1615 sogar zu verlangen beschloß, niemand, der nicht tschechisch verstünde, dürfe Einwohner des Landes werden! In dem Zusammentreffen des hussitischen Glaubensfanatismus mit einer besonderen Nationalität lag eben auch ein besonders heftiger Anstoß zur Erregung des Gärungsstoffes.

---

*) Innsbruck 1879.
**) Graz 1885.

Aber wie merkwürdig ist es doch, daß gerade dieses selbe Österreich, welches die Brutstätte der nationalen Lebensregung schon so lange Zeit gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben ist, andererseits dazu ausersehen scheint, auch die Verneinung derselben zu repräsentieren und praktisch durchzusetzen; wobei es denn die historische Nemesis befriedigen mag, daß lange Zeit die Hauptkunst der macchiavellistischen Wiener Kabinetspolitik selbst darin bestand, der einzelnen Nationalitätsbestrebungen Herr zu werden, indem sie eine Nationalität gegen die andere aufhetzte. Und vielleicht noch merkwürdiger dabei erscheint die Thatsache, daß in unseren Tagen die österreichische Politik letzter Hand zu dieser Verneinung besonders ausgerüstet, gestärkt, ja förmlich berufen wird von jener deutschen Politik, welche bei sich zu Hause das Nationale oder vielmehr das, was national zu nennen ihr gerade paßt, ausschließlich zum Schiboleth der politischen, ja sogar der sittlichen Strenggläubigkeit macht. Diese Ironie wird noch dadurch gesteigert, daß sonderbarerweise in Österreich selbst die deutschnationale, sich von Österreich hinweg und nach Deutschland hinübersehnende Partei gerade wieder diejenige Politik vergöttert, in deren Rechnung eingestandener- — und man darf hinzusetzen ganz wohlverstandenermaßen — genau das Gegenteil paßt, nämlich die Zurückweisung dieser Sehnsucht. Zur Rettung aus dieser krausen Verwirrung mögen die Beteiligten aber füglich den Erfahrungssatz anrufen, daß nirgends weniger mit der Konsequenz gerechnet wird als in der Politik. Hier noch mehr als in den „Himmelsfragen" gilt das Credo quia absurdum.

Eben in diesem Bündel von Inkonsequenzen birgt uns vielleicht eine wohlthätige Zukunft das Mittel zur Rettung aus den Verlegenheiten des Übermaßes von Konsequenz, durch welches das Nationalitätsprinzip, in seiner modernsten

mechanischen Auffassung bis ans Ende durchbuchstabiert, die Welt erst recht in den Sumpf der Absurdität hinein führen würde.

Ward doch der heute so breit und mächtig aufgerichtete deutsch-nationale Staat, welcher für sich und alle anderen Völker die Verkörperung dieser Idee und den schärfsten Ansporn zur Nacheiferung bietet, ins Leben gerufen mit der ausdrücklichen Verneinung des nationalen Prinzips in seinem elementarsten Wesen. Denn er setzte ein mit der Losreißung von den österreichischen Deutschen und mit ihrer Preisgebung. Und diese so krasse als notwendige Negierung des Nationalitätsprinzips hat sich im Laufe eines Jahrzehnts von einer Grundbedingung des neuen Deutschen Reichs zu einer organischen Grundlage des neuen europäischen Gleichgewichts emporgearbeitet.

II.

Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an wird die Bewegung so stark, daß sie nicht mehr schwer zu verfolgen ist. Ganz eigentümlich hat die französische Revolution in sie eingegriffen. Im Prinzip mußte sie ihr eigentlich abhold sein, denn ihr Ideal war nach der Überlieferung der Zeit das allgemein Menschliche, und es fehlt nicht an Verkündigungen und Staatsaktionen, welche diesem Ideal zu huldigen suchen. „Krieg den Königen, Freundschaft den Völkern." Aber einerseits führte die Konsequenz des menschlichen Selbstbestimmungsrechtes zur Schlußfolgerung auf das Recht der Staaten sich nach eigener Art zu bilden, während andererseits und noch viel wirksamer der Krieg es nahe legte, den

nationalen Drang zum Verbündeten zu machen, um Diversionen zu schaffen. Die Unterstützung der irischen Rebellion, sogar in wohl ausgerüsteten Expeditionen, wie die Einsetzung der vielnamigen italienischen Republiken sind schlagende Beispiele. Das mit der Besiegung der Koalition gesteigerte Selbstgefühl entflammte den nationalen Stolz der Franzosen und reizte die andern Völker zur Reaktion. Das Wort von der grande Nation stammt aus dieser Zeit.

Doch der wahrhaft ausschlaggebende Anstoß kam vom Kaiserreich. Der Versuch der absoluten Weltmonarchie war es, welcher den Geist der Nationalität in seiner heutigen Bedeutung gegen sich heraufbeschwor. Das ist der Sinn dessen, was Colletta ins Jahr 1813 verlegt.

Von nun an kommt es nicht mehr zur Ruhe. Aus der bloßen Auflehnung und Verteidigung entwickelt sich der Drang zur Staatenbildung auf nationaler Grundlage, bald zur Wiederherstellung alter, bald zur Aufrichtung neuer Staaten. Griechenland und Polen wurden die Herde, an denen sich das heilige Feuer der Begeisterung entzündete und über die ganze gebildete Welt hin die besten der Mitlebenden fortriß. Heute ist es in Deutschland Mode geworden, sich über jene Polenschwärmerei lustig zu machen, und jeder nationale Spießbürger fühlt sich einen großen Staatsmann, wenn er darin berühmten Mustern nachthut. Man braucht freilich dazu nicht viel, nur ein kurzes Gedächtnis, nämlich man muß vergessen, daß der nationale Drang, aus dem das Deutsche Reich erstanden ist, seine erste Nahrung und Erziehung aus dieser Begeisterung für Andere gesogen hat. So lange wirkte dieser ursprüngliche Anstoß weiter, daß, nachdem die am 5. März 1848 in Heidelberg versammelten einundfünfzig „deutschen Männer“ (sie waren wohl ebenso gut deutsch wie die branntweinsteuerbegeisterten Heidelberger neuesten Stils) eine deutsche Nationalversamm-

lung durchgesetzt hatten, das darauf berufene Vorparlament sich gedrungen fühlte, seinen „Abscheu über die Teilung Polens“ auszusprechen. Erklären und soweit auch rechtfertigen läßt sich ja der heutige Umschlag, wie Alles. Aber was in der hohen Staatskunst Benutzung der gemeinen Triebe der Andern ist (und das ist eins ihrer wirksamsten Geheimnisse), artet oft in diesen Andern bis zur Gemeinheit aus. Die Deutschen haben in den zwanziger und dreißiger Jahren unserer Zeitrechnung ihre polen- und griechenfreundlichen Fürsten und Gelehrten gehabt, wie andere Länder; ihre Dichter ersten Ranges haben Polen- und Griechenlieder gesungen; und wenn die Staatsraison gegen das Polentum innerhalb ihrer eigenen Grenzen, dem Gesetze der Selbsterhaltung gehorchend, unerbittlich sein muß, so kann jeder Tag Ereignisse bringen, welche sie bewegen dürften, die Sympathieen für das viel weniger legitimierte Griechentum draußen zu entfalten. Mehr noch wie als daß Etwas geschieht, charakterisiert den jeweiligen Geist eines Regimentes und seines Anhangs. Die Hundertmillionen-Anleihe zur Germanisierung polnischer Güter ist eine theoretisch und moralisch unanfechtbare, wenn auch praktisch höchst zweifelhafte Maßregel; die Ausweisungen dagegen waren in ihrer harten und grausamen Durchführung weder notwendig, noch gerecht, noch nützlich. Das Schlimmste jedoch war der rohe Übermut, mit dem ein scheinbar nationales Hochgefühl sich dabei über alle Bedenken des Anstands, des Rechts und der Humanität hinaus deklamierte. Es thut wohl, von der professoralen Brutalitätsbegeisterung neuesten Stils zu der ehrlichen Prosa jenes Robert von Mohl zurückzukehren, der wahrlich kein schwächlicher und kein unpraktischer, am allerwenigsten ein radikaler, aber allerdings noch ein humaner Gelehrter war. Mohl kann sich nicht zur Bewunderung aufschwingen für „den

Hohn, mit welchem der seiner eigenen Ansicht nach praktische Politiker es kindisch findet, aus weinerlichem und in die Wolken gehendem Rechtsgefühle das in Anderen zu achten," was er für sich selbst in Anspruch nimmt. Meint man nicht, der ehrwürdige Staatsrechtlehrer hätte die Reden aus der Polendebatte des Reichstages und das Gejohle der „nationalen" Presse vorausgehört?

Ein Hinweis auf die Entstehung des Deutschen Reichs hat gezeigt, wie wenig sich dasselbe auf das reine Nationalitätsprinzip berufen kann. Ein Blick auf seine Grenzen verstärkt diese Überzeugung. Nicht bloß mußte es die deutsche Nationalität nach der österreichischen Seite hin entzweireißen, es mußte auch polnische, dänische, französische Elemente nach Osten, Norden und Westen hin sich einverleiben und für unwiderruflich eingeschlossen erklären. Nicht einseitige nationale Naturtriebe (die beiden Worte entspringen derselben Wurzel), sondern das Bedürfnis, die eigene Nation staatlich angemessen zu gestalten, haben hier das letzte Wort gesprochen, und es verdient Anerkennung, wenn Fürst Bismarck bei verschiedenen Gelegenheiten sich dagegen verwahrt hat, daß er Elsaß-Lothringen zur Befriedigung romantischer Sehnsucht dem Reiche eingefügt hätte. Er hat sich auf die staatlichen Selbsterhaltungsbedingungen berufen und nicht geleugnet, was nicht zu leugnen ist, daß nämlich auch respektable Gefühle der Einverleibten verletzt werden mußten. Dura lex sed lex heißt es da. Es ist die alte „Staatsraison" in verjüngter Gestalt.

III.

Die Hauptsache ist die, daß mit der Nationalität allein praktische Politik sich überhaupt nicht treiben läßt.

Die Nationalität im heutigen Sinn ist ein staatenbildendes Prinzip, aber nur eins neben anderen, wenn auch ein in der neuesten Zeit vorzugsweise zum Durchbruch gekommenes. Alle, welche sich ernstlich mit der Sache beschäftigt haben, sind schließlich zu dieser Erkenntnis gekommen, ganz abgesehen noch von der Schwierigkeit, das Nationale erschöpfend zu definieren, eine Aufgabe, die bis jetzt nicht gelöst worden ist und nicht gelöst werden wird.

Die zwei mächtigsten Faktoren der Zeit bilden die Elemente, aus deren Mischung die gestaltende Macht der Nationalität hervorgegangen ist; Demokratie und Natursinn. Ihnen kam als Dritte im Bunde die moderne, raumverschlingende Technik zu Hilfe, welche den Staat zur großen Dimension hindrängt.

In der modernen deutschen Staatsentwicklung ist der Sinn des Nationalen sehr einfach und gar nicht mißzuverstehen. Die Geschichte lehrt es mit unverkennbarer Deutlichkeit. Was die Erhebung gegen Napoleon eingeleitet hatte, ward durch den Wiener Kongreß weiter entwickelt. Dieser weckte im Innern dieselbe Gegenströmung, welche die Eroberung von Außen her wachgerufen hatte. Was der eine rücksichtslos seinem großen Militärstaat unterworfen hatte, das zerstückelte und zertrat ebenso rücksichtslos der andere. National sein bedeutete von da an, das Werk des Wiener Kongresses zerstören. Im Jahre 1848 erlebte dieser sein Leipzig, im Jahre 1866 sein Waterloo. Damit war der dynastische Widerstand gegen die Herstellung eines deutschen Gesamtstaates gebrochen. Schon beim Ausbruch der Bewegung hatte Fichte in seinen „Reden" die Vielstaaterei für den wahren Sitz des Widerstandes gegen das Werden der Nation erklärt. In den Dynastieen hatte dieser Widerstand gesessen, im Volk nur, soweit es durch die alte Gewohnheit unpolitischen und knechtischen Daseins

sich mit ihnen verwachsen hatte, ein Zustand, der ja die Bildung des Reichs teilweise überdauert und uns verhindert hat, so wie Italien eine wirkliche Monarchie zu werden. Wenn bei uns im Gegensatz zu allen anderen modernen Großstaaten noch das Gespenst der Möglichkeit eines Rückfalls in die alte Zersplitterung auftauchen kann, so läßt dies Gespenst sich nur in der Gestalt des alten Wiener Kongresses denken, mit dem Gefolge des alten deutschen Bundestags und seiner großen und kleinen selbstherrlichen Dynastieen. Nur diese und ihr Anhang von orthodoxen, feudalen und spießbürgerlichen Hintersassen waren antinational, wurden deshalb auch überwunden und zur nationalen Einheit hingezwungen vom liberalen Geist, der sich gegen sie auflehnte.

Wenn wir deshalb sehen, daß heute gerade diese damals überwundenen Elemente im nationalen Mantel drapiert auftreten, so springt in die Augen, daß wir es nur mit einer Maskerade zu thun haben. Das nationale Ziel, die Unterwerfung der einzelnen Souveränetäten unter den Bundesstaat, ist erreicht, und wenn es — ganz unwahrscheinlicherweise — nicht unzerstörbar gesichert sein sollte, so würde die Gefahr ihm nur aus dem Geiste seiner alten Gegner, der Orthodoxie, des Feudalismus und des partikularistischen Pfahlbürgertums erstehen können. Das nationale Banner in der Hand der preußischen Ultras und der sächsischen Zünftler ist die Karrikatur dessen, was es einst bedeutet hat, und diese Karrikatur ist ganz einfach so zustande gekommen, daß die überwundenen Gegner sich das abgelegte Gewand des Siegers angeeignet und dasselbe nach ihrer Fasson gewendet, aufgefärbt und zurecht gestutzt haben, um als die lachenden Erben der nationalen Bewegung darin einherstolzieren zu können. Was und wer ihnen dabei alles geholfen, braucht nicht des Näheren geschildert zu

werden. Man kann nicht einmal sagen: is fecit cui prodest, denn die breite Masse des Bürgertums, die sich dazu gebrauchen läßt, wird schließlich am meisten dabei geprellt sein. Vor allem hilft die Zauberkraft, welche jede zur Herrschaft gekommene Formel über die Geister besitzt. Hat aber gar eine solche Zauberformel erst einmal auf Abwege geführt, so wächst ihre Macht in dem Maß, als sie sich von ihrem alten Sinn entfernt und widersinnig wird, weil, was an Inhalt fehlt, durch Heftigkeit ersetzt wird. Die hohlsten Eiferer sind allemal die fanatischsten. Gerade die alltäglichen Erscheinungen unseres deutschen Parteilebens liefern einen interessanten Beleg zu dieser Erfahrung.

An jenem Wendepunkt der Reichspolitik, als man anfing, das in Wahrheit zur Befriedigung gelangte Nationalitätsbedürfnis für andere Zwecke auszubeuten, um der natürlichen Fortentwicklung in freiheitlicher Richtung entgegenzutreten, begnügte man sich noch, ihm einen zwar neuen, fremdartigen, aber einen immerhin substantiellen Inhalt zu geben. „Der Schutz der nationalen Arbeit" war zwar ein Wechselbalg, welcher dem Programm des nationalen Staates untergeschoben ward, aber der Wechselbalg war doch wenigstens von Fleisch und Bein; und der fanatische Ingrimm, mit welchem der schutzzöllnerische Nationalismus seine Gegner verfolgte, entsprang aus gesundem Eigennutz, aus jener natürlichen Leidenschaft, welche die Hitze der Jagd nach wahren oder vermeintlichen Vorteilen entfesselt. Die Bewegung kam um so leichter in Fluß, als ihr der ganze Ideen-, Phrasen- und Wortschatz zu Gebote stand, den das für solche Übertreibungen so eminent begabte französische Ingenium ihr fix und fertig zur Verfügung stellen konnte. In diesem vorgeblich urdeutschen Aufschwung ist von A bis Z nichts original, alles elendes Plagiat. Geborgte Kleider und geborgte Worte von Anfang bis zu Ende.

Nachdem der ins Christlich-Germanische übertragene Travail-National seine Schuldigkeit gethan, an Stelle eines politischen Kulturinhaltes gemeinen Interessenstreit gesetzt und dabei die kulturfeindliche Richtung zur Herrschaft gebracht hatte, wurde das wunderthätige nationale Stichwort abermals zu neuer Verwendung frei. Und von diesem Erfolg aufgemuntert warf sich Alles darauf, was nur im Trüben der Ideenverwirrung zu fischen erwarten durfte. Das nächtlichste Gevögel, welches einst vor dem neuen Tag des Deutschen Reiches in dunkle Verstecke geflohen war, kam vertraulich heran und las die in der Luft herumfliegenden nationalen Federn zu seiner Ausschmückung zusammen. Warum sollte es nicht Jedem gelingen, mit dem nationalen Feldgeschrei gute Geschäfte zu machen, nachdem der Mann,*) welcher dereinst die Losung: „lieber französisch als preußisch!" ausgegeben, sich zum Spiritus familiaris der Reichsregierung und zum Führer des Reichstages im Kampf für den Schutz der nationalen Arbeit aufgeschwungen hatte?

Von nun an geht es unaufhaltsam weiter, und Herz, was begehrst du? Wenn nur das Wort „national" davorgesetzt wird, ist das Unwiderstehliche geschaffen, heiße es nun Angra Pequena, Branntweinsteuergeschenk oder Septennat.

Auf die Gesamtheit dieser Erscheinungen paßt genau, was ein scharfer Beobachter menschlicher Kollektivschwächen, Benjamin Constant, also ausdrückt: „So oft in der sozialen Ordnung ein Mißbrauch einreißt, nimmt er den Schein an, die Grundlage derselben zu bilden, denn weil er absonderlich und seiner Natur nach vereinzelt ist (hétérogène et seul de sa nature), so muß, damit er sich erhalte, alles Andere sich ihm unterordnen und um ihn gruppieren, so daß Alles auf ihm ruht."

*) Der württembergische Minister von Varnbühler.

Auch die einseitige Übertreibung und Ausbeutung der von Hause aus berechtigten Idee der nationalen Existenzform hat sich zu einem solchen Mißbrauch mit den hier beschriebenen Folgen ausgewachsen, und wohlverstanden, nicht bloß in Deutschland. Denke man nur z. B. an die Abgeschmacktheit der sentimentalen Russenschwärmerei, welche in Frankreich Mode geworden, seitdem die patriotische Liga um ein Liebesbündnis mit dem Zaren wirbt. Hundert Jahre lang hat Frankreich in heißer Liebe für Polen geschwärmt! All die achtzehn Jahre des orleanistischen Königtums hindurch war es heiliger Brauch, jede Adresse der Deputiertenkammer mit einem Protest gegen die russische Herrschaft über Polen zu schließen!

Aber die Karrikaturen sind das Schlimmste nicht. Sie sind nur Symptome des Übels, welches das Überhandnehmen einseitiger Richtung in sich birgt — „Paroxismus der Nationalitätenbewegung" nennt es der oben zitierte Gumplowicz, und die österreichische Litteratur ist natürlich mit am meisten von der Sache präokkupiert.*)

Der Nationalitätenkampf in seiner heutigen Bedeutung ist etwas Neues; die Grundanlagen, die Wahrnehmung und die Äußerung des Triebes sind alt. Wer z. B. das Buch in die Hand nehmen will, welches vor hundertundzwanzig Jahren der am meisten durch sein Werk über die Einsamkeit berühmt gewordene Joh. Georg Zimmermann über den „Nationalstolz" geschrieben hat, wird sich manchmal fragen, ob es nicht gestern verfaßt sei. Das Bedürfnis, sich mit dieser Erscheinung zu beschäftigen, war aber schon damals so groß, daß in kurzer Aufeinanderfolge vier Auflagen er-

*) Siehe u. a. auch „Die Nationalitätsidee und der Staat" von Alfred von Kremer (vormaliger österreichischer Handelsminister). Auch die des Tübinger Professors Fr. J. Neumann „Volk und Nation" liefert einen schätzenswerten Beitrag.

schienen, darunter bezeichnenderweise ein Nachdruck in der kaiserlichen Hofbuchdruckerei zu Wien.

Heute ruht die Gefahr, welche mit der Überwucherung einseitiger Staatstendenzen verbunden ist, vor allen Dingen darin, daß, dank dem demokratischen Grundzug der modernen Politik, die Verirrungen derselben sich in den Volkscharakter hineinsenken müssen. Ich glaube, es ist Friedrich der Große, der einmal schreibt, daß ehemals die Kriegführung viel weniger hart ins Volksleben eingegriffen habe, weil die Regenten mit ihren Söldnerheeren sich gewerbsmäßig um Landerwerb herumgeschlagen hätten, ohne daß die Massen davon zur Leidenschaft aufgeregt wurden. Las man das vor zwanzig Jahren, so kam man kaum auf den Gedanken, daß hier etwas Beklagenswertes angedeutet werden sollte. Beobachtet man aber den Gang der Dinge in den letzten Jahrzehnten, so kann man darüber nachdenklich werden.

Als die allgemeine Dienstpflicht nach preußischem Muster auf dem ganzen europäischen Festland in Zug kam, ward ihr unter anderen — unbestreitbaren — Vorzügen nachgerühmt, daß mit der eigenen körperlichen Teilnahme aller und insonderheit der behäbigen Klassen die allgemeine Kriegsgefahr notwendig abnehmen müsse, daß nur noch die notwendigsten und gerechtesten Kriege in Zukunft geführt werden würden. Es läßt sich wohl heute schon übersehen, daß dies eine falsche Schlußfolgerung war. Die Freude am Waffenhandwerk und an dessen blutiger Ausübung hat die sonst dem friedlichen Beruf Ergebenen ebenso und beinahe noch mehr erfaßt als die Soldaten von Fach, und der miles gloriosus würde heute nicht in Gestalt eines Landsknechtes, sondern etwa eines Gymnasiallehrers auf die Bühne zu bringen sein.

Auch mit diesem neuen Geist hängt es natürlich zu-

sammen, daß Europa ein von Waffen starrendes Kriegslager geworden ist und auf unabsehbare Zeit zu bleiben bestimmt scheint, ein Zustand, den selbst Moltke für sehr beklagenswert erklärt. Aber die wachsende Verfeindung der Nachbarn untereinander, der Geist des Hasses, die Abschließung und Verhetzung, die überall im Wachsen begriffen sind, ist das schlimmste dieser Übel. Denn es wirkt entsittlichend und verdummend. Haß und Borniertheit erzeugen einander wechselseitig in stetiger Progression. Der öffentliche Geist in Europa ist in dem letzten Jahrzehnt moralisch und intellektuell zurückgegangen, und niemals ist das Wort von der Allmächtigkeit des Niederträchtigen so oft zitiert worden wie in unseren Tagen. Diesen Rückgang bezeichnet allerdings ein berühmter Professor der Geschichte als den Gedanken einer aufstrebenden Zeit, für welchen dem Kaiser Friedrich wegen seines Stilllebens das Verständnis abgegangen sei; besonders deshalb, weil derselbe sich zornig abgewendet habe von den Manifestationen desjenigen bornierten Hasses, welcher, nicht zufrieden andere Nationen mit Schmähungen zu verfolgen, auch im Innern der Nationen selbst nach Spaltungen sucht, um Opfer für sein Wüten zu finden. Die Extreme berühren sich, und es ist leicht zu ermessen, wie aus der Übertreibung des Nationalgefühls, welches in Deutschland zusammenfassend wirken sollte und bei Gründung des Reichs zusammenfassend gewirkt hat, gerade wieder die Zersetzung hervorgehen könnte. So gut wie den Rassenhaß kann man auch den Stammeshaß wieder heraufrufen. Nachdem der Schutz der nationalen Arbeit nur von deutscher Arbeit gesprochen hatte, wurde alsbald wieder unterschieden zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, zwischen der Arbeit von Ackerbau und von Industrie, von Handwerk, von Industrie und von Handel, damit auch nach Innen allerwärts Eines dem Wüten des Andern ge-

opfert werden könnte. Haben doch sogar in den Einzelstaaten sich bereits die Forderungen geregt, die sächsische, die bayerische Arbeit vor der „fremden" zu bevorzugen. Gar nicht mehr soweit sind wir von der Auffassung entfernt, welche z. B. im Jahre 1834 bei Gründung der bayerischen Bank in der Münchener Ständekammer zum Ausdruck kam: „die bayerische Nationalehre verlange, daß kein Ausländer ins Direktorium kommen dürfte." *)

Zeitströmungen sind ihrer Natur nach einseitig und vorübergehend. Auch dieser „Paroxismus" wird vorübergehen. Die Frage ist nur, wieviel Unheil er vorher anrichten wird, nicht bloß in den äußeren Zuständen, sondern in der Geistesverfassung der Menschheit.

Was wir jetzt erleben, ist zum Teil ein Rückschlag gegen den gewaltigen Impuls, welchen die moderne Technik zum Ineinanderfließen aller irdischen Kräfte gegeben hat. Die Schranken nach Außen und nach Innen, welche ehemals die Völker untereinander und in sich selbst trennten, fallen vor der Allgewalt der neuen Mechanik, und was einst natürlicher Zustand war, wird Barbarei, wie Sklaverei, Lehnswesen und Adelsherrschaft es geworden sind. Aber das alte besiegte Element wehrt sich immer eine Zeit lang gegen das neue siegreich vordringende, und wenn es das Glück hat, seine anachronistischen Forderungen in mächtigen Persönlichkeiten zu verkörpern, so gewinnt es eine kurze Weile den Anschein, die Umkehr sei eine definitive. Die Figur des genialen Kaisers Julian kehrt des öftern in der Weltgeschichte wieder, wenigstens in einzelnen Zügen. Die Umkehr zum Welt-Schutzzollkrieg ist ein Rückschlag gegen die Erfindung der Eisenbahnen und des Telegraphen; aber Eisenbahn und Telegraph werden den Schutzzoll besiegen

*) Walther Lotz: Geschichte der deutschen Notenbanken.

und überleben. Nationalhaß und Rassenhaß sind ein Rückschlag gegen die Ausbreitung von Milde, Gerechtigkeit und Freiheit, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts vorbereitet und die Zivilisation des neunzehnten gereift hat. Auch sie werden siegreich den Rückschlag überwinden. Noch brauchen wir uns nicht der Anschauungen zu schämen, denen die größten Deutschen, Lessing und Goethe, huldigten. Auch sie standen allerdings in ihrer Zeit, und mit den Aufgaben der Zeit wechseln die Anschauungen und deren Berechtigung. Aber in der Anschauung so großer Geister ist ein Dauerndes, welches den Wechsel der jeweiligen Aufgaben und der aus ihnen erzeugten Impulse und Leidenschaften überlebt, und das gerade dann am meisten in Erinnerung gebracht und beherzigt zu werden verdient, wenn der Dünkel des Augenblicks sich dermaßen steigert, daß er seine Eingebungen für das Ewige hält.

Folgendes schrieb Goethe an Carlyle:*)

„Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkührlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehen. Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach

*) Briefwechsel, herausgegeben von Charles Eliot Norton, Cambridge, Amerika 1887.

und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig. Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei."

So geschrieben zu Weimar am 20. Juli 1827 — sei es heute den Enkeln als ein Gedenkblatt ins Stammbuch gelegt.

Die Reichsbank.*)

*) Aus der „Nation“ vom 11. Mai 1889.

Als vor fünfzehn Jahren die Deutsche Reichsbank ins Leben gerufen wurde, hatte die Gesetzgebung eine auf dem Reichsgebiet ganz neue Aufgabe zu lösen, und in die Durchführung derselben wurden einige selbst auf dem allgemeinen Gebiet des Zettelbankwesens überhaupt bis dahin nicht erprobte Formen eingefügt. Wie wohl auch dieselben vorgedacht und durchberaten sein mochten, der praktische Gesetzgeber mußte sich sagen, daß er es hier mit einem großartigen Versuch zu thun habe und daß erst die Zeit die letzte Antwort auf die Frage: ob er ihm gelungen sei, erteilen könne. Daher legte er sich selbst für die Geltung des Gesetzes eine Zeitbeschränkung auf. Nach Ablauf dieser Frist von fünfzehn Jahren, wenn sich gezeigt haben würde, wie die Arbeit sich bewährt hätte, sollte über die weitere Zukunft entschieden werden. Diese Probezeit ist um, und kaum dürfte ein verständiger und sachverständiger Mann diesseits oder jenseits unserer Grenzen seine Stimme erheben mit der Behauptung, daß das Werk seine Probe nicht bestanden habe. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß die kühnste Erwartung keinen besseren Erfolg hätte verlangen können. Wenn jemals das ausschlaggebende Wort „it works well“ auf ein Gesetz Anwendung finden durfte, so auf dieses. Gewichtige Klagen sind von keiner Seite erhoben worden; einzelne Beschwerden über Nebendinge, die von Zeit zu Zeit auftauchen, berühren nicht die Grundlinien der Gesetzgebung. Natürlich giebt es Leute, welche von An-

fang an widersprachen und noch heute nicht bekehrt sind; besonders diejenigen, welche verlangen, eine Reichsbank müsse allen denen Kredit geben, welche das Geborgte nicht zurückbezahlen können; oder die, welche meinen, Papier sei der Stein der Weisen, mit dem man so viel Geld machen könne, daß allen Schmerzen abgeholfen werde. Das ist eine bekannte stereotype Form des volkswirtschaftlichen Irrsinns, die Jahr aus Jahr ein mit Vorschlägen kommt, Assignate auf Grund aller vorhandenen und nicht vorhandenen Dinge, namentlich in Repräsentation von Grund und Boden auszugeben.

Ernsterer Natur dagegen ist ein oft gehörter Einwand, den ich selbst zu Zeiten in Erinnerung gebracht habe. Nämlich, daß die Feuerprobe einer großen Krise noch nicht über die Reichsbank hingegangen sei. Das ist gewiß richtig, denn als sie ins Leben trat, war die Überspannung des Unternehmungsgeistes, die auf die Kriegszeit folgte, bereits in starkem Maße zur Erschlaffung geworden.

Aber wenn man diesem Einwand sein Recht nicht bestreiten will, so darf dagegen eine andere Betrachtung wohl in die Wagschale gelegt werden. Es ist nämlich eine bemerkenswerte Thatsache, daß im Laufe von fünfzehn Jahren keinerlei heftige Krise eingetreten ist, ja auch nicht einmal etwas, was einer solchen ähnlich sähe. Das ist eine Seltenheit in der Geschichte der Krisen. Sollten wir hier nicht mit einer Erscheinung zu rechnen haben, die anderer als zufälliger Natur ist? Man wird wohl sagen dürfen, daß in ihr die Wirkung zweier Momente zusammengetroffen ist, eines besonderen und eines allgemeinen; das besondere darin bestehend, daß die Reichsbank ihrer Anlage gemäß und in Folge einer umsichtigen, dieser Grundanlage folgenden Leitung das Ihrige dazu beigetragen hat, den Gang des deutschen Geschäftes, so weit es von ihr abhing, in ruhigen,

vorsichtigen Bahnen zu halten; das allgemeine dahin zu bezeichnen, daß scharfe und tief störende Geldkrisen im verbesserten Weltverkehr überhaupt wahrscheinlich jetzt seltener auftreten als ehemals. Und von diesen beiden Momenten ist das letztere das wichtigere. Denn so viel steht fest, alle Vorsicht und Maßhaltung innerhalb der Grenzen auch eines großen Staates könnte denselben nicht vor der Mitleidenschaft retten, in welche ihn die im Ausland entfesselten starken Geschäftsstürme mit hineinreißen würden. Ja dieselbe Vervollkommnung des Zusammenhangs der Weltwirtschaft, der wir die verminderte Gefahr schwerer Krisen verdanken, bedingt auch umgekehrt die leichtere Verbreitung des Übels. Aber die gute Seite dieses Kulturfortschritts ist die stark überwiegende. Wie immer sind mit der Verbesserung menschlicher Einrichtungen etliche Gefahren auch hier verbunden, die aber hinter der Größe des Nutzens bedeutend zurücktreten. In unserer unmittelbaren Nähe, in Frankreich, sind während dieser fünfzehn Jahre zweimal starke Katastrophen ausgebrochen. Aber nicht nur haben ihre Wirbel nicht den deutschen Geldmarkt beträchtlich zu stören vermocht, sondern man kann umgekehrt behaupten, die Verkehrsleichtigkeit und Solidarität des Weltgeldmarktes hat große Dienste geleistet, um die akuten Wirkungen des Bontoux- und des Panama- und Kupferkrachs in Frankreich und für Frankreich selbst abzuschwächen.

Was sich hier im Weltverkehr des Geld- und Kapitalmarktes zeigt, beruht auf denselben Voraussetzungen, denen es zu verdanken ist, daß in zivilisierten Ländern von Hungersnot nicht mehr die Rede sein kann. Die Freiheit und Schnelligkeit der Bewegung und des Austausches, die telegraphische Ubiquität der geschäftlichen Thatkraft bewirkt, daß überall, wo ein Großfeuer ausbricht, die Löschmannschaft sofort zur Stelle ist. Das ist ein unberechenbarer

großer Segen des schnellbeweglichen Verkehrs unter den Nationen. Es läge nahe, von dieser Stelle aus einen Exkurs zu machen auf die Bemühungen, welche so emsig dahin gerichtet werden, diesem Segen als einem Fluch entgegenzuarbeiten. Auch dürfte daran erinnert werden, wie das leicht bewegliche Gold selbst einen Anteil an dieser Verbesserung hat. Doch das Alles würde diese Betrachtungen zu sehr in die Weite führen, und es genügt, den Gedanken angeregt zu haben, den Jeder, dem es nicht an gutem Willen fehlt, denn Wissen ist kaum dazu nötig, sich selbst weiter spinnen mag.

Eine Gefahr bleibt immer bestehen, die des Krieges. Zwar könnte man auch hier den Gedanken vertreten, daß ein Krieg, und sogar ein sehr unglücklicher Krieg, in die Geldverhältnisse eines großen soliden Staatsbankwesens, welches sich das Vertrauen des In- und Auslandes in langer Friedenszeit zu verschaffen gewußt hat, künftig nicht mehr so störend einzugreifen drohe, wie man das früher anzunehmen geneigt war. Die Erfahrungen, welche auf französischem Boden gemacht worden sind, verdienen jedenfalls nicht übersehen zu werden. Der Kredit der französischen Banknote ist trotz furchtbarer Schicksalsschläge, die das Land 1870 und 1871 getroffen haben, keinen Augenblick beträchtlich erschüttert gewesen. Und man darf wohl annehmen, daß die aus der Münz- und Bankreform und aus der allgemeinen wirtschaftlichen Hebung hervorgegangenen deutschen Zustände wenigstens annähernd das Recht geben zu dem Glauben, daß in schweren Zeiten ein ähnliches Selbstvertrauen des Landes zu seiner finanziellen Widerstandskraft sich bewähren würde, wie dies in Frankreich erlebt worden ist.

Mit all dem soll den Gefahren künftiger Geldkrisen, die aus wirtschaftlichen oder aus kriegerischen Katastrophen

entspringen könnten, keine optimistisch prophezeiende Verneinung entgegengestellt werden. Das wäre entschieden vermessen. Aber soviel darf immerhin aus obigen Betrachtungen gefolgert werden, daß der Einwand, die Erfahrung habe über die Widerstandsfähigkeit unserer jetzigen Bank- und Geldverfassung noch gar keine beruhigende Belehrung zu teil werden lassen, nur mit gewissen Einschränkungen zuzulassen ist.

Dem sei übrigens, wie ihm wolle: über das Mögliche hinaus ist Niemand verpflichtet. Was an Erfahrung einzuheimsen möglich war, ist eingethan worden, und aus dieser Erfahrung ist notorischer Weise gegen die praktische Wirksamkeit der im Jahre 1875 zum Gesetz erhobenen Bankverfassung keine beachtenswerte Klage von schwerem Belang erhoben worden. Wenigstens ist das nicht in solchem Maße verlautbart, daß man sich mit der Angabe eines offenkundigen Mißstandes zu befassen hätte. Weder die Geschäftswelt noch die fachwissenschaftliche Kritik hat dergleichen aufzuweisen. Was die letzten Jahre an litterarischen Besprechungen über diese Materie Namhaftes zu Tage gefördert haben, liefert, so weit es zu meiner Kenntnis gekommen, gegen die Wirksamkeit des Bankgesetzes doch höchstens solche Ausstellungen, denen, falls sie berechtigt sind, ohne fundamentale Änderung des Bestehenden abgeholfen werden könnte. Von den in der Anmerkung angeführten Abhandlungen*) zeigt sich die von Jacoby am wenigsten

*) Moritz Ströll. Über Gegenwart und Zukunft des deutschen Notenbankwesens, in dem Schmollerschen Jahrbuch. Zehnter Jahrgang, Heft 1.

S. Jacoby. Die deutsche Zettelbankreform im Jahre 1891. München 1887.

Dr. Walther Lotz. Geschichte und Kritik des deutschen Bankgesetzes. Leipzig 1888.

Vierteljahrschrift für Volkswirtschaft. Herausgegeben von K. Braun. 26. Jahrgang. I. Band. 2. Hälfte. S. 223. Eine sehr eingehende Besprechung des Werkes von Lotz.

mit dem bisherigen Zustand zufrieden, und doch könnten auch die von ihr verlangten praktischen Veränderungen herbeigeführt werden, ohne an die Grundlagen des Gesetzes zu rühren, einfach durch eine ihren Wünschen entsprechende Direktive in der Oberleitung. Dagegen ist es besonders erfreulich, zu konstatieren, daß ein so hervorragender Mann wie Professor Nasse sich in allen Hauptsachen mit den Ergebnissen dieser gesetzlichen Schöpfung einverstanden erklärt und für deren Aufrechterhaltung eintritt.

Man war darauf gefaßt, daß beim Herannahen des Zeitpunktes, in welchem das Gesetz der neuen Prüfung von Seiten der Regierung und des Reichstages zu unterziehen war, sich ein Orkan von Angriffen gegen dasselbe erheben würde, um eine grundstürzende Abänderung zu verlangen. Man ist so gewöhnt daran, daß seit dem Wendepunkt des Jahres 1879 alles bis dahin Geschaffene für schmähliche Verirrung ausgegeben wird, in welche, wie es heißt, auch „der leitende Staatsmann" wider besseres Wissen und Willen hineingezogen ward, daß nichts natürlicher erschien, als daß das Kriegsgeschrei „es muß alles runginiert werden" auch gegen das Bankgesetz erschallen würde. Und wirklich war in aller vorausgegangenen Zeit die nie versiegende Jammerklage über die stiefmütterliche Behandlung der Landwirtschaft auch auf diesem Gebiet oft genug in entrüsteten Anspielungen erhoben worden.

Aber in dem Maße als der entscheidende Augenblick heranrückte, hat sich das alles doch in viel bescheidenere Formen gekleidet, und die Summe der Neuerungen, die als

---

Deutsches Wochenblatt. 1. Jahrgang Nr. 38, und Dr. O. Arendt im 2. Jahrgang Nr. 12.

Erwin Nasse. Die Kündigung des Privilegiums der Reichsbank und der Privatnotenbanken, in den Preußischen Jahrbüchern Band 63, Heft 5.

Äußerstes verlangt werden, beschränkt sich auf einige, nicht undiskutable Punkte. Das ist der größte Triumph, den das alte Gesetz hoffen konnte. Jene Neuerungsvorschläge sind in den oben erwähnten Schriften zu finden.

Es soll dem Leserkreis dieser Wochenschrift nicht zugemutet werden, sich mit den technischen Einzelheiten bekannt zu machen, welche die einzelnen Verfasser ins Auge fassen, teils im Sinne der Verteidigung, teils im Sinne der Veränderung des Bestehenden. Selbst die interessanteste und ihrer Zeit am meisten umstrittene Bestimmung der sogenannten Noten-Kontingentierung hat an Wichtigkeit verloren, seitdem auf Grund der Erfahrung beinahe ausnahmslos zugegeben wird, daß sie sich wenigstens unschädlich erwiesen hat.

Das allgemein Verständliche, welches zugleich das Wichtigste ist, läßt sich auf zwei Fragen zurückführen, auf die Frage, ob die Reichsbank „verstaatlicht", d. h. aus einer Aktiengesellschaft in ein reines Staatsunternehmen umgewandelt werden soll, und auf die weitere Frage, ob die übrigen Privat- und Landesbanken, die noch bestehen, unterdrückt oder ebenfalls verlängert werden sollen.

Mir scheint, daß auch bei diesen zwei Fragen vor allem die Antwort berücksichtigt werden sollte, welche Zeit und praktische Erfahrung darauf erteilt haben. In zwei der erwähnten Abhandlungen und hier und da in der sachverständigen Tagespresse sind Stimmen laut geworden teils für Verstaatlichung, teils für Unterdrückung einiger oder sämtlicher andrer Banken; aber auch diese Forderungen haben sich nicht darauf stützen können, daß die Mißstände, über welche bisher Klagen laut geworden, in der bestehenden gesetzlichen Verfassung der Reichs- und Landesbanken wurzelten. Allen etwa gerechtfertigten Beschwerden könnte abgeholfen werden, ohne an jene Verfassung zu rühren,

und dieselben Beschwerden könnten auch nach einer im Sinne jener Kritik eingeführten Veränderung weiter vorkommen.

Wo solcher Weise die Erfahrung nicht nach Veränderung ruft, soll auch die Theorie nicht danach rufen. Denn natürlich ist jeder einzelne Satz der theoretischen Aussprüche in sich diskutabel. Für die wichtigste Frage, die der Verstaatlichung, hat sich sogar die Motivierung auf ein ganz enges und mit der Wirksamkeit des Instituts selbst gar nicht zusammenhängendes Terrain zurückziehen müssen. Die Befürworter der Verstaatlichung geben zu, daß alles, was Staatsaufsicht hier leisten kann, schon nach der jetzigen Verfassung geleistet wird, und sie müssen sich damit begnügen, den einzigen fiskalischen Gesichtspunkt herauszukehren, daß etliche Millionen, welche jetzt an Aktieninhaber verteilt werden, dem Reichsschatz zu gute kämen. Etliche Millionen sind gewiß nicht zu verachten, man kann dahingestellt lassen, ob weil oder obgleich mit den Millionen jetzt recht phantastisch im Reichshaushalt umgegangen wird. Aber wenn der Streit auf diese einzige Linie zurückgedrängt ist, dürfen die übrigen sachlichen Bedenken, welche für das Bestehende eintreten, um so eher Gehör verlangen. Es sind doch nicht so ganz haltlose Gründe, welche gegen die völlige Verstaatlichung vorgebracht werden, und sie sind wenigstens so respektabel wie die Motive der Verstaatlicher, welche ausnahmslos nicht aus besonderen, in der Sache liegenden Umständen, sondern aus allgemeiner staatssozialistischer Begeisterung heraus für die Neuerung eintreten, weil sie es für jede Ausdehnung der Staatsindustrie thun würden.

Ebenso verhält es sich mit der Frage nach der Lebensverlängerung der Privatbanken. Auch hier vermißt man offenkundig berechtigte Beschwerden gegen deren Walten; und wenn die Theorie sie verschlingen möchte, stellt sich

mindestens ebenso berechtigt das Bedenken ein, daß ein wenig Konkurrenz einer so mächtigen und machtliebenden Anstalt wie unserer Reichsbank gegenüber durchaus nicht vom Übel ist. Das so bescheiden „gemischte System" hat ohne Zweifel mehr genützt als geschadet.

Und so sollte man denken, daß, wie es bis jetzt auch auf dem Gebiet der Währung, welches ja viel mehr gefährdet war, gelungen ist, das bestehende Erprobte der ewig begehrlichen Experimentirlust zu entziehen, auch hier an der Lehre des gesunden Menschenverstandes festgehalten werde: was gut ist, gut zu lassen.

Die Anwendung dieses Grundsatzes würde natürlich nicht verhindern, auch bei Erneuerung der Privilegien neue Gegenleistungen zu bedingen. Hier sind selbstverständlich neue, den Umständen, namentlich auch dem niedriger gewordenen allgemeinen Zinsfuß angepaßte Vorschriften zu treffen, und wenn diese richtig gegriffen werden, so kann auch zum größeren Teil der fiskalische Vorteil erzielt werden, welcher mit der reinen Verstaatlichung zu teuer erkauft würde.

Der wunde Punkt.*)

*) Aus der „Nation" vom 14., 21., 28. September 1889.

I.

Eine neue englische Monatsschrift The New Review brachte kürzlich eine Abhandlung über die achtstündige Arbeitszeit aus der Feder des Parlamentsmitgliedes Charles Bradlaugh. Die periodischen Sammelschriften, besonders die monatlichen, haben in England seit Jahren sich die erste Stelle auf dem Gebiet der Publizistik erobert. Sie haben nicht nur den Einfluß der Tagespresse, sondern auch der Wochenschriften erheblich abgeschwächt, und man begegnet nicht selten der Behauptung, daß sie mit ihrem Ansehen und ihrer Wirkung sogar den parlamentarischen Verhandlungen den Rang streitig machen. Für die Läuterung der öffentlichen Meinung wäre das entschieden ein Gewinn, und ehrenvoll wäre es für denjenigen Teil des Publikums, welcher seine Belehrung auf den Pfaden dieser ruhigen und verfeinerten Betrachtungen suchte.

Bradlaugh ist der Vertreter der politisch radikalen Arbeiterpartei. Das steht jedoch nicht seiner Mitwirkung an einem litterarischen Organ im Wege, in welchem Coleridge, Lord-Oberrichter von England und mehrere Mitglieder der hohen Aristokratie als seine Kollegen figurieren. In einer folgenden Nummer derselben Zeitschrift hat die Antwort, welche der sozialdemokratische Führer Hyndmann auf jenen Artikel schrieb, gleichmäßig ihren Platz gefunden.

Dies nur beiläufig zur Vergleichung mit unseren deutschen öffentlichen Sitten.

Der Gegensatz, welcher in der Hauptsache für uns in Betracht kommt, ist viel tieferer Art. Er liegt in der grundsätzlichen Stellung, welche der Verfasser zu seiner Aufgabe nimmt. Hier steht, um es kurz zu sagen, unserer neudeutschen ungesunden Richtung die alte gesunde angelsächsische gegenüber. Bradlaugh ist zwar kein Sozialist*), aber er würde in Deutschland doch als solcher behandelt und zu den Reichsfeinden erster Klasse gezählt werden. Er vertritt die Arbeiter mit der Tendenz, daß dieselben sich einen größeren Anteil an den Gütern dieses Lebens erobern wollen und sollen, daß sie durch die gegenwärtige Verteilung des Einkommens unberechtigterweise benachteiligt seien.

Auch die Beschränkung der Arbeitszeit auf das Maximum von acht Stunden täglich gilt ihm für die erstrebenswerte Regel. Aber er weist die Dazwischenkunft des Staatsmacht und der Gesetzgebung behufs der Erreichung dieses Zweckes entschieden zurück und will die Besserung nur durch die eigene Kraft der Arbeiter durchsetzen.

Beschränkte sich der Gegensatz auf das Verschiedene in den Grundzügen des Verhaltens hier und dort, befände sich der englische Führer nur im vollständigen Gegensatz zu seinen deutschen Kollegen, so wäre das zwar an sich schon bedeutungsvoll genug, aber zum Verwundern wäre es nicht. Denn unsere deutsche Arbeiterwelt hat ihre Ansichten ursprünglich aus der Hand von etlichen studierten Leuten em-

---

* Bradlaugh war der Abgeordnete, welcher, 1880 für Northampton gewählt, statt des Eides unter Anrufung Gottes nur eine Beteuerung abgeben wollte und darauf wegen Atheismus vom Parlament ausgeschlossen werden sollte. Er wurde eines der angesehensten Mitglieder der radikalen Partei. Geboren 1833 in dürftigen Verhältnissen, hatte er ein Leben von Kämpfen und Entbehrungen hinter sich, aus denen er, dank seiner Zähigkeit und Thatkraft, immer zuletzt siegreich hervorging. Er starb am 30. Januar 1891.

pfangen, welche bei den französischen Sozialisten der letzten hundert Jahre in die Schule gegangen waren, und nach dieser Schule ist die menschliche Gesellschaft von Grund aus ein Produkt des Staates, alles Gute und Gedeihliche muß von der Gesamtheit dem Einzelnen aufgezwungen und von ihm erzwungen werden. Aber auch unsere gelehrten und gebildeten Mittelklassen im Großen, welche seit hundert Jahren ihre wirtschaftliche Richtung mehr aus England als aus Frankreich geholt hatten und dieselbe dem deutschen Geist als natürlich verwandt erklärten, haben neuerer Zeit, im Gegensatz zu den gleichen Klassen aller anderen Länder, sich dem Glauben an die Mechanisierung der Gesellschaft durch den Staat hingegeben. Der Grundsatz der individuellen Selbsthilfe ist förmlich bei uns in Verruf gekommen. Nur Gesetz und Regierung sollen überall und Jedem helfen. Das ist die von oben ausgegebene, von unten dankbar aufgenommene Losung. Der Mensch hat seine Kraft nicht mehr in sich zu suchen, sondern nur von außen zu empfangen.

Es gilt für unumstößliche Wahrheit, daß auf dem Gebiet der Arbeit und des Erwerbes dem Schwachen nicht geholfen werden könne, wenn nicht der Starke schwächer gemacht werde, wozu nur die Staatsmacht die Kraft und Geschicklichkeit besitze.

Alle wenden sich daher in den beweglichsten Worten an den Schwachen, um ihm recht begreiflich zu machen, wie schwach und hilfsbedürftig, wie er verloren sei, wenn ihm nicht die Gewalt zu Hilfe käme, und lehren ihn, den ihm an Kraft Überlegenen als seinen Feind hassen, mit Ausnahme immer des einen allgerechten und allmächtigen Staates, d. h. der Leute, welche im Besitz der höchsten Stellen sind. Damit wird überhaupt die individuelle Kraft als ein staats- und gesellschaftsfeindliches Prinzip erklärt,

die Schwäche als die wahre Gesundheit; die Kraft wird bestraft, die Schwäche belohnt.

Ganz anders lautet die Sprache des englischen Vertreters der Arbeiter. Dieser beginnt seine Auseinandersetzung mit folgender Erklärung:

„Es handelt sich hier darum, Stellung zu nehmen in der Frage, ob die achtstündige Tagesbeschäftigung für das ganze Königreich und für sämtliche Gewerbe gesetzlich vorgeschrieben werden soll. Dieser Bewegung, sofern es sich dabei um Erwachsene, einerlei ob Männer oder Frauen, handelt, widersetze ich mich aufs allerentschiedenste, aus folgenden Gründen: Erstens, weil es nicht die Aufgabe des Parlaments sein sollte, die Zahl der Stunden zu bestimmen, während welcher ein Erwachsener zu arbeiten hat. Es macht sich eine im Wachsen begriffene Tendenz von sehr gefährlichem Charakter geltend, deren Ausfluß diese Achtstundenbewegung ist. Sie lehrt den Blick auf die Gesetzgebung oder die Regierung richten, um Abhilfe für alle Übel zu schaffen, die, welcher Art immer, im Kampf ums Dasein auftauchen. Zweitens, weil eine möglichst kurze Arbeitszeit in jedem Gewerbe, wenn schon erstrebenswert und für den Arbeiter eine Wohlthat, doch Gegenstand besonderer Verhandlung und Vereinbarung in jeder Industrie sein und nach gegenseitiger Auseinandersetzung und Abmachung zwischen den Arbeitgebern und den organisierten Arbeitern festgesetzt werden sollte."

Zur Kennzeichnung des ganzen Gedankenganges genügen diese beiden ersten Sätze. In Deutschland rühmt sich die sogenannte Arbeiterfreundlichkeit — schon dem ruhmredigen Namen nach ein affektiertes Wesen gleich dem bekannten „Herz für das Handwerk" — genau des entgegengesetzten Prinzips. Bürgertum wie Aristokratie und

auch ein Teil der Demokratie würden den Mann für einen Volksfeind erklären, welcher, um seinen Genossen zur Kräftigung zu verhelfen, nur Eins verlangt, nämlich, daß sie innerhalb der Grenzen des bürgerlichen Rechtes sich frei bewegen, zusammenschließen und verabreden dürfen. Ein Satz, zu dem sich auch in Deutschland die offenen Gegner des Staatssozialismus durchaus bekennen. Und zwar nicht allein, weil sie in dieser Freiheit eines der besten Mittel zur Kräftigung eines besonderen Arbeiterstandes sehen, sondern weil in diesem Recht der allgemeine Grundsatz einer möglichst großen Freiheit für Alle in Leben und Weben zur Anwendung kommt und die mechanisierende, abstumpfende Methode der Zwangswirtschaft bekämpft wird. Sie nehmen überhaupt ihren Ausgangspunkt nicht von der Einteilung der Staatsangehörigen in besondere Stände, verschmähen deshalb auch jene grotesken Versuche, die neuerdings unter dem tönenden Namen der „Hebung" bald dieses, bald jenes Standes in Mode gekommen sind, um die Angehörigen eines Berufs mehr durch Ansprüche, die sie an die Gesellschaft, als durch solche, die sie an sich machen, zu höheren Leistungen zu befähigen. In der Anerkennung eines Arbeiterstandes mit besonderen Rechten liegt für den Arbeiter die Gefahr, daß aus dem Privileg eine Unterordnung werde. Marx und Lassalle als aristokratisierende Demagogen haben dieser Standesbetonung bedurft, um sich des Arbeiters für ihre Herrschsucht zu bedienen, und die Sozialpolitik des Deutschen Reiches hat dieselbe Kastenbildung dahin verwertet, dem Arbeiter das Recht der Selbstverantwortung zu nehmen und ihn in ihre gesetzlichen Zwangsvorrichtungen zu sperren. Wie undurchführbar der Anspruch von Hause aus ist, wird schon dadurch ersichtlich, daß die Definition des Arbeiters zu guterletzt nur in der Grenze eines gewissen Einkommens (von zweitausend Mark oder weniger) gefunden werden

konnte. Aus dem Stand der Arbeiter ist ein Stand der Unbemittelten geworden.

Die Summe der Übel, zu denen auf diesem Wege der Keim in die Gesetzgebung gelegt ist, erschöpft sich nicht, wie man gemeinhin annimmt, in der Gefahr, daß dieselbe immer mehr sozialistischen Versuchen überliefert wird. So schädlich solche Experimente ausfallen mögen, es giebt doch etwas noch viel Schlimmeres. Nämlich die Entartung des Volksnaturells, ich sage nicht des Volkscharakters, um den moralisierenden Beigeschmack zu vermeiden, der mit dem Wort verbunden werden könnte.

Wer da meint, der Staat mache sich seine Menschen, hat allerdings nichts der Art zu befürchten. Eine möglichst starke Regierung wird nach solcher Meinung auch immer stärkere Menschen machen. Wer aber der Ansicht ist, daß die Menschen den Staat machen, wird natürlich auch zu der entgegengesetzten Schlußfolgerung gelangen. Im Grunde sitzt hier das ganze Problem: Genügt die Form, um sich das Material zu schaffen, das sich in ihr bewegt, oder bildet sich diese Gesamtform aus dem Material und nach dessen Anlagen heraus? Man sollte denken, die Frage stellen hieße sie beantworten. Dennoch hat bei uns die frühere individualistische Auffassung im Laufe weniger Jahre in die jetzige staatsvergötternde und menschenverachtende umschlagen können. Ich sage bei uns, obwohl der Vorgang sich in der ganzen Welt in verschiedenen Abstufungen wiederholt. In den oben erwähnten paar Sätzen des englischen Proletariatsvertreters ist ja selbst die Anspielung darauf enthalten, daß ähnliche Ideen bedenklichen Umfang in seinem Lande angenommen haben; und wir wüßten das, auch wenn er es nicht sagte. England kontinentalisiert und demokratisiert sich nach vielen Seiten hin, aber glücklicherweise für die Nation hat eine lange Vorgeschichte doch eben

dem Volksnaturell Zeit gegönnt, genug Festigkeit anzusetzen, um den Versuchungen der so leicht von Frankreich nach Deutschland übertragenen Schablonisierung auf angelsächsischem Boden einen spröden und nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen. In England treibt die Besorgnis vor dem Wachstum der demokratisch-sozialistischen Keime manchen auserlesenen Geist in die Flucht zur Staatsallmacht — gewissermaßen nach homöopathischer Methode Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen. Da das Anschwellen der unteren Mächte unwiderstehlich erscheint, sollen sie auf den Wegen ihrer eigenen Logik in den Bann einer höheren Macht zurückgeführt werden.

Das soziale Königtum, wie es uns neuerer Zeit im Prophetenton gepriesen wird, hatte eigentlich seinen finsteren Enthusiasten schon vor einem halben Jahrhundert in Thomas Carlyle gefunden, der in der That auch mit der Stimme und Haltung eines Sehers und gottgesandten Strafpredigers daher schritt. Aber selbst ein weicherer humanisierender Mann der neuesten Zeit, der kürzlich verstorbene Matthew Arnold, ein viel gelesener und bewunderter Moralist und Dichter, fühlt sich zu Idealen hingezogen, welche dem Geiste des deutschen sozialaristokratischen Ideenkreises verwandt sind.*) Arnold ist aber so wenig wie Carlyle der Repräsentant weitverbreiteter Denkart. Beide sind Originale mit einem ausgesprochenen Geschmack fürs Absonderliche. Arnold glaubt, um das charakteristische Wort wiederzugeben, daß der Mensch im Staat, in der Gesamtheit sein „besseres Selbst“ mit der höchsten Autorität bekleidet wiederfinde; er meint, die persönliche Freiheit führe zur Anarchie und beruft sich auf den alten logischen Kniff, daß die Freiheit sich nur negativ definieren lasse (eben just wie die Gesund-

*) Matthew Arnold, Culture and Anarchy, an essay in political and social criticism.

heit!); ja er nähert sich dem deutschen Ideal so sehr, daß er Englands Abneigung gegen den Zwang zum Kriegsdienst verurteilt, im Kriegsdienst den Inbegriff aller Tugenden erblickt und das Wort Michelets zitiert: die Franzosen seien ein Volk von durch die Konskription zivilisierten Barbaren. Dagegen hat noch 1889 das Haupt der damaligen Regierung, Lord Salisbury, die Äußerung gethan, daß er die Einführung des allgemeinen Kriegsdienstes als einen Fluch für das Land ansehen würde.

In dieser unvollkommenen Welt ist eben Alles nur relativ, und wer mitten in den Thatsachen der einen Lebensform sitzt, wünscht, leidet, hofft und fürchtet, baut sich in Gedanken sein Haus nach einem anderen, ihm fernliegenden Muster. Carlyle und Arnold hätten es ohne Zweifel in Deutschland nicht ausgehalten, wenn sie mit den väterlichen Autoritäten und dem besseren Selbst, denen Deutschland gehorcht, in persönlichen Erfahrungen zusammengestoßen wären. Gäbe es etwas absolut Richtiges, so gäbe es überhaupt keinen Streit in der Welt.

England und selbst die große amerikanische Republik entziehen sich nicht den logischen Verführungskünsten, welche die Brücken zwischen der Demokratie und dem Sozialismus schlagen. Aber der erstarkte Volkscharakter macht die Versuchung in der Praxis viel ungefährlicher. Bradlaugh berichtet, daß im Staate New-York schon seit dem Jahre 1870 eine Achtstundenbill angenommen ward, und daß die Anfänge der Bewegung noch weiter zurückliegen, da schon so früh wie 1868 die nordamerikanische Bundesgesetzgebung selbst für alle Regierungsarbeiten den Grundsatz der Beschränkung auf acht Stunden annahm. Das Gesetz des Staates New-York ging noch weiter, indem es einen Zwang auf die Regelung der Privatarbeiten auszuüben unternahm, allein doch nur mit einer Zurückhaltung, welche Mangel an

Vertrauen in die Richtigkeit des Zwanges durchblicken läßt. Es heißt da: acht Stunden sollen den gesetzlichen Arbeitstag ausmachen (eight hours shall constitute a legal day's work) für alle Klassen von Mechanikern, Handarbeitern und Tagelöhnern, mit Ausnahme der in der Landwirtschaft und Hausdienst beschäftigten; aber Überzeit gegen außerordentliches Entgelt nach Vereinbarung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter soll gestattet sein. Eine Strafe ist an die Übertretung nur in dem Fall geknüpft, wo eine Regierung oder Munizipalität sich von der Vorschrift entfernt. So war das Gesetz von vornherein ein sogenanntes unperfektes, und in der That scheint es auch gar nicht praktisch zur Geltung gekommen zu sein.

In den Vereinigten Staaten ist nach dem ersten Anlauf eine Verlangsamung eingetreten, und wenn es in längeren Zwischenräumen auch nicht an einzelnen Ausbrüchen gefehlt hat, manchmal recht gewaltigen, so kann man doch ruhig behaupten, daß der öffentliche Geist sich eher von dieser Richtung wieder abwendet als in ihr weiter entwickelt. Auch ist es eine bekannte Thatsache, daß in Amerika die sozialistische Bewegung unter den Arbeitern hauptsächlich durch zugewanderte deutsche Apostel versorgt wird. Der deutsche Geist ist der führende in der staatssozialistischen Richtung für die ganze Welt, für beide Hemisphären geworden, nicht etwa wie auf den anderen Gebieten, des Militarismus, Protektionismus und Nationalismus, weil das offizielle Deutschland mit seiner Macht und seinem Beispiel jetzt tonangebend dasteht, sondern weil natürlich und geschichtlich ausgebildete Anlagen den deutschen Geist mit den zur Ausbrütung sozialistischer Theorieen geeigneten Vorzügen und Fehlern ganz besonders ausgestattet haben. Wie könnte ein von deutschen Arbeitern in den Reichstag zur Vertretung ihrer Angelegenheiten entsendeter Führer

daran denken, sich eine Sprache zu erlauben, gleich der, mit welcher Bradlaugh seinen erwähnten Artikel schließt:

„Von dem Glauben ausgehend, daß jeder etwaige Versuch des Parlaments, die Arbeitsstunden vorzuschreiben, auf alle Zeiten für die besten Interessen der Arbeiter verhängnisvoll werden würde; befürchtend, daß viele Arbeiter nur zu leicht bereit sind, sich von zwar überzeugten aber unpraktischen Enthusiasten und von unruhigen Ausbeutern sozialer Beschwerden verleiten zu lassen; und gewahrend, daß bei einigen Wahlkämpfen jüngster Zeit Kandidaten versprochen haben, für Maßregeln zu stimmen, welche alle freisinnigen Überlieferungen auf den Kopf stellen, werde ich meine Stimme und Abstimmung im Parlament dahin richten, zu verhindern, daß dem Geist des Selbstvertrauens, welcher die Masse unserer Bevölkerung zu einer den meisten europäischen Nationen überlegenen macht, in irgend einer Weise untergraben werde."

Eine solche Sprache wäre in Deutschland nicht bloß undenkbar aus dem Grunde, weil die Arbeiter von sozialistischen Ideen beherrscht werden, sondern weil die Mehrheit der Gebildeten und Besitzenden dem Verständnis solcher Sprache entfremdet worden ist. Alle geistigen Bewegungen gehen von oben nach unten, und diese Wahrheit leidet auch in unserer demokratischen Zeit keinen Abbruch. Es sind immer die von der Last des Lebens freien Köpfe, welche die neuen Gedanken zuerst aus sich erzeugen, fortbilden und in unsichtbaren Samenverwehungen umherstreuen. Die Macht, welche der Staatssozialismus über Deutschland erlangt hat, ist von Leuten der geistigen Aristokratie der Nation ausgegangen. Er hat seine Keime nicht bloß durch aristokratisch fühlende Demagogen wie Marx und Lassalle in die Köpfe der Massen gepflanzt, sondern auch durch die Träger höherer und höchster Bildung, allerdings solcher, welche,

unbeteiligt an der werbenden Arbeit der Gesellschaft, vom Katheder oder vom grünen Tisch herab mit Hochmut und Gleichmut an ihr herum zu meistern und zu experimentieren sich berufen glauben. Die jüngst bei dem Tode des sog. Kreuzzeitungs-Wagener, eines keineswegs unbedeutenden Kopfes, wieder ans Licht gezogenen Spuren seiner sozialistischen Einwirkungen auf den Lenker der deutschen Geschicke haben deutlich gezeigt, wie nach zwei Jahrzehnten in der neuesten Sozialgesetzgebung jener Same aufgegangen ist.

II.

Keiner Bewegung wird es leichter, von oben nach unten durchzudringen, als einer, die sich anheischig macht, das Los der Massen zu verbessern; und nichts ist bezeichnender für das Wesen der gegenwärtigen inneren Politik des Reichs, als das Leitmotiv: sich der sozialistischen Bewegung zu bemächtigen, indem man auf ihren Ideengang einlenkt, zugleich aber mit eisernen Schranken der äußeren Gewalt ihr die Grenze zieht, wie weit sie sich ins Leben hereinwagen dürfe. Verglichen zu diesem Experiment war der Kampf gegen das Papsttum noch ein schüchternes Wagestück. Denn als Fürst Bismarck diesen Kampf begann, ergriff er die Fahne der Eiferer, die dem Geist des Ultramontanismus selbst mit Gewalt zu Leibe zu gehen gemeint waren, nicht ohne eigenes Mitempfinden, so weit bei ihm von einem Mitspielen der Empfindung bei Handhabung der Staatsraison die Rede sein kann. Es war daher auch nur ganz konsequent, daß er von dem Moment an, da er zu dem Entschluß kam, diesen Kampf aufzugeben, denselben Gegnern des Papsttums das Bündnis kündigte, nicht die

Freundschaft, denn bei ihrer Gelehrigkeit hatte er das nicht nötig. Mit dem Schiedsspruch in der Karolinenfrage präludierend, wurde allmählich solche Geschmeidigkeit in der Anerkennung des heiligen Stuhles entwickelt, daß der Inhaber desselben im Jahre 1887 aufgeboten werden konnte, seinen züchtigenden Arm über jene Gläubigen auszustrecken, welche sich nicht zu dem Glauben auch an das Heilsmittel des Militärseptennats werkthätig bekennen wollten.

Unverwöhnt, wie wir sind, durften wir schon einige Genugthuung empfinden bei der Wahrnehmung, daß hier wenigstens die Logik einen Sieg erfocht. Es wurde doch ganz verbrannt, was vorher ganz angebetet, und ganz angebetet, was ganz verbrannt worden war. Aus einigen Reden, welche der Kanzler im preußischen Herrenhause hielt, bleibt dem Leser der Eindruck, daß demselben der ganze Kulturkampf nachträglich wie eine Donquixoterie erschien, die ihm durch untergeordnete Menschen aufgedrängt worden war.

Die entlassenen Verbündeten hatten zwar für diese Umkehr nicht dieselben Begeisterungsstürme zu ihrer Verfügung, wie einst für das „Nach Canossa gehen wir nicht"; es ist keine Standsäule im Teutoburger Wald zum ewigen Andenken an den Schiedsspruch in der Karolinenfrage errichtet worden, aber so mancher, der einst den „Kampf gegen Rom" für die höchste Ehre und Aufgabe des größten Mannes erklärt hatte, gab sich doch, von Grund aus bekehrt, der stillen Bewunderung hin über die Weisheit einer Staatskunst, die zu rechter Zeit immer den rechten Weg zu finden weiß. Und wo ein Weg ist, findet sich auch ein Wort, könnte man mit Variierung des bekannten Spruches sagen, und wo sich ein Wort findet, finden sich auch Nachbeter.

Ganz anders liegen die Sachen bei der Sozialpolitik.

Hier stoßen wir überall auf den Gegensatz zu Allem, was für Logik oder Konsequenz ausgegeben werden könnte. Wenn bei der Umkehr im Kulturkampf nicht nur die Logik, sondern noch ein Besseres zum Durchbruch kam, nämlich das Geständnis, daß mit äußeren Gewaltmitteln moralischen Mächten auf die Länge nicht beizukommen ist, so wird im Kampf gegen die sozialdemokratischen Bestrebungen mit der einen Hand das sozialistische Programm in den Himmel erhoben und mit der anderen gegen seine Anhänger das Schwert gezückt. Auch hier handelt es sich um einen Kampf der Meinungen, nur mit dem Unterschied, daß nicht nur dieser Kampf in Permanenz, sondern die bekämpfte Meinung selbst für die richtige erklärt wird. Die staatliche Machtfülle stellt sich die Aufgabe, denselben Geist mit allen Waffen zu bekämpfen, den sie in Worten bekennt und ins Leben einzuführen verheißt.

Vielleicht ist niemals in der Welt das Selbstvertrauen der Regierungsmaschinerie in ihre Überlegenheit über alle anderen treibenden Kräfte so kühn zur Schau gestellt worden, wie hier. Hier kommt zum Ausdruck, was — Alles in Eins zusammengefaßt — die Signatur dermaliger Umwandlung in dem Wesen unseres öffentlichen Lebens ausmacht: der Ansturm der mechanischen Weltanschauung gegen die dynamische, die Herausforderung, mit welcher allen geistigen und moralischen Kräften eine allerdings dem Verstand, aber nicht der höheren Vernunft dienende, festgegliederte staatliche Macht den Kampf anbietet. Das ist der Kern des herrschenden Systems. Sein Ideal ist das der Mechanisierung der gesamten Volks- und Staatskräfte in allen einzelnen Vorgängen der inneren und sogar der auswärtigen Politik, die Geringschätzung alles folgerichtigen Denkens, man könnte sagen des Gedächtnisses selbst. Das Kunstgeheimnis bewährt sich in jener Mechanisierung der

Geister, die alle Sprünge und Widersprüche auf Kommando mitmachen, so daß man bei der Beobachtung dieser erstaunlichen Willens- und Verstandesknechtschaft immer wieder an die neuentdeckten Wunder des Hypnotismus erinnert wird. In keiner anderen Sphäre aber ist dies Ideal so handgreiflich und trotzig aufgepflanzt worden, wie in der Losung: „Es lebe der Sozialismus, nieder mit den Sozialisten!"

Die Zahl derjenigen, welche sich durch die gefährliche Natur des Experiments, künstliche Erzeugung und künstliche Komprimierung sozialistischer Ideen, beunruhigt fühlen, ist größer, als die laut werdenden Stimmen verraten. Mancher Seufzer steigt in der Stille auf über die heitere Gelassenheit, mit der die Reise in das neue Land angetreten wird, aber Ängstlichkeit und Fatalismus, die so vieles ertragen gelernt haben, haben gelernt, sich nur in verstohlenen Klagen und Besorgnissen Luft zu machen, vor der Öffentlichkeit dagegen mit den Wölfen zu heulen, wie es sich für den klugen Mann unter der Herrschaft heilsamen Schreckens empfiehlt. Nur aus den Reihen der selbständigeren und selbstbewußteren Aristokratie haben sich bei den letzten staatssozialistischen Verhandlungen die Stimmen offen zu erheben gewagt; doch hier, wie überall von Erscheinungen begleitet, welche verrieten, wie weit heutzutage die Zähmung auch der Widerspenstigen gelungen ist. Bei der allerletzten Probe schmolz die Schar derjenigen Kavaliere, welche sich und der Zukunft ein deutliches Nein zu schulden glaubten, auf ein winziges Häuflein zusammen, obgleich das Spiel für ihre Partei noch viel gefährlicher ist, als für alle anderen. Denn was allen Bemühungen bisher nicht gelungen war, das wird jetzt von Gesetzes wegen in Angriff genommen: die sozialistische Bewegung aus der städtischen Welt der Industrie in die der Landbevölkerung hinüber zu leiten.

Die Stimmung einer Zeit trägt naturgemäß das Ge-

präge des letzten starken Erlebnisses. So hat die Pariser Kommune seither am meisten den Ideengang beherrscht, welcher sich mit den Gefahren sozialistischer Ausbrüche beschäftigt. Der gewaltige Aufschwung, den die Beweglichkeit und demzufolge das Wachstum des Kapitals im modernen Leben genommen hat, kam diesen Darstellungen zu Hilfe. Die Erinnerung an weit zurückliegende agrarische Ausschreitungen trat ganz in den Hintergrund, obwohl dieselben in der alten und neuen Geschichte viel öfter dagewesen sind, als soziale städtische Erhebungen. Die begründeten und die unbegründeten Beschwerden des großen Grundbesitzes, der sie zur Besserung seiner Sache als das gemeinsame Leid der Großen und Kleinen darstellt, thaten das ihre, um hier das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Hohen und Niederen zurückzudrängen; und schließlich kam noch Eines hinzu, um keinen Gedanken an die Möglichkeit sozialistischer Begehrlichkeit in bäuerlichen Kreisen aufkommen zu lassen. Der Norden und Osten Deutschlands, deren Interessen die Gesamtentwicklung des neuen Reichs beherrschen, ist niemals von agrarischen Unruhen ernstlich heimgesucht worden, und die patriarchalische Autorität der Gutsherren verfügt daselbst über eine Bevölkerung, deren resignierte Sinnesart noch heute Spuren der spät beseitigten Hörigkeit verrät.

Alles dies erklärt, wie so bis dahin in den Reihen der Großgrundbesitzer jene Gedankenrichtung beliebt werden konnte, welche für die Aufstachelung des Gegensatzes zwischen Reich und Arm ihre Waffen der sozialistischen Rüstkammer entleiht, ohne sich über die Möglichkeit der Nutzanwendung auf die eigenen Verhältnisse zu beunruhigen; obgleich die Gegensätze hier auf dem platten Lande nicht minder hart bei einander wohnen als in der Stadt und alle sozialistischen Theorieen bis auf die neueste Zeit vor Allem mit dem Plan einer gerechteren Verteilung von Grund und

Boden eingesetzt haben. Gewiß hat zu dieser leichtblütigen Auffassung der Sache auch die pessimistische Stimmung das Ihrige beigetragen, welche aus den eigenen, mit oder ohne Schuld zerrütteten Vermögensverhältnissen vieler Gutsherren entsprang.

Aber wenn nicht jeglicher verstandesmäßige Zusammenhang aus dem Gang der menschlichen Angelegenheiten verschwindet, muß das vom sozialistischen Grundgedanken der Ernährung des Individuums durch den Staat getragene neueste Gesetz allmählich im Laufe seiner, unfehlbar auf hundert Schwierigkeiten und Vieldeutigkeiten stoßenden Anwendung eine neue Ideenreihe in den Köpfen der ländlichen Bevölkerung erwecken. Indessen, vielleicht haben sie allesamt recht, sowohl die städtischen Bürgerklassen als die ländlichen Gutsherren, sich nicht von den Gefahren einschüchtern zu lassen, welche die sozialistische Staatspropaganda früher oder später heraufbeschwören könnte. Am Ende wiederholt sich in der Geschichte ebensowohl Nichts wie Alles, und jene Pariser Kommune, auf welche die Phantasie des Schreckens jetzt so oft zurückgreift, ist aus einem Zusammentreffen von Umständen hervorgegangen, wie es schwerlich jemals wieder erlebt werden wird. So wenig man bezweifeln kann, daß die Welt noch mehr als einmal bald da bald dort den auf alle Weise genährten Streit in lichte Flammen wird aufflackern sehen; so nahe der Gedanke liegt, daß, an einer einzelnen Stelle zum Ausbruch gekommen, er das überall aufgeschichtete Material in Sturmeseile entzünden wird — es ist dennoch schwer denkbar, daß eine sozialistische Erhebung zu lang anhaltenden Verheerungen und tief greifenden Veränderungen führen möchte. Das Gefüge und die Arbeit der modernen Zivilisation ruhen auf einem zu festen Unterbau und in zu starken Gerüsten, um mehr als vorübergehend und an der Oberfläche von etwaigen auf den

ersten Anlauf siegreichen Stürmen geschädigt zu werden. Die Vernunft würde nach einem ersten Schrecken wieder zur Besinnung und zur Macht kommen. Die, welche mit dem Feuer spielen, haben vielleicht so unrecht nicht, darauf zu rechnen, daß die Mauern zu solide sind, um von den Flammen eines gelegentlich ausbrechenden Feuers ernstlich bedroht zu sein. Man muß dies ihnen schon deshalb zutrauen, weil man sie sonst ganz und gar nicht begreifen könnte. Dann aber ist man um so mehr in Verlegenheit zu erklären, warum diese gering angeschlagene Gefahr andererseits zum Zielpunkt aller Gegenmaßregeln und die Verbreitung der sie erzeugenden und ernährenden Ideen zur Aufgabe gemacht wird. Man kann die Lage ruhig dahin zusammenfassen: in friedlichen, normalen Zeiten besteht für keinen Teil des Deutschen Reiches die Gefahr eines sozialrevolutionären Umsturzes, und in Zeiten tiefgreifender äußerer Ruhestörung würde auch der ganze Mechanismus des Sozialistengesetzes in Scherben gehen.

Der wahre Schaden, der freilich nicht auf den nächsten Moment hinaus zu berechnen ist, aber dafür auf die Länge der Zeit um so schwerer in Betracht kommt, droht aus der Untergrabung der persönlichen Energie in der großen Breite der Bevölkerung. Herrschbedürftigem Sinn, der sich im Besitz der Macht befestigt hat, erscheint, so wenig wie seiner Zeit der spanischen Inquisition, eine solche moralische und intellektuelle Verarmung wie ein Verlust, vielmehr ganz wie ein Gewinn. Lenksamkeit, blindes Vertrauen und blinder Gehorsam nicht bloß im Thun, sondern auch im Denken gelten bereits heute als eine erste Bürgertugend. Der Mechanisierung des Staats hat die Mechanisierung der Geister meisterhaft vorgearbeitet. Es wagt schon kaum Einer mehr zu fragen, wohin die Reise geht, und wenn sich Einer die Frage erlaubt, so erschallt alsbald der Ruf:

Steiniget ihn! Wieviel Kommandos: Augen rechts! und Augen links! haben wir nur schon nach auswärts rasch nacheinander ohne Zucken ausführen sehen! Krieg gegen Rom, Huldigung gegen Rom; Herrlichkeit und Abscheulichkeit Rußlands; Pfui über England, Heirat mit England; Hohn über das vom Republikanismus unterhöhlte Italien, Umarmung mit dem garibaldinischen Italien Crispis. Ja sogar in dem Konflikt mit der Schweiz*) machte der gelehrige Sinn den Versuch, sich die schwer verdauliche Rechtsauslegung der diplomatischen Jurisprudenz als natürliche Wahrheit anzueignen.

Doch dies alles sind nur ebenso viele Symptome einer Entartung des öffentlichen Geistes, welche ihn zu der Hauptaktion, der Durchführung eines staatssozialistischen Mechanismus, gymnastisch vorbereitet, um zuletzt aus der Degeneration des Denkens und Fühlens zu dem Ergebnis einer in der Staats- und Regierungsmaschine aufgehenden bürgerlichen Gesellschaft hinzuführen.

Es springt in die Augen, daß für Umgestaltungen dieser Art nicht dies oder jenes Regiment, nicht ein einzelner Mann, wäre er noch so klug und mächtig, verantwortlich gemacht werden kann. Die Ursachen liegen viel tiefer; und höchstens kann man allenfalls zugeben: ein anderes Regiment und ein anderer Mann hätten dem verhängnisvollen Zug entgegenzutreten gesucht, statt ihm zu dienen. Aber Jeder fällt eben auf die Seite, nach der er neigt. Überhaupt kann in so großen Gesamterscheinungen nicht von Schuld oder Unschuld die Rede sein. Geholfen hat freilich die Erkenntnis der Ursachen und Wirkungen in dem Gang der großen Geschicke selten. Selbst die Frage, ob es innere Anlage des Volkscharakters oder aber das

*) In der sogenannten Affaire Wohlgemuth.

Eingreifen einzelner Thatsachen oder Menschen war, die bestimmend für das Denken und Fühlen der Gesamtheit geworden sind, bleibt meistens ungelöst, wie Alles, was über den Charakter von Massen jemals behauptet worden ist, immer umstritten bleiben wird. Was wäre mehr geeignet, an dem den Deutschen so lange nachgesagten Individualismus irre zu machen, als das Schauspiel, welches diese Gegenwart uns darbietet? Haben wir jene Auffassung zu revidieren? War sie nie richtig, oder hat sich der Charakter der Nation unter der Einwirkung veränderter Bedingungen gewaltig verändert? Bekanntlich ist die Frage schon gelegentlich des Streites über die große historische Wendung selbst aufgeworfen worden, welche dem Deutschen am meisten zu dem ehrenhaften Ruf der individuellen Kritik und Selbstbestimmung verholfen hat, nämlich die Reformation. Während die Einen darin den höchsten Beweis der subjektiven Freiheit des deutschen Sinnes erbracht sehen, wollen die Anderen in der erfolgreichen Durchführung des Satzes, daß der Landesherr über die Konfession seiner Unterthanen zu verfügen habe, verbunden mit dem Umstand, daß diese Landesherren in der Auflehnung gegen das katholische Kaiserhaus ihre dynastischen Interessen verfolgten, den Beweis derselben Gefügigkeit erblicken, die uns heute in Erstaunen setzt. Ist die Vereinzelung des Individuums und der Landschaft, die Zersplitterung der Aufmerksamkeit und Thätigkeit, welche bis vor Kurzem als die Signatur deutscher Zustände galt, die Folge der Zersetzung des alten Reichs gewesen, oder war umgekehrt diese Zersetzung des Reichs ein Ergebnis des nationalen Ingeniums? Man müßte Bände schreiben, um diese Kontroverse an der Hand der Thatsachen auch nur versuchsweise zu schlichten. So viel steht fest, daß bis vor Beginn der neuesten Ära das deutsche Denken in Staat, Gesellschaft und Wissenschaft das

Gepräge der individuellen Absonderung und Eigenwilligkeit trug, und daß der Umschlag ins Gegenteil mit der Schaffung des Deutschen Reichs aufs engste zusammenhängt. Für den Anhänger dieser politischen Neuerung müßte damit ein durchschlagender Grund gegeben sein, sich auch der veränderten Sinnesrichtung selbst zu freuen. Aber so einfach liegen die Dinge nicht.

Hier kommt der große, so oft verkannte Unterschied zwischen Staatseinheit und Staatsallmacht zur Geltung. Die Staatseinheit ist eine Wohlthat, die Staatsallmacht ist ein Übel, und nach dem Gang, den die Dinge bei uns zu nehmen scheinen, haben wir von allen Völkern darin die schlechteste Wahl getroffen. England hat die Staatseinheit ohne die Staatsallmacht; Frankreich hat Einheit und Allmacht des Staates zugleich; Deutschland hat die Einheit nur sehr unvollkommen erreicht und ist im Begriff, die Staatsallmacht zum obersten Gesetz seiner politischen und sozialen Entwicklung zu machen.

Daß Staatsallmacht und Partikularismus sich nicht einander im Wege stehen, daß Staatsallmacht nicht gleichbedeutend ist mit politischer Einheit, wenn schon das sogenannte nationale Programm auf dieser Verwechslung beruht, zeigt ein Blick auf den Gang der Dinge in den letzten zehn Jahren. Der Partikularismus ist ganz parallel mit Staatsbegeisterung wieder emporgekommen. Fürst Bismarck hat seine staatssozialistischen wie seine protektionistischen Erfolge — sie sind ja beide nahe miteinander verwandt — Schritt für Schritt erkauft durch Zugeständnisse an die Selbständigkeit der Einzelstaaten, von der Franckensteinschen Klausel an bis zur Preisgebung der Reichsversicherungsanstalt. Und es giebt für die politische Psychologie keinen sichtbareren Beweis dieses Zusammentreffens als die Thatsache, daß der spezifisch sächsische Provinzialgeist zur Zeit

derjenige ist, welcher der Reichsgesetzgebung sein Gepräge recht eigentlich aufgedrückt hat. In der gesamten wirtschaftlichen Bewegung haben dieselben königlich sächsischen Kleinstaatler und Zünftler, welche von Anfang an der Bildung eines einigen Deutschen Reiches mit der schärfsten Abneigung und Widerspenstigkeit gegenüber gestanden, die Führung übernommen. Sie haben mit Hilfe der übrigen reaktionären und partikularistischen Elemente des Reichstags die Übermacht selbst über die Reichsregierung erlangt, diese zu bedeutenden Konzessionen gezwungen und mit unermüdlicher Begehrlichkeit in die Enge getrieben. Daß wir noch nicht das Zunftwesen in seiner ganzen Tragikomik wieder hergestellt haben, ist nur der Aufgeklärtheit der Reichsregierung, nicht der Einsicht der jetzigen Reichstagsmehrheit zu verdanken. Persönlichkeiten, welche vor zwanzig und fünfzehn Jahren noch mit verwunderten Augen als die grotesken Vertreter des kleinstaatlichen Zopfgeistes angesehen wurden, beherrschen zur Zeit die Situation. Und besonders mit ihrer Hilfe, mit ihrer begeisterten Hilfe wird die große Sozialreform ins Leben gerufen. Aus der Mitte dieser Landsmannschaft hört der erstaunte Reichstag die Erklärung, daß die Vorlage der Alters- und Invaliden-Versicherung ein tadelloses Meisterwerk sei. Der Grund, warum dieser sächsisch-kleinstaatliche Zunft- und Sondergeist jetzt in den vordersten Reihen als reichstreu paradiert, ist leicht gefunden. Er unterwirft sich dem Reiche, weil er auf dessen Zinnen seine Fahne aufgepflanzt, demselben seinen Geist eingehaucht hat.

III.

Alles, wie es bisher geschildert worden, ist ganz folgerichtig zustande gekommen. Die Staatsklugheit, welche sich

überall bewährt, wo es gilt, die gegebenen Faktoren zu einem nächsten Zwecke zu verwerten, fand bald heraus, daß die einzelnen Landesregierungen, die Personen der Regenten und Minister viel besser zu berechnen und zu behandeln seien, als das dunkle und bewegliche Meer des gesamten Volkes. In den ersten heftigen Zusammenstößen mit seiner liberalen Anhängerschaft, als die eben der Reichseinheit wider Willen angeschlossenen Dynastieen noch durchaus nicht gezähmt erschienen, ließ der Reichskanzler durchblicken, daß er der Volksstimmung bedürfe, um jener sicher zu sein. In einer Rede vom Anfang der siebenziger Jahre erzählt er dem Reichstag von jenem nächtlichen Traum, in welchem die in seinen Händen befindliche deutsche Landkarte plötzlich vor seinen Augen in Stücke gegangen sei. Dies sollte eine Warnung für die Mehrheit des Reichstags sein, sich nicht Velleitäten des unbotmäßigen Eigenwillens zu überlassen, um nicht die zentrifugalen Kräfte der Landesherrschaft zu stärken. Aber fünf oder sechs Jahre später war der Ton gänzlich umgeschlagen. Als der Reichstag Anstand nahm an der Drohung, die Elbmündung zu sperren, um Hamburgs Widerspruch zu brechen, wurden die Landesregierungen für den alleinigen wahren Hort und Schutz der deutschen Einheit, die Mehrheit des Reichstags mit Einschluß der Liberalen als verdächtige Partikularisten geschildert. Das Experiment war damals bereits vollständig gelungen und gesichert, und jene Behauptung entbehrte nicht einer gewissen Wahrheit, wenn man die Einheit nur in der Folgsamkeit gegen den Kanzler erblickt. Diejenige Reichstreue, welche in der unbedingten Anpassung an seine Politik besteht, hat jetzt einen unvergleichlich viel stärkeren Halt in den oberen Gewalten der Einzelstaaten als in der Breite der Nation. Man kann dreist behaupten, es giebt in sämtlichen Regierungen des deutschen Reichs keinen

Minister, der nicht vor dem Gedanken zurückschreckt, das Mißfallen des Kanzlers auf sich zu ziehen und der sich darüber täuscht, daß ein solches Mißfallen unfehlbar seinen Sturz nach sich ziehen würde. Ein solches Abhängigkeitsverhältnis ist natürlich nur möglich geworden durch die hohe imponierende Autorität, mit welcher sich der Kanzler das Vertrauen und die Verehrung der einzelnen Landeshäupter erworben hat. Die geheime Geschichte der 99 Tage, das Vorgehen der Höfe zu Gunsten des Kanzlers in der Battenberg-Episode, bezeichnet den Höhepunkt dieses Verhältnisses. Dies alles ist um so besser geglückt, als an dem Experiment der Geist der Bevölkerung mit seinen partikularistischen und dynastischen Neigungen willig mitgearbeitet hat. Der merkwürdige Scharfblick, mit welchem der Kanzler die Stellen erkennt, an denen die Hebel zur Bewegung der Massen am besten einsetzen, ist ihm auch hier zu Hilfe gekommen; und sein nüchternes Urteil, welchem die deutsche Einheit, befreit von aller Romantik, lediglich als ein kompaktes Verteidigungs- und Wirtschaftsinstrument in der Hand der preußischen Monarchie erschien, traf zusammen mit seinen alten feudalen Gefühlen, mit seiner Antipathie gegen Alles, was an Ideologie der Sturm- und Drangreminiszenzen früherer Bewegungen gemahnen konnte. Die Zugeständnisse der Separatrechte an Bayern und Württemberg kosteten ihn 1870 keine Überwindung, und er verschmähte die naheliegende Möglichkeit, kleinste Bundesstaaten wie Waldeck, das sich dazu anbot, zu mediatisieren. Je kleiner die Herrschaft, desto besser fügt sie sich als dienendes Glied in der Kette, mit welcher das Ganze zusammen gehalten und geführt wird.

Empfahl solcherweise die politische Berechnung, dem Partikularismus zu Hilfe zu kommen, indem die Regierungen zugleich einerseits in der Furcht vor der Zentralleitung er-

halten wurden, und sie andererseits in deren Schutz die beste Garantie ihrer Fortdauer gewahrten, so ward dadurch zugleich der den meisten Deutschen zur anderen Natur gewordene Geist landschaftlicher Absonderung wieder erweckt und gefördert. Er ist heut viel stärker als er vor zwanzig Jahren war. Ja, wenn heute die ehemaligen Landesväter von Hannover, Kurhessen und Nassau auf dem Wege Rechtens zu Bundesfürsten des Reichs gemacht und in ihre Residenzen zurückgeführt würden, der Jubel der ehemaligen getreuen Unterthanen würde trotz aller Drangsale, welche dieselben einst zu erdulden gehabt, gerade so groß sein, wie jüngst bei der achthundertjährigen Gedenkfeier der loyalen Sachsen oder bei dem Einzug des Herzogs in Luxemburg.

Die Fehler selbst der herrschenden Zentralgewalt kommen ihr in ihrer partikularistischen Tendenz zu Paß. Nachdem der harte und schroffe Geist, welcher dem Preußentum seinen bösen Namen in der Welt und in Deutschland gemacht hat, bald da, bald dort wieder sich zu erkennen giebt, darf man sich schließlich nicht wundern, wenn auch ein frommer Einheitsenthusiast zur Zeit lieber beispielsweise Badenser oder Bayer bleibt, als durch einen preußischen Landrat und Minister regiert zu werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen kleineren Staaten ein gerechterer und menschlich milderer Geist waltet als im heutigen Preußen, ein Umstand, der seinerseits wieder dazu beiträgt, daß der Enthusiasmus für die gegenwärtige Reichsregierung in den liberaler regierten Staaten am stärksten ist. Denn sie kommen mit dem jetzigen preußischen Regierungsgeist, der in ihr steckt, nur in mittelbare Berührung.

Unter allen diesen Einflüssen ist der politische Sinn, der in Deutschland nie übermäßig entwickelt war, wieder herabgekommen. Das Hochgefühl, nicht bloß mit dem Gesicht, das sich nach außen kehrt, sondern auch mit dem eigenen

Innenwesen einer großen Gemeinschaft anzugehören, wie andere große Völker, die in einem wahren Staat mit einem zentralen Resonanzboden ihren eigenen Willen zur Ausführung bringen und ihre eigene Stimme hören, hat sich nach einem kurzen Aufschwung wieder in die Rinnsale der Kleinstaaterei verlaufen; selbst das gemeinsame deutsche Reichsbürgertum ist bedroht in den Bemühungen gegen die Freizügigkeit, die mit den Zunftbeschränkungen außerordentlich gut zusammenstimmen.

Einem Volke, das sich im Besitz seiner selbst fühlt, wird der Übergang aus einem Wirtschaftsleben der freien Ellbogen zu einem System der allmächtigen Staatseingriffe immer schwer werden. Es wird sich, wie die Engländer, auch trotz aller entgegengesetzten Zeitströmungen mannhaft dagegen wehren und um jedes Zugeständnis feilschen. Gegen Ende der sechziger und zu Anfang der siebziger Jahre, als das deutsche Volk sich im Aufschwung des Werdens zu einer großen sich selbst hörenden und führenden, mit Überwindung alles Kleinen auf einen Mittelpunkt hin drängenden Nation fühlte, feierte auch der Geist der individuellen Freiheit ein Fest der Auferstehung, und die Reichsregierung huldigte systematisch den Grundsätzen, die zur Schaffung eines Reichsbürgerrechts, der Freizügigkeit, des Koalitionsrechtes der Arbeiter, der Handels- und Gewerbefreiheit hindrängten. Seitdem das Ansehen des Reichstages untergraben, die Zersetzung der liberalen Partei betrieben, die partikularistische Strömung aufgemuntert, der Schwerpunkt der Einheit in die Dynastieen verlegt ist, sind Schutzzoll und Beschränkung der inneren wirtschaftlichen Freiheit emporgekommen. Beide vereint haben die Versuchung zu staatssozialistischen Experimenten besonders nahe gerückt.

Wenn ein Volk vom Gesetze seiner wirtschaftlichen Freiheit beraubt wird, verspricht man ihm natürlich Ersatz

durch Wohlthaten aus derselben Quelle. Die zur Ausgleichung versprochene Erlassung von Steuern und Erhöhung von Löhnen erwies sich als illusorisch, denn der nimmersatte Militarismus frißt immer mehr Steuern, und die durch den Schutzzoll auf alle Weise erschwerte Ausfuhr der Industrie zwingt zur äußersten Herabdrückung der Herstellungskosten. Um so verlockender stellt sich da die Zuflucht zur staatssozialistischen Lehre ein, denn ihre Hauptkunst besteht im Versprechen. Den „geschützten" Industriellen und Landwirten gewährt sie einen Seelentrost und eine Gewissensberuhigung für die Ungerechtigkeit des Tributs, den sie vom Publikum erheben; die konservative Romantik der „guten alten Zeit" sieht die gemütliche Herrlichkeit der korporativen Gliederung wiedererstehen; namentlich aber macht die großmütterliche Regierung, mit der sich der herabgekommene, schwächliche politische Sinn von neuem angefreundet hat, von allen vorerst die besten Geschäfte. Denn der künstlichen Wiederbelebung der gewerblichen Bruderschaften, die sich so schön bei festlichen Aufzügen in theatralischen Gewändern und mit stolzen Fahnen ausnehmen, geht der Athem aus, sobald sie mit dem ungeheuren Getriebe in Berührung kommen, welches die heutige Welt in tausendfacher Bewegung und Veränderung in Gang hält. Soll der Traum verwirklicht werden, die ganze Produktion nach vorgeschriebenem Plan von außen zu stoßen und am Finger laufen zu lassen, so bleibt der modernen Kultur nur eine Zuflucht, allerdings auch diese eine falsche: „der Staat, mit andern Worten die Regierung".

An diesem Ufer sind wir denn auch schon stolz gelandet. Stolz, weil überhaupt das Gefühl des Stolzes und dessen hochtönende Selbstbejahung an Stelle aller anderen großen politischen Empfindungen: der Liebe zum Vaterlande, des Sinnes für Recht, Freiheit und Unab-

hängigkeit getreten ist. Der Bürgersinn selbst ist aufgegangen in die Anbetung der Staatsmacht, von deren Abglanz nach Außen und Innen alles andere leben muß. So erbaut sich auch der Staatssozialismus bereits an dem Hochgefühl, daß das Deutsche Reich, allen Völkern zur Beschämung und Belehrung, den Stein der Weisen in seinen Versorgungs- und Versicherungsgesetzen gefunden habe. Bis jetzt fehlt es übrigens noch an jeglichem Zeichen, daß diese angebliche Bewunderung auch die Lust zur Nachahmung anderwärts erweckt habe.

Der Stolz auf die äußere Machtstellung Deutschlands ist allerdings der am besten begründete Teil des herrschenden Bewußtseins; und wenn nicht alles darin auf philosophischer Würdigung des Völkerglückes beruht, so hat überhaupt die Philosophie in dem Verhalten der Nationen nichts zu suchen. Die anderen Nationen haben uns darin nichts vorzuwerfen. Den Deutschen aber, welche so lange in unnatürlicher Ohnmacht darniederlagen, wäre es, wenn es einer Entschuldigung bedürfte, wahrlich zu verzeihen, daß sie in dem neu und so gründlich befriedigten Selbstgefühl schwelgen. Hier ist auch, und aus mehr als einem Grunde, die Lösung des Rätsels zu suchen, warum die Anziehungskraft der Staatsgewalt und in gewissem Sinne des Gewaltsstaates so sehr Macht über die Geister gewonnen hat, daß das Verständnis für die individuelle Freiheit im Leben und Streben, ja sogar im Denken und Urteilen abhanden gekommen ist. Der Sonne dieser Staatsmacht, welche von einer der letzten zur ersten geworden ist, und in deren Abglanz der Einzelne zu Hause und in der Welt draußen sich neu beglückt spiegelt, wird willig alles dargebracht, was außer ihr zum Lebensglück gehört; von ihr soll alles zurückgegeben und neu geboren werden. Die Personifikation dieser Staatsmacht ist der Schöpfer des deutschen Reichs;

das Werkzeug, dem sie ihre Erschaffung und Erhaltung verdankt, ist das Heer. An das Heerwesen lehnt sich daher der Staatsgedanke am engsten an. Das Heerwesen giebt dem Staat die Richtung; in ihm ist sogar der Partikularismus am besten überwunden, wie es einen großen Teil der besten Intelligenz und Thatkraft der Nation in sich aufsaugt. Durch eine Ironie des Zufalls, die zugleich einen tiefen Sinn hat, drängt zwar gerade das Kriegswesen immer mehr zu der Methode hin, die im Wirtschaftswesen verschmäht wird. Die Taktik kommt mit jeder neuen Richtung einen Schritt weiter ab von den früheren Überlieferungen der kompakt geschlossenen Massen; sie kommt zur Notwendigkeit, dieselben aufzulösen und auf die Selbstständigkeit der Führer und des einzelnen Mannes den Nachdruck zu legen. Das vorwärts gehende Heerwesen entwickelte sich im Sinne des Individualismus, während der den Nährstand nach rückwärts drängende Geist ihn dem Erstarrungsprozeß der gebundenen Arbeit zuführen möchte. Doch das ändert nichts an dem nachhaltigen Eindruck, den das stets vor Augen stehende Bild der gewaltigen lebendigen Kriegsmaschine auf den Geist des Volkes ausüben muß. Sie zeigt ihm ein millionenköpfiges Wesen, welches, mit wunderbarer Einsicht und Energie zusammengefügt, zusammengehalten und geleitet, von einem Mittelpunkt aus zu höchster Leistungsfähigkeit in Gang gesetzt wird.

IV.

Das imposante Gefüge, welches vom Einzelnen die höchste Anspannung seiner geistigen und körperlichen Kraft verlangt und dennoch die Führung des Ganzen auf den einen Mittelpunkt, das Oberkommando und den General-

stab, zurückführt, dieses erstaunliche Gefüge, welches nicht bloß den äußeren Gehorsam, sondern das innere Leben seiner Angehörigen mit zwingender Gewalt erfaßt und in Übereinstimmung setzt, hat dem Glauben an die Herrlichkeit des Staatsmechanismus ganz begreiflicher und zugleich effektvoller Weise die Wege geebnet. Man stößt darum mit Zweifeln gegen die Lebensfähigkeit einer staatsmäßig geplanten und geleiteten Produktion sehr häufig auf den Einwand, daß durch die Vollkommenheit des militärischen Wunderwerks ein schlagender Gegenbeweis erbracht sei. Natürlich wird dabei übersehen, daß gerade dieses Wunderwerk selbst nur das Erzeugnis einer aus der freien Arbeits- und Denkthätigkeit der Millionen hervorgegangenen Kultur ist und nicht diese Kultur ernährt, sondern von ihr ernährt und erhalten wird, keine Spanne Zeit hindurch anders als auf dem Boden und auf Kosten einer solchen Kultur bestehen könnte. Aber das von der großen Wirkung betroffene Auge sieht nur diese Wirkung, und der innere Zusammenhang kommt nicht zum Bewußtsein. Dies um so mehr, als dank der Allgegenwart, mit welcher die Heereseinrichtung das ganze Leben der Nation umspannt und durchdringt, das Denken in dem breitesten Umfang selbst von dessen Geist durchzogen wird. Hat doch sogar die äußere gesellschaftliche Sitte den zähen Provinzialgeist auf dem Wege der militärischen Propaganda unifiziert! Die süddeutsche Formlosigkeit hat sich den festeren norddeutschen Ergebenheitsformen gefügt, ohne Zweifel auf dem Wege der Übertragung durch den Offizierton. Die „gnädige Frau“ und die „gesegnete Mahlzeit“ und das Sichselbstvorstellen verdanken offenbar dieser Fortpflanzungsart ihr siegreiches Eindringen bis in die kleinen Kreise der bayerischen und schwäbischen Landstädtchen. Die harte Zucht des preußischen Soldatenstaates hat dessen bürgerlicher Gesellschaft

den Stempel des befohlenen, uniformen, wohlgemeinten, aber steifen Anstandes aufgedrückt, und dieser ist mit der Reichseinheit auf das größere Gebiet der Nation, wenn auch nicht gleichmäßig nach allen Seiten hin, übergetreten. Eine Kleinigkeit zwar, aber eine symptomatische für Größeres; sie läßt durchblicken, wie die Mechanisierung des allgemeinen Denkens und Verhaltens von einer bestimmten Mitte und mit bestimmten Mitteln mächtig geworden ist, gewiß vielfach auch zum Vorteil des Einzelnen und des Ganzen, aber belastet mit der Anlage zu mißverstandener Anwendung in der Übertragung auf andere vitale Gebiete der Gesellschaftsfunktionen. Die Wohlthat, die zur Plage werden kann, beschränkt sich hier nicht auf das Militärische im engeren Sinne. Auch der preußische Beamte mit seiner unermüdlichen Diensttreue entstammt dem Ingenium der Soldatenherrschaft und hat vielleicht schon hier und da die behagliche, aber weniger zuverlässige Gemächlichkeit des Südens überarbeitet. Aber wie der Mechanismus des Heeres die Verführung zum Glauben an die Mechanisierung der Produktion gefördert hat, so konnte auch nur unter der Voraussetzung einer so streng arbeitenden Beamtenschaft der Gedanke aufkommen, das produktive Wirtschaftsleben in die Bande einer büreaukratischen Maschine zu zwängen. Die freien Berufsgenossenschaften haben bei dem ersten Tasten versagt. Jetzt wird es mit dem staatlichen Apparat versucht. Schon der Versuch wäre in einem anderen Lande undenkbar. Bei uns kann er äußerlich in ersten Anfängen gelingen, was ein unglückliches Glück wäre.

Es liegt nur zu sehr in der Art des menschlichen Geistes, daß er in gegebener Zeit immer nur nach einer gegebenen Richtung hinsteuert. Das gilt aber in besonders hohem Grade für den Geist der Gesamtheiten. Schon das dazu unentbehrliche Zusammenstimmen macht die Einseitigkeit

zur Grundbedingung. Für die Aufnahme und Ausgleichung von Gegensätzen ist hier kein Raum. Man darf sich nicht wundern, daß die in so raschem Tempo vollzogene Errichtung des Deutschen Reiches und sein gewaltiges, einer wahrlich widerstrebenden Außenwelt aufgedrungenes Ansehen, und die Art, wie es durch die Initiative eines einzigen, alle Anderen weit überragenden Mannes zu Stande gebracht wurde, über den Geist der Nation für diese Zeit eine unwiderstehliche Macht erlangt hat. Die so lange staatlose und zum Aschenbrödel unter ihren Schwestern gewordene deutsche Nation sieht ihr Reich plötzlich auf die Höhe der furchtgebietenden Macht erhoben und bewundert sich in dem neuen Staatsgebilde und in dem Begründer derselben, sieht in beiden das A und das O alles Gelingens, traut daher dem Staat und dem Mann alles zu, verwirft, was sich von ihm entfernt oder gar ihm entgegenstellt. Und der Mann, der diesen Triumph in sich verkörpert, fühlt sich doppelt und dreifach versucht, diese Einseitigkeit zu stärken. So wirkt alles zusammen, die Staatsallmacht als das höchste aller Güter erscheinen zu lassen. Da Blindheit und Leidenschaft sich willig zur Einseitigkeit gesellen, reckt sie ihre Fangarme immer weiter aus, wird alles ausgeschieden, was sich nicht von ihr bestricken läßt. Höhe des Selbstgefühls, mit der Verachtung alles anderen gepaart, erleichtert die Arbeit des feindseligen Absperrens und Abstoßens im Innern wie nach Außen. Die Fehler der Vergangenheit geben scheinbar solchen Tendenzen ihre Berechtigung. Da deutsche Feldherren (niemand mehr als deutsche Fürsten und Adelige) dem Ausland Jahrhunderte lang heimatlose Kondottieri gewesen, da deutsche Bildung zweihundert Jahre lang ausländischen Mustern gefolgt ist, so soll das Übermaß der ehemaligen Unselbständigkeit und Weltbürgerlichkeit jetzt durch das entgegengesetzte Extrem kuriert werden;

an der Verachtung und Ausschließung alles Fremden soll das neue Nationalgefühl zu einer Flamme entzündet werden, die nur da hoch und herrlich lodert, wo alles andere an Gefühl und Erkenntnis von ihr aufgezehrt wird.

Und es wäre noch nicht am schlimmsten bestellt, wenn dieser eine, einzige, überlegene, eifersüchtige Staatsgott auch nur durch einen einzigen Propheten zu den Gläubigen spräche. Denn die Klugheit, welche, selbst ohne Verblendung noch Leidenschaft, diese letzteren nur als Werkzeuge gebraucht, weiß ab- und zuzugeben, dämpft je nach den Bedingungen der Lage bald da bald dort das Übermaß des Fanatismus, wägt im einzelnen Falle ab, wo an Stelle von Drohung und Trotz, Lockung und Wohlwollen zu zeigen ist. Und da der Geist der Gefolgschaft zur höchsten Vollkommenheit des Gehorsams mechanisiert ist, so werden die Bewegungen rück- und seitwärts mit derselben Präzision auf jeden Wink ausgeführt wie die Angriffe. Aber selbst wenn es Einseitigkeiten gäbe, die durchaus gut wären, könnte auch die größte Meisterschaft sich nicht vermessen, sie vor der Ausartung ins Schlechte zu bewahren. Geschweige denn trifft dies für Einseitigkeiten von so gemischter Art wie die geschilderten zu. Die Klugheit der Leitung, auch die verfeinertste, behält die heftigen Triebe nicht in ihrer Hand. Thorheit und Falschheit fühlen sich mächtig angezogen von dieser Brutstätte der Leidenschaften, werfen sich ins Gewühl und ziehen bald einen Teil der Macht an sich; spotten selbst der Autorität, unter deren Gunst sie anfänglich ausgezogen. Nun findet die Kunst, zu verfolgen und zu verfehmen, ihre Meister, die zu Gegnern werden. Es wird Haß und Ächtung ausgebrütet nicht nur, weil sie zur Staatsraison verwendbar erscheinen; aus dem Mittel zum Zweck wird Selbstzweck und Genuß. Ist es doch bezeichnend, daß bereits Ohr und Herz der studieren-

den Jugend denen folgt, welche von ihrem ehemals liberalen Teutonismus sich bis in das Lager der frömmsten und finsterſten Ultras hinein verloren haben, weit hinaus über die Grenze offizieller Inſpiration. Ganz neuerdings iſt als weiteres Symptom aus militäriſchen Kreiſen der Anſpruch erhoben worden, die Popularität des Heerweſens zur Wiederherſtellung — oder richtiger — zur Neubefeſtigung des ariſtokratiſchen Charakters des Offizierskorps zu verwerten. Der Erwerb, welcher das Offizierskorps ernähren muß, ſoll von dieſem als gemeiner Beruf verachtet werden. Ganz konſequent allerdings.

Was im Lauf der Zeiten aus dieſem ſich eben vorbereitenden Zwieſpalt zwiſchen der rein autoritären Staatsallmacht und den ſich von ihr emanzipierenden rein reaktionären Richtungen werden ſoll, liegt im Dunkel der Zukunft verborgen. Wenn man wählen müßte, die Wahl zwiſchen beiden wäre ſchwer zu treffen. Denn wenn gegenwärtig noch die mit Klugheit und Sättigung geleitete Autorität dem Fanatismus ſchlechthin reaktionärer Streberei vorzuziehen iſt, ſo darf nicht überſehen werden, daß auf jene jetzt noch vorzuziehende Autorität in direkter Nachfolge ein Epigonentum kommen würde, welches von der ererbten Weisheit nur die gröberen Handgriffe einer nichts weniger als evangeliſchen Methode in ſich aufgenommen zu haben ſcheint. Was aber da auch komme, die Mechaniſierung der Geiſter und der Glaube an die Kraft des Mechanismus würde allen falſchen Autoritäten einen erkleclichen Vorſprung geben. Der Staatsſozialismus hat nicht umſonſt ſich die Gunſt erobert, die ihn jetzt auf ſeiner Höhe erhält. Abgeſehen von der Zauberkraft, die er mit ſeinen Wohlfahrtsverheißungen auf die Köpfe ausübt, ſchlägt er die Geſellſchaft in immer feſtere Bande und ſetzt die ſozialiſtiſchen Stichwörter ſo in geſetzlichen Umlauf, daß jede Rückkehr

zur freien Bewegung erschwert, das rasche Vordringen zu wirklich sozialistischen Experimenten der Versuchung nahe gerückt erscheint. Die beste und zugleich die schlechteste Rechtfertigung für die endlose Verlängerung der Ausnahmegesetze liegt in dem Nimbus, welchen die Staatsautorität selbst um den sozialistischen Gedanken verbreitet hat. Der Staatssozialismus, der sich zwar theoretisch als ein Ganzes giebt, aber in der Ausführung natürlich noch nicht einmal bis zur Halbheit zu kommen gedenkt, kann sich nur als soziales Regierungsmonopol halten, schließt die Mitarbeit eines freien Volkes aus und wird daher den Freiheitssinn der besitzenden Klassen immer mehr untergraben. Unter dem Banne des sozialistischen Bekenntnisses, aus dem sie sich nicht erlösen können, wird ihnen ganz natürlich die Freiheit der Bewegung, wegen ihrer Konsequenzen, gefährlich. Daher sehen wir die Freiheit überhaupt schon jetzt als ein Gut angezweifelt, zurückgesetzt, noch nicht ganz mit Worten verleugnet, aber bereits ganz mit dem Herzen.

Es geht mit der Freiheit wie mit dem Glauben und mit der Liebe. Wer erst anfängt, über die Ursachen und den Vorteil zu reflektieren, dem ist sie bereits dahin. Wenn sie schon, auch nur schlechthin utilitarisch gedacht, ein Gut vom höchsten Wert ist, wird sie doch nie da festsitzen, wo sie nicht um ihrer selbst willen als das edelste Besitztum geschätzt und geliebt wird, als der einzige wahre Adel menschlichen Wesens. Der Verstand hält nichts fest, was nicht in der Empfindung wurzelt. Der Sozialismus ist der Freiheit größter Feind, und der Staatssozialismus unseres feudalmilitärischen deutschen Staates ist ihr allergrößter. Er greift sie von oben und von unten zugleich an, zwingt zur Gewaltregierung von oben und vernichtet den besten schöpferischen Trieb im Individuum.

Nicht einen Tag könnte die Menschheit existieren ohne

die Kraft, mit welcher sich der Einzelne erhält und fördert. Das Rätsel der Erhaltung und Weiterentwicklung der Völker, trotz so vieler Mißregierung in frei wie in unfrei regierten Ländern, liegt nur darin, daß jeder der Millionen Einzelnen durch das, was er für sich thut, so viel zum Gedeihen des Ganzen beiträgt, daß die Summe der individuellen Leistungen die Arbeit des Regierens und Gesetzgebens in ihren guten wie in ihren schlechten Folgen millionenfach aufwiegt. Der Kultus des Genius und des Heroentums selbst, auf dessen Altar die Anbeter der Staasallmacht die Freiheit des Individuums opfern, ist doch nur eine Art der Huldigung an dieselbe Kraft, die im Einzelnen lebt; und der Genius und das Heroentum der Millionen Einzelner, sie sind zwar in jedem, einzeln genommen, kleiner, aber von derselben Art, wie die des Helden. Sie allein sind das wahrhafte Lebensprinzip des Ganzen.

An der Verkennung dieser Wahrheit leidet unser heutiges Geschlecht, und was das schlimmste ist, die obere Schicht des Nährstandes selbst, die sich damit am meisten an ihrem eigenen Lebensprinzip versündigt. Noch handelt sie weniger danach als sie danach denkt. Aber die Gedanken setzen sich allmälig in Thaten der Gesetzgebung, zunächst dann der Sitte und zuletzt der Empfindung um. Es könnte nicht ausbleiben, daß ein Volk, welches sich in allen Stücken der Mechanisierung seiner Kräfte hingäbe, immer mehr zurückginge. Ob solche Geschicke, die unter elementaren Einwirkungen sich erfüllen, durch Einsicht und Einkehr, durch Erfahrung und Schaden abgewendet werden können, wer vermag es zu sagen? Das Erstaunliche ist nur, daß im „Volk der Denker“ so wenig Ahnung aufkommt von dem, was im Schoß seines innersten Seins und Werdens vorgeht und sich bereitet.

Die deutsche Tagespresse.*)

*) Übersetzung des Artikels: The german daily Press in der Monatsschrift: The nineteenth Century vom Januar 1890.

I.

Vor einiger Zeit ward ich vom Herausgeber dieser Zeitschrift gebeten, einen Bericht über den Stand der deutschen Presse zu geben, und nach reiflicher Überlegung konnte ich es nicht übers Herz bringen, diese Bitte abzuschlagen. Denn, obgleich es angesichts des von Waffen starrenden Europas mehr als je eine Utopie scheint, von Versuchen, die Nationen in größere Harmonie zu einander zu bringen, zu sprechen, und obgleich ich mich, mit dieser Ansicht, nie hatte bestimmen können, mich irgend einer Friedensliga anzuschließen, so achtungswert dieselbe auch sein mochte, so erscheint mir dennoch von all diesen Versuchen derjenige als der am wenigsten nutzlose, welcher anstrebt, den Lesern der einen Nation einen richtigen Begriff von dem Zustand der anderen zu geben. Ich glaube, daß die meisten Menschen bei näherer Bekanntschaft gewinnen, und in noch höherem Maße ist dies der Fall bei Nationen, nicht nur weil sie schwerer zu verstehen sind als vielmehr, weil die, welche sie verstehen sollten — nämlich das vielköpfig-allgemeine Publikum, welches unter dem Namen Nation geht — so ungemein dickköpfig ist. Die erste Bedingung, um zu einem solchen Verständnis zu gelangen, ist natürlich ein gegenseitiges Sichverstehen in den Sachen, nicht in den Worten. Heutzutage sprechen die Nationen mehr denn je durch die Zeitungspresse miteinander. Früher war dies die Arbeit der Diplomatie; und wenn diese mit ihrem Latein

zu Ende war, so griff man zur Kanone. Aber auch dieser Art von Beweisführung hat die Presse sich in weitem Maße bemächtigt. Die Kanonen, welche 1870 losgingen, waren von den Pariser Journalisten geladen, und es ist zu befürchten, daß die Bomben, welche die panslavistischen Schriftsteller jahraus jahrein in von Moskau oder Petersburg aus geschriebene Artikel füllen, früher oder später zur Explosion führen. Wenn Klagen laut werden über das Unheil, welches der gegenseitige böse Wille einer Presse gegen die eines anderen Landes hervorruft, so habe ich oft zur Abwehr sagen hören: „aber diese Journalisten sind nicht die Nation; sie sind nur eine Handvoll unverantwortlicher Leute, welche von Sensation leben". In Wahrheit eine schlechte Antwort. So lange Staaten bestehen, haben deren Völker die Verantwortung für ihre Regierung tragen müssen. Quidquid delirant reges ist das Haftpflichtgesetz, welches im Buche des Schicksals geschrieben steht, und, so ungerecht es im Einzelfalle sein mag, es ist nichts daran zu ändern. Ihr mögt uns zehnmal vorsagen, daß Eure Minister Schurken oder Dickköpfe seien, welche ihre Ernennung dem Zufall verdanken, und von der Mehrzahl der Nation verleugnet werden: sobald Ihr uns auf Befehl Eurer Minister angreift, müssen wir zu den Waffen eilen. Die Franzosen waren sehr ungehalten über die Deutschen, daß dieselben nach der Schlacht von Sedan nicht in ruhiger Befriedigung zum heimatlichen Herd zurückkehrten, da doch der böse Napoleon, der allein an Allem die Schuld trug, seine verdiente Strafe für seine Missethaten erhalten hatte. Aber die Nation mußte dafür büßen, daß sie ihm erlaubt hatte, zu handeln, wie er gethan; nicht zu reden davon, daß sie, hätte er Siege davongetragen, laut ihren Teil daran gefordert haben würden. Darum auch habe ich allen freundlichen Einladungen, mich an Friedens-

ligen zu beteiligen oder Kongressen beizuwohnen, stets geantwortet: „Alles, was wir, die Regierten, zwischen uns besprechen, ist nur Zeitverschwendung. Das Einzige, was einen praktischen Erfolg behufs Ausrottung des bestehenden fanatischen internationalen Hasses haben kann, ist, daß jede Nation anstrebt, bei sich zu Hause die richtige Regierung zu erlangen; bis dieses erreicht ist, sind die zärtlichsten Erklärungen, welche die ausgewählten Geister einer Nation mit den ausgewählten Geistern einer anderen Nation austauschen, nur vergebliche Mühen, und sie werden nie Unheil verhüten, noch bereits geschehenes Unglück heilen." Heutigen Tages aber ist die Presse, wie allbekannt, ein Teil der Regierung, selbst in mehr oder weniger despotisch regierten Ländern, und alles das paßt eben sowohl auf sie wie auf die Regierenden und die Staatsmänner. Es wäre wohl nicht recht zu behaupten, daß jede Nation die Regierung habe, die sie verdiene; man könnte ebenso gut sagen, daß ein Kind, welches mit einem Klumpfuß zur Welt kam, nicht verdient habe, zwei gesunde Füße zu besitzen. Aber solange wir nicht vermeiden können, Diebe und Mörder zu bestrafen, ohne Rücksicht auf das Für und Wider der philosophischen Theorie vom freien Willen, so lange müssen auch Nationen verantwortlich bleiben für die Fehler und Sünden ihrer Presse, ebenso gut wie für die ihrer Regierung; und wenn sie versuchen, den Folgen dieser Fehler und Sünden zu entgehen, müssen wir ihnen antworten: „Versehet euch mit einer besseren Presse oder ertragt in Stille die Strafe für ihre Missethaten."

Nun wird man fragen: „Wenn es so steht, wenn unsere Aufklärung über ihre Presse oder die ihrige über unsere Presse nicht im Stande ist, Abhilfe zu schaffen, was kann eine Unterhaltung darüber nützen? Was kann es uns helfen, zu wissen, das alles Das, was geschehen ist,

um unsere gegenseitige Entrüstung zu erwecken, nicht absichtlich geschah, sondern gewissen Mißverständnissen und Irrtümern zur Last gelegt werden muß?" Meine Antwort darauf ist folgende: Die Presse unseres Landes zieht einen guten Teil ihrer Macht und ihres Einflusses, welche sie über ihre eigenen Landsleute ausübt, aus dem Werte, welcher in der Fremde ihr beigelegt wird, und ihre Wichtigkeit zu Hause kennzeichnet ihren praktischen Wert durch die Reaktion, welche sie auf die Nerven der fremden Presse ausübt. Ich habe wahrgenommen, daß solche Organe, welche es für ihre verdienstvollste Aufgabe halten, den Nachbar an den Ohren zu zausen, es zu ihrem Geschäft machen, in fremden Zeitungen alle Aeußerungen aufzutreiben, welche berechnet sind, zu Hause böses Blut zu machen, und während sie bewußt oder unbewußt ihre Leser über die Wertlosigkeit des Winkelblattes, aus dem sie schöpfen, im Dunklen lassen, thun sie ihr Bestes, alle internationalen Mißverständnisse und Verstimmungen zu fördern. Es ist mir öfter begegnet, daß ein Fremder mich aufforderte, Rede zu stehen wegen einer Schrift oder eines Zeitungsartikels, als wären sie eine Manifestation der deutschen Meinung, während kein vernünftiger Mensch im deutschen Reiche etwas davon wußte, noch gar davon Notiz genommen hatte. Irgend ein Lumpensammler hatte die Notiz aus der Gosse gezogen und sie in feurigen, weithin sichtbaren Buchstaben vor die Augen fremder Länder gerückt. Ebenso geschieht es bei uns. Hunderte von Federn arbeiten Jahr aus Jahr ein, um solchen Unrat auszubreiten.

Hier vielleicht mag etwas geschehen können — ich sage: etwas; denn Großes wird nie gemacht, es kommt, man weiß nicht wie, und darum ist es unwiderstehlich.

II.

Die Zustände der Presse eines Landes schildern, deckt sich mit der Schilderung seiner politischen Zustände überhaupt. Das bedarf keiner Erklärung. Deutschland unterscheidet sich von anderen zivilisierten Ländern des Westens darin, daß es noch nicht die Höhe politischer Einheit und Freiheit errungen hat, daß es erst vor Kurzem seine patriarchalisch-monarchische Form der Regierung abgeschüttelt hat, und daß es den bescheidenen Teil der Einheit, welcher bis zur gegenwärtigen Stunde ihm zugefallen ist, nicht inneren siegreichen Kämpfen verdankt, sondern der Rückwirkung auswärtiger Kriege, ausgefochten auf internationalen Schlachtfeldern, welche die erblichen Herrscher dazu bestimmten, ihrer Gewalt Grenzen zu ziehen, mehr aus opportunistischen Gründen, als aus Furcht vor unwiderstehlichen Erhebungen für die Freiheit. Daß diese dreifache Ursache noch stets weiter wirkt, zeigt sich darin, daß die öffentliche Meinung gegenüber der Staatsgewalt in Deutschland schwächer ist, als in anderen Ländern. Die Presse ist in der That hier, wie überall, eine große Macht; aber sie ist hier so wie überall dies nur in der Hand des Mächtigen, und da die öffentliche Meinung im Widerstand gegen die Macht des Staates bis jetzt noch nicht in hohem Grade das Bewußtsein ihrer Stärke erreicht hat, so hat die deutsche Presse bis zu dieser Stunde sich als eine starke Waffe mehr in den Händen der Regierung als in denen der Oppositionsparteien gezeigt. Die Energie des Widerstandes, welche von der römisch-katholischen Kirche und der Sozialdemokratie entfaltet wurde, rührte nicht von der Macht ihrer Presse her, sondern von der Leichtigkeit, mit welcher die Diener der Kirche und die Führer der Arbeiter im Stande waren, in ihrer Umgebung persönliche Propaganda zu machen. Wie

mit der Presse, so verhält es sich mit dem Parlament, und da der Einfluß ganz von der realen Macht abhängt, so ist der Einfluß der Presse wie der des Parlamentes viel geringer in Deutschland, als in den anderen großen Weltstaaten. Hier, wie in allen folgenden Betrachtungen, übergehe ich mit Schweigen die Frage über die Vorteile oder Nachteile, welche mit einem solchen Zustande verbunden sind; denn wir beschäftigen uns nur damit, Thatsachen zu schildern und nicht ihren Wert.

Die Schwäche des freiheitlichen Selbstgefühls trägt ebenso viel als die Vielfältigkeit der Mittelpunkte des öffentlichen Lebens dazu bei, die öffentliche Meinung wie die sie zum Ausdruck bringenden Organe schwach zu erhalten. Selbst wenn Deutschland wirkliche Einheit wie Italien besäße, würde der Regionalismus, welcher bis ganz vor Kurzem Alles durchtränkte, dennoch sein Recht behaupten. Er behauptet sich, selbst in Italien, sehr stark, obgleich Rom als Hauptstadt den Herzen der Italiener viel näher steht als Berlin den Herzen vieler Deutschen. Darum ist es eine anerkannte Thatsache, daß die Berliner Presse keinen vorherrschenden Einfluß auf das große deutsche Publikum ausübt, weder moralisch, noch politisch. Wenn gewisse Organe mit besonders hervorstechenden Informationen ihren Weg durch das ganze Deutschland machen, so geschieht dies nicht sowohl, weil sie in Berlin erscheinen, als vielmehr darum, weil sie notorisch das Mundstück der Regierung sind, und zwar einer Regierung mit einer solchen interessanten Persönlichkeit an der Spitze, daß alle ihre Bewegungen nicht nur von Deutschland mit der größten Aufmerksamkeit, sondern auch von der ganzen übrigen Welt beobachtet werden. Wenn diese interessante Persönlichkeit nicht mehr da ist, werden die Organe, die sie benutzt hat, höchst wahrscheinlich wieder in ihre provinzialen Schranken zurücktreten. Man

kann dies sehr gut an der Thatsache sehen, daß Organe, welche nicht in Berlin erscheinen, welche aber dennoch der herrschenden Persönlichkeit als Organ dienen, den Kreis ihres Einflusses ausgedehnt haben. Aber, abgesehen hiervon, der Partikularismus, welcher in der Presse vor der Errichtung des deutschen Reiches geherrscht hat, behauptet sich auf seinem Grund und Boden, und jene Zeitungen, welche früher die öffentliche Meinung jenseits ihrer lokalen Grenzen beeinflußt haben, haben noch nichts von ihrer Autorität eingebüßt. Die Berliner Zeitungen haben nichts gewonnen, wenigstens nichts, was sich zu der Art vergleichen ließe, in welcher die großen Londoner Blätter die Stimme ihres Landes gegenüber Großbritannien, seinen Kolonien und der ganzen Welt abgeben. Ich sage nichts von Paris, weil Paris als der große, Alles in sich vereinende Mittelpunkt von Frankreich, kein nachahmenswertes Muster liefert. So besteht in Deutschland, mit Ausnahme der allbekannten Organe der alles beherrschenden Persönlichkeit, kein einziges Blatt, von welchem man sagen könnte, daß die darin enthaltenen Kundgebungen mit Wahrscheinlichkeit in weitem Maße zur Kenntnis der an der Sache Beteiligten gelangen möchten. Hier und da mag Manches besonders Bemerkenswertes aus einem Berliner Blatt in ein anderes übergehen; doch dieses geschieht auch den Zeitungen, welche in Hamburg, Frankfurt oder Magdeburg erscheinen und kommt wenig in Betracht, verglichen mit dem Einfluß der großen Organe anderer Hauptstädte, welche wohl wissen, daß ihr Geist und ihre Ansichten das ganze Land weithin durchdringen, weil sie überall gelesen werden, und daß ihre Ideen sicher sind auf dem Weltmarkt des öffentlichen Lebens zur Geltung zu kommen. Die „Neue freie Presse“, eine Zeitung, welche garnicht in Deutschland, sondern in Wien erscheint, kann sich eines großen und andächtigen

Leserkreises rühmen, wie ihn nur wenige heimische Journale besitzen. Gerade diese Lage außer Landes verschafft ihr einen ausgedehnten Umlauf, ganz unabhängig von regionalen Grenzen, und der lebhafte Ton, welchen die Wiener Atmosphäre ihr verleiht, entspricht noch besonders dem Geschmack gewisser Leserkreise, welche nur selten in den Erzeugnissen der deutschen Publizistik Befriedigung ihres Sinnes für Styl und Darstellungsweise finden. Zwar giebt es auch in Berlin verschiedene nicht gouvernementale Organe, die Anhang im ganzen Reich haben; aber, obgleich sie ihren Sitz in Berlin hatten, bevor dieses Hauptstadt des Reiches war, so verdanken sie ihre zahlreiche Kundschaft nicht diesem Umstand, sondern dem, daß sie die anerkannten Organe einer Partei sind, deren Mitglieder durch meist konfessionelle Bande eng verbunden und daher gewissermaßen gezwungen sind, ihr Ohr dem Mundstück ihrer Partei zu leihen. Doch Alles, was nicht zu ganz besonderen Zwecken dient, verhallt jenseits der Grenzen Berlins. Es giebt eine Anzahl von Zeitungen in Berlin, welche reichlich mit allen geistigen und finanziellen Hilfsmitteln versehen sind, aber die Bevölkerung in den Provinzen hört nur ab und zu durch Zufall etwas von ihrem Inhalt und weiß kaum, zu welcher Partei sie gehören, und dennoch beziehen die Einwohner der Hauptstadt ihre geistige Nahrung von ihnen und bilden sich ein, in voller Ideengemeinschaft mit den übrigen Landsleuten zu sein. Hier und da gelingt es einem unternehmenden Zeitungsbesitzer, diesen Bannkreis zu durchbrechen, indem er einen besonders vervollkommneten Apparat industriösen Vertriebs in Bewegung setzt; aber dieses sind seltene Ausnahmen, und sie hängen ganz von den damit verbundenen Persönlichkeiten ab; und selbst glänzende Erfolge führen nicht zu dem sicheren Resultat, einen Leserkreis zu einer großen Gemeinde über das ganze Land hin zu verbinden.

Man kann darnach sich leicht vorstellen, wie die Summe aller dieser Bedingungen auf den journalistischen Beruf zurückwirkt. Es fehlt nicht an Talent, und die für den Beruf nötigen Kenntnisse sind wahrscheinlich in Deutschland mehr verbreitet als in irgend einem anderen Lande der Welt. Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß hier unter den Redakteuren von Zeitungen ebenso wie unter vielen anderen höher gebildeten Klassen Deutschlands, namentlich unter den Lehrern, ein größerer Bestand von geschichtlichen und geographischen Kenntnissen zu finden ist, als in denen von England und Frankreich vereint. In den ruhigen Zeiten zwischen dem Fall des ersten Kaiserreichs und dem Jahre 1866, mit Ausnahme der Episode von 1848, gereichte eine gewisse Art von gelehrtem Journalismus zu einer befriedigenderen Thätigkeit als gegenwärtig, weil eine weit verbreitete und höhere Klasse von Lesern damals durch gelehrte Darstellungen in den Spalten der Tageszeitungen sich mehr angezogen fühlte als durch Politik.*) In jenen Tagen ward die „Allgemeine Zeitung", welche unter Schillers Mitwirkung entstand, in einer bayerischen Provinzialstadt von dem Verleger Cotta, bei dem die deutschen Klassiker erschienen sind, begründet und war im Stande, ihren Leserkreis aus allen deutschen Bundesstaaten, Österreich mit eingeschlossen, und aus der ganzen Welt von da aus heranzuziehen. Ihre Herausgeber und Mitarbeiter gelangten zu litterarischem Rufe. Noch ist davon ein kleiner Rest übrig, aber es sind doch nur beaux restes. Der Tumult der Parteipolitik hat das Alles weggeschwemmt, und alle Publizistik höherer Art ebenfalls in die Grenzen des Partikularismus zurückgetrieben. Einem Journalisten

*) Die alte sogenannte „Vossische Zeitung" in Berlin trägt davon die Spuren in dem Titel, den sie von Anfang an geführt, noch heute an der Spitze in den Worten „Von Staats- und gelehrten Sachen."

gelingt es nicht mehr, seinen litterarischen Ehrgeiz oder sein Streben nach einer weit ausgedehnten Sphäre des Einflusses zu befriedigen, und die wenigen, welche dahin gelangen, sich weit und breit bekannt zu machen, weil sie als Donnerknechte im Dienste des Olympiers stehen, sind mit seltenen Ausnahmen von untergeordneter Qualität; denn der Olympier befolgt in großen wie in kleinen Dingen den Grundsatz des ersten Napoleon, daß seine Helfer nicht großer Intelligenz bedürfen, weil er genug für Alle habe, und die ihrige sie unzuverlässig machen könne. Es giebt innerhalb wie außerhalb Berlins geschickte und gelehrte Männer, welche eine Generation hindurch für die Presse geschrieben haben, ohne daß ihr Name außerhalb des eingeweihten Kreises bekannt geworden wäre. Eine der größten Befriedigungen, welche mit diesem Berufe in anderen Ländern verbunden ist und in Wahrheit ihn allein befriedigend machen kann, fehlt hier gänzlich, und eine gewisse Kleingeisterei, welche die deutsche Presse durchzieht, erklärt sich wahrscheinlich aus diesem Umstand. Es geschieht äußerst selten, daß ein Journalist einmal in eine höhere politische Stellung aufrückt, was schon die alten bureaukratischen und aristokratischen Traditionen verhindern, aber selbst ein Übergang in die parlamentarische Laufbahn kommt hier seltener vor als anderwärts.

In Verbindung mit diesem Umstand steht die Thatsache, daß auch unsere großen Zeitungen nur in den seltensten Fällen die Organe besonderer parlamentarischer Parteien sind; sie mögen zu gegebener Zeit die eine oder die andere unterstützen, aber sie würden sich etwas von ihrer Würde zu vergeben glauben, wenn sie in den Verdacht kämen, einer bestimmten Partei dienen zu wollen. Es besteht eine Art gegenseitiger Eifersucht zwischen Partei und Journal; es geschieht sehr häufig, daß der Redakteur einer

Zeitung dagegen protestiert, daß er im Dienste einer bestimmten Partei stehe, oder daß eine Partei gegen die Vermutung auftritt, sie werde in einer bestimmten Zeitung vertreten. Der deutsche Individualismus und die große Unwahrscheinlichkeit, daß man von einer freien Laufbahn in die politische Hierarchie eintrete, führen hier wie in so vielen anderen Verhältnissen dazu, die Kräfte zu zersplittern und die Freude an der Arbeit zu schwächen. Ich glaube, beobachtet zu haben, daß die deutschen Korrespondenten in fremden Ländern mit mehr Kenntnis ihre Aufgabe erledigen als die meisten ihrer Kollegen; aber recht oft sehen sie die Begebenheiten, die sie behandeln, durch trübe Gläser an.

Die Unzulänglichkeit der deutschen Presse, wie sie hier eben geschildert ist, wird zum Teil wieder ausgeglichen durch die große Öffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen und besonders derer im Reichstag. Was immer da gesprochen wird, dringt in jeden Winkel des Reichs, wenn auch manchmal in verstümmelter Gestalt, und dies würde schon genügen, die Existenz des Reichstages zu rechtfertigen, obwohl er weniger Autorität besitzt als irgend ein anderes Volkshaus. Er ist der einzige Ort, von welchem aus ein Mann, obgleich er nicht auf Seite der Regierung steht, sicher sein kann, Gehör zu finden; er ersetzt dadurch eine zentralisierte Presse, und seine Leistungen werden dadurch um so wichtiger, weil er volle Redefreiheit genießt, eine Freiheit, welche, wie bekannt, heutzutage der Presse nur in beschränktem Maße eingeräumt ist. In diesem wie in manchem anderen Punkte sind die Deutschen während der zwanzig Jahre, die seit dem französischen Kriege verstrichen sind, zurückgegangen. Dies näher zu illustrieren würde uns mitten in die politischen Fragen hineinführen, die wir hier nicht berühren wollen; wir wollen dies nicht mehr thun, als unbedingt notwendig ist, um die vorliegende Frage zu beleuchten.

Die immer zunehmende Auslegungskunst, mit welcher eine neue Generation von Richtern gewisse Paragraphen des Strafgesetzbuches auszulegen bestrebt ist, macht es zu einem sehr gefährlichen Unternehmen, öffentliche Angelegenheiten anderwärts als im Reichstage zu besprechen. Es kann einem Schriftsteller im Handumdrehen, ohne daß er es wünscht oder entfernt daran denkt, passieren, daß er irgend einen hochstehenden Mann oder auch einen kleinen beleidigt oder manchmal einen großkleinen, und daß er dafür mit einigen Monaten Freiheitsverlust büßen muß. Diese Art von Rechtsprechung hat die Empfindlichkeit der amtlichen Körperschaften und sogar der Privatleute derart verwöhnt und verhätschelt, daß die Erörterung von Beschwerden zu einer sehr verfänglichen Aufgabe geworden ist. Ich möchte einem Journalisten nicht raten, daß er irgend ein öffentliches oder privates Gebäude als sehr geschmacklos angestrichen hinstellt; er möchte sich eine Beleidigungsklage dafür zuziehen, sowohl seitens der Personen, die es angestrichen, als von dem, der es anstreichen ließ. Vor einiger Zeit entschied ein Gericht, daß einem Schriftsteller der Zutritt zu einem aus Staatsgeldern subventionierten Theater verweigert werden könne, obgleich er seinen Platz bezahlt hatte, denn er habe die Schauspieler so heftig kritisiert, daß er dem Publikum die Freude an der Darstellung verdorben habe. Der Nachteil, welchen das öffentliche Wohl durch die der Kritik gezogenen Schranken erleidet, wird vielleicht bis zu einem gewissen Grade durch einen Vorteil ausgeglichen, welchen die Presse an sich daraus zieht. Ich habe von französischen Lesern der deutschen Zeitungen sagen hören, daß die vorsichtige und geschickte Haltung gewisser unabhängiger deutscher Organe sie an ähnliche Erscheinungen in Frankreich erinnert aus der Zeit, wo unter dem zweiten Kaiserreiche das Schwert der Justiz jeden Tag über ihren

Häuptern schwebte und sie deshalb zu ähnlichen Anstrengungen führte. Die Kunst, das, was man zu sagen hat, mit der äußersten Vorsicht auszusprechen, ohne ihm doch die Spitze abzubrechen, hilft zu einer Verbesserung des Stils und zu einer Verfeinerung des Gedankens. Es ist allerdings eine Art von sklavischer Kunst, aber es ist eine Kunst; und Nachlässigkeit im Stil war so lange einer der Grundfehler des deutschen Journalismus, daß man selbst in solchem Zwange zur Besserung einen zwar unwillkommenen, aber wirksamen Sporn erblicken kann.

III.

Klagen über die Ausschreitungen der Presse gehen durch die ganze Welt. Da in Deutschland nur die Blätter der Regierung volle Freiheit genießen, so ist die Vermutung nicht unbegründet, daß die Klagen wegen Mißhandlung und Verdächtigung des Gegners sich am meisten gegen sie richten muß; aber allerdings schleudert man sich allerorts und mit derselben Stärke der Überzeugung solche Vorwürfe zu. Je mehr das Wahlrecht in einem Lande sich ausdehnt, desto stärker drängt aller politische Streit in letzter Instanz auf Wahlstreitigkeiten hin, und wo das allgemeine Stimmrecht herrscht, ist die Polemik der Zeitungen auch am meisten geneigt, in wilden Kampf auszuarten, und andererseits: je mehr die Presse lokal beschränkt ist, desto gehässiger wird sie in ihrem Faustkampf werden. Es giebt in jeder Partei von den äußersten Konservativen bis zu den äußersten Radikalen Leute, die aus gewissem Instinkt heraus alle ihre Anstrengungen darauf richten, die gebildeteren und feinfühligeren Naturen von der aktiven Politik abzuschrecken,

sodaß das Feld frei bleibt für die mehr abgehärteten Kämpen. Das beste Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, besteht darin, unerwünschte Kandidaten in der öffentlichen Presse mit den gröbsten Verleumdungen anzugreifen. In dieser Weise kommt es dazu, daß nur die, welche dickfellig sind, oder die, welche durch irgend einen besonderen von ihnen verfolgten Zweck von vornherein unverwundbar sein wollen, von der Wahlbewerbung nicht abgeschreckt werden. Diejenigen Länder, wo das Wahlrecht weit ausgedehnt ist, — auch England, wenn ich recht unterrichtet bin — sind genötigt, anzuerkennen, daß das Niveau der Volksvertretung heutzutage ein niedrigeres ist als ehemals. Die Zeiten der Ruhe sind vorüber, in welchen ein hoher Grad von Beredsamkeit, gute Manieren gegen alle Welt und hohe Bildung eine Zierde der Parlamente waren und ihren Mitgliedern eine Ausnahmestellung in der Gesellschaft verbürgten. Wahrscheinlich haben die nimmer ruhenden Preßfehden der geschilderten Art ein gutes Anteil an diesem Zustand der Dinge. Es giebt aber noch andere Gründe, die ebenfalls dazu beitragen. Die Vervollkommnung der technischen Seite des Lebens wird immer mehr einer der Haupthebel an der Förderung des öffentlichen Wohls und drückt die entscheidende Macht politischer Systeme und konstitutioneller Formen herab, und die Folge davon ist, daß Menschen, welche sich im Besitz großer Energie und Geschicklichkeit fühlen, weniger Neigung empfinden, sich der politischen Laufbahn zu widmen. Darum sehen wir in den gebildeten Kreisen eine wachsende Abnahme der Neigung, sich an politischen Kämpfen zu beteiligen. Nur in einem Punkte sind sie noch erregbar durch das Interesse an der Politik, nämlich wenn es sich darum handelt, den Frieden zu erhalten, damit nicht heftige Störungen die Grundlage des Staates erschüttern. Bei dieser Abstumpfung des öffentlichen Geistes ist, wie man sich leicht

denken kann, nicht alles Profit. Frau von Staël sagte einmal, daß in einem Lande, wo die Frauen aus politischen Gründen aufs Schaffott gebracht würden, auch Grund genug vorhanden sei, daß die Frauen sich mit Politik abgeben, und dieser Spruch kann auf verschiedene Weise verwendet werden. Aber die Zunahme der Gleichgiltigkeit für öffentliche Angelegenheiten aus Ekel an dem Geist der öffentlichen Polemik ist besonders unwillkommen in einem Lande wie Deutschland, weil es noch jung und unerfahren im politischen Leben ist, und weil es sowohl in seinen Institutionen als in seinem allgemeinen Bewußtsein noch keine festen und breiten Garantien einer freien Entwicklung besitzt.

Seitdem die Schwierigkeiten, welche mit der Herausgabe einer Zeitung ehemals verbunden waren, durch ein in der ersten liberalen Periode des Reiches erlassenes Preßgesetz beseitigt wurden, ist die Zahl der kleinen unbedeutenden Blätter ins Unermeßliche gewachsen. In den wohlhabenden Landstrichen Deutschlands ist es gar nichts Ungewöhnliches, in Ortschaften, die nur 1000 bis 1500 Seelen umfassen, zwei oder drei Zeitungen zu finden, Zeitungen allerdings, von denen man eher sagen kann, daß sie gedruckt, als daß sie geschrieben werden; denn ihre Herausgeber thun ihre Arbeit meistens nur mit der Scheere oder mit polygraphierten Korrespondenzen, welche von allen Parteien beinahe umsonst geliefert werden. Es versteht sich von selbst, daß in solchen Blättchen neben einigen nützlichen Mitteilungen ein großer Teil von unverdautem Material und persönlichem Skandal niedrigster Art verarbeitet wird.

Der Deutsche hat einen größeren Lerntrieb als die meisten anderen Völker. Sei er im Theater oder auf Reisen, oder wo sonst immer, neben dem Trieb, seinen Genuß oder seine Neugierde zu befriedigen, will er immer auch den Vorrat seiner Kenntnisse vermehren. Nicht um-

sonst hat Bädeker alle anderen Reisebücher verdrängt. Unsere Theaterzettel selbst führen überall so viel als möglich eine nähere Beschreibung von Zeit und Ort der Handlung und der Personen auf, und die Kouplets der tollsten Possen sind nicht selten mit moralischen Lehren verziert. Dasselbe zeigt sich auch in der Tagespresse. Mit Ausnahme der Politiker von Fach liest ein Deutscher in der Regel nur ein Blatt. Er versteht in der Anschaffung von Zeitungen wie von Büchern seinen Wissensdrang mit seiner Sparsamkeit zu vereinigen. In den Stunden zwischen fünf und sieben Uhr des Abends begegnet man in den Straßen von Paris Tausenden von Personen, welche einen Pack Zeitungen, den sie eben gekauft, unter dem Arm tragen und eine davon im Gehen zu lesen beschäftigt sind. Ich kann mich nicht entsinnen, etwas Ähnliches während zwanzig Jahren je in Berlin gesehen zu haben, ausgenommen in Zeiten, wo der große Krieg die Menschen in Spannung hielt. Ich glaube, daß der physische Durst, welcher in der deutschen Natur vorhanden ist, dem Durst nach Neuigkeiten Eintrag thut, und daß ein großer Teil der kleinen Ausgaben, der anderwärts der Presse zu Gute kommen, hier von Flüssigkeiten absorbiert wird. Dagegen sind die Meisten auf eine bestimmte Zeitung abonniert, und wenn ein Mann nur eine Zeitung hält, so wünscht er auch natürlich, daß sie ganz seinen Ansichten entspreche. Mit vollem Recht; denn es ist einer der größten Genüsse, die ein Mensch in diesem Jammerthal haben kann, wenn er jeden Morgen zu seinem Frühstück schwarz auf weiß einen guten Leitartikel im pluralis dignitatis geschrieben lesen kann, der ihm den Beweis liefert, daß seine eigene Meinung die beste von der Welt ist.

Das ist wahrscheinlich der Grund, warum der Leitartikel in deutschen Zeitungen mehr gepflegt wird als in

fremden. Jedes Blättchen mit seltensten Ausnahmen, von Berlin bis in den kleinsten Flecken, eröffnet seine Spalten mit einem Leitartikel. Die kleinen beziehen dieselben meistens aus einer größeren Zentralmanufaktur für Leitartikel, welche solche an ganze Gruppen oder Distrikte liefert. Erscheint das Blatt Morgens und Abends, so hat es eben zwei Leitartikel, und sie beschäftigen sich durchaus nicht regelmäßig mit den neuesten Tagesfragen; das würde dem Wissenstriebe ihrer Abonnenten nicht entsprechen. Der Abonnent will auch unterhalten und belehrt sein, nicht bloß über die sogenannten brennenden Fragen seiner eigenen nächsten Interessen, sondern auch über alle anderen Dinge der Welt. In früheren Tagen beschäftigten sich die deutschen Zeitungen viel mehr mit fremden Ländern als mit ihren eigenen. Das hat sich nun glücklicherweise geändert, seitdem es ein Deutsches Reich und eine deutsche Politik giebt; aber ein gut Teil ist doch noch davon zurückgeblieben, und es schadet nichts, besonders wenn es gelingen sollte, den Deutschen zugleich mit ihrem lebhaften Interesse für fremde Angelegenheiten auch ein ebenso lebhaftes für ihre eigenen einzuflößen. Ich glaube, man könnte auf viele Tausende Deutsche, die wissen, daß Mr. Goschen jetzt Schatzkanzler ist, höchstens einen Engländer finden, der weiß, daß Herr von Scholz preußischer Finanzminister ist. Dieser Sinn für fremde Dinge ist kein Uebel, vorausgesetzt, daß er den Sinn für die eigenen Angelegenheiten nicht allzu sehr ableitet, und daß er dem Geiste treu bleibt, dem er entsprang, nämlich einer unparteiischen Beurteilung der Beziehungen zum Auslande, was zu einer richtigen Würdigung der eigenen Angelegenheiten und zu einer passenden Haltung gegenüber fremden Ländern führt. Aber diese Beurteilung und unparteiische Handlungsweise ist allerdings beeinträchtigt worden durch die großen nationalen Streitig-

keiten, die in letzter Zeit eingesetzt haben, und wenn die Kenntnis fremder Angelegenheiten dazu benützt wird, den inneren Streit noch mehr zu nähren, so entspringt mehr Schaden als Nutzen aus der Beschäftigung mit den Angelegenheiten fremder Länder, weil dadurch größere Irrtümer und Entstellungen zusammengehäuft werden, als wenn die Nationen sich nur mit ihrer eigenen Politik beschäftigen. Da die Deutschen eifriger in der Erkundung fremder Länder sind als andere Völker, so setzen sich bei ihnen auch falsche Eindrücke, zu denen sie einmal gekommen sind, mehr und nachhaltiger fest. Das lebhafte Interesse, welches die Deutschen aller Klassen selbst in den breitesten Schichten des Volkes an den Angelegenheiten anderer Nationen nehmen, ist zum Teil die Nachwirkung ihres ehemaligen, langen politischen Niederganges, während dessen sie ihren Sinn für dergleichen nur an der Erfahrung höher entwickelter Staaten üben konnten. Doch haben dabei auch noch andere Umstände mitgewirkt, wie insbesondere ihre größere Kenntnis fremder Sprachen, ihre Reiselust und ihre Anpassungsfähigkeit.

Seit einiger Zeit werden die schon früher gemachten Anstrengungen immer erneuert, um die deutsche Sprache von den zahlreichen Fremdwörtern zu reinigen, die in sie eingedrungen sind, und dies geschieht im Namen dessen, was man den nationalen Geist nennt, ein an sich gutes und berechtigtes Gefühl, das aber im Laufe der Zeiten viel mißbraucht und von schlechten Elementen ausgebeutet worden ist. Es ist klar, daß Zeitungen, welche so viel mit fremden Angelegenheiten zu thun haben, auch dazu beigetragen haben, die Sprache mit fremden Elementen zu versetzen. Aber so nützlich es sein mag, die Sprache zu reinigen, so wäre es doch schade, wenn dadurch die Neigung, fremde Sprachen zu lernen, beeinträchtigt würde. Glücklicherweise ist bis

jetzt nicht davon die Rede, und ebenso beklagenswert wäre es, wenn der Sinn für Belehrung über auswärtige Dinge bekämpft würde, um das Interesse für die eigenen Angelegenheiten zu heben; denn beide Dinge können sehr gut Hand in Hand gehen. Diese beiden Züge, die Fähigkeit zur Erlernung fremder Sprachen und das Verständnis für fremde Angelegenheiten sind ein Stück der guten Erbschaft des alten deutschen Wesens, und es wäre eine Versündigung an demselben, wenn man sie methodisch austreiben wollte. Jede Nation hat ihre Vorzüge und ihre Fehler, und wer ihr Vorzüge entziehen will, weil sie unter gegebenen Umständen zum Nachteil zu führen scheinen, stört das Gleichgewicht zu Gunsten der übrig bleibenden unverminderten Fehler. Die naive Beschränktheit der Franzosen in Sachen der Kenntnis fremder Länder hängt eng mit ihren Vorzügen zusammen. Dem Deutschen, welcher dieselben Vorzüge nicht hat, die Fehler des Franzosen einimpfen zu wollen, wäre ein trauriges Unternehmen. Nichtsdestoweniger sehen wir jetzt Versuche dieser Art anstellen und Symptome davon in der Presse. Es mag ja heilsam sein, auf künstliche Weise fehlerhafte, einseitige Tendenzen auf ein richtiges Maß zurückzuführen, gerade wie man einen Stock, der verbogen war, nach der entgegengesetzten Richtung biegt, um ihn auf die gerade Linie zurückzubringen; aber man muß Sorge tragen, daß der Stock nicht dabei zerbrochen wird oder, wie man in der Medizin sagt, daß die Kur nicht schlimmer ist als die Krankheit. Ohne in jenen Mystizismus zu verfallen, welcher gewissen Nationen gewisse Aufgaben in der Welt zuteilt, als wenn sie durch eine Vorsehung zu ihnen berufen seien, kann man doch sagen, daß jede große Nation während ihrer Entwicklung eine bestimmte natürliche Aufgabe zu erfüllen hat, denjenigen Teil des all-

gemeinen Kulturzwecks, welcher ihrem nationalen Temperament am meisten entspricht, ähnlich wie das Prinzip der Arbeitsteilung in der Welt die Aufgaben unter die Einzelnen verteilt. Wenn wir dieser Ansicht sind, so müssen wir bekennen, daß Deutschland mit der großen Macht, zu der es gelangt ist, auch den Beruf hat, jene besondere Art von Einfluß auszuüben, der seiner angeborenen Leichtigkeit, die Zustände und Besonderheiten anderer Nationen zu verstehen, entspricht. Ein Deutscher kann dies aussprechen, ohne anderen Nationen zu Nahe zu treten; denn es teilt Deutschland eine Stellung in der Welt zu, welche das Wachstum des Deutschen Reiches zu einem Segen zu Hause und draußen machen könnte. Alles, was vor Jahrhunderten mit dem Gedanken eines Deutschen Reiches unter dem Namen des Heiligen Römischen Reiches sich verbinden ließ, könnte dadurch in einem höheren und besseren Sinn erfüllt werden. Deutschland würde nicht, wie damals, danach streben, im Bunde mit dem Papst die Welt zu regieren, sondern es würde jedem Volk sein gerechtes Teil an der allgemeinen Entwicklung lassen, um, indem es seine eigene große Macht in die Wagschale wirft, den Ausschlag nach der Seite des Friedens und der Gerechtigkeit zu geben.

Dies ist die große Aufgabe, welche in Wahrheit zu dem Geist der deutschen Nation stimmt, und welche auch der Empfindung derer, welche mehr oder weniger zur Gründung des neuen Reiches beigetragen haben, nahe liegt, wogegen jene Bewegung, zu deren Bezeichnung wir das Fremdwort „Chauvinismus“ brauchen, so sichtbar das Ergebnis fremder, künstlicher und nur vorübergehender Einwirkung ist, daß wir hoffen dürfen, es wieder verschwinden zu sehen. Die Art und Weise, in welcher Deutschland und England in diesem Moment (1890) wieder einander näher kommen,

mag ein Symptom sein, daß diese Hoffnung nicht auf eitler Täuschung beruhe. Wenn das gute Einverständnis zwischen diesen beiden Nationen auf einer festen Grundlage hergestellt werden kann und zu diesem Zweck ist es nur nötig, künstlich geschaffene Vorurteile zu beseitigen, so würde dies nicht bloß für Deutschland und England, sondern für die ganze zivilisierte Welt als ein Glück zu begrüßen sein.

Ueber Kompromisse.*)

Jede Regierung, in Wirklichkeit jeder menschliche Vorteil und Genuß, jede Tugend und jeder Akt der Klugheit ist auf Kompromiß und Austausch begründet.

(Burke in seiner Rede für die Verständigung mit den amerikanischen Provinzen.)

---

*) Aus der Nation vom 4. Oktober 1890.

Ich bin in diesen Tagen wieder der oft vernommenen Behauptung begegnet, die Nationalliberalen rühmten mit Unrecht dem Fürsten Bismarck nach, daß ihm vor Allen das Werk der deutschen Einigung zuzuschreiben sei, während doch ohne Moltkes Genie, ohne die Tapferkeit des Heeres und ohne die Hingebung des ganzen Volkes ihm das Werk nicht hätte gelingen können. Ich gestehe, daß ich in diesem Punkte aber doch noch den Nationalliberalen Recht gebe. Preußen hätte drei Moltkes und dreimal so große Heere haben können: ohne den Kopf Bismarcks wäre die That nie vollbracht worden. Und der erfindende, leitende Kopf ist es, welchem die That gehört. Moltke und das Heer waren nur Werkzeuge, wenn auch noch so tüchtige. Die entgegengesetzte Behauptung entspringt aus demselben Irrtum, aus dem die sozialistische Theorie von der Ungerechtigkeit des Unternehmergewinns entspringt. Die Lehre von dem sogenannten Recht der Arbeiter auf den ganzen Gewinn beruht auf der Verkennung der Thatsache, daß bei allen schöpferischen Leistungen der Kopf die Hauptarbeit thut. Darum hat der organische Gang der gesellschaftlichen Produktion auch dem Unternehmer den größeren Gewinnanteil zugewiesen als dem unter der Inspiration und Verantwortlichkeit desselben stehenden Arbeiter. Die ganze Marx-Lassalle'sche Sozialistik beruht auf der Verneinung des Kopfes zu Gunsten einer unwahrhaftigen Verherrlichung der Hand. Wäre es

denkbar, eine Produktion mit Gewinnverteilung nach abstrakten Gleichheitsvorschriften an die Stelle der jetzigen Verteilung zu setzen, welche den thatsächlich wirkenden Kräften der intellektuellen Urheberschaft von selbst gerecht wird, so würde ein Leib ohne Seele daraus entstehen, und dieser Leib würde alsbald zerfallen.

Die Zeit scheint mir noch nicht gekommen, aus den Reihen der Gegner mit einem Gesammt- und Endurteil über Licht und Schatten der Aera Bismarck herauszutreten. Nicht als wäre unbedingt richtig, was so oft gesagt wird: daß erst eine mehr oder weniger entfernte Zukunft befähigt sei, einen unparteiischen und wohl informierten Richterspruch zu fällen. In vielen Dingen ist die Gegenwart scharfsichtiger und kompetenter; für manches Neue, was die Zukunft ans Licht fördern mag, gerät auch wieder Anderes in Vergessenheit; und füglich weiß doch Niemand so gut Bescheid über die Dinge als der, welcher sie mit erlebt hat.

Aber die tragische Wendung dieses großartigen Geschickes ist noch zu neu, als daß nicht mancher alte Gegner der kanzlerischen Politik begreiflicher Weise ein gewisses Widerstreben empfinden sollte, Gericht über dieselbe zu halten. Hätten wir selbst durch eigene Kraft uns von ihr befreit, so wäre das ein Anderes. Der Sieg gäbe uns nicht nur Rechte, sondern legte uns auch Pflichten auf. Da aber eine dritte Hand, wenn schon vielleicht beeinflußt von der allmählich wachsenden populären Gegenströmung, den Kanzler gestürzt hat, so stände es den Gegnern übel an, zu triumphieren, und auf ein solches Triumphieren würde doch jede Schlußabrechnung hinauslaufen. Dies darf freilich kein Abhaltungsgrund sein, schon jetzt, wo immer die Notwendigkeit es mit sich bringt, bald dies, bald jenes Stück aus dem Inventar der Bismarckschen Hinterlassenschaft der ernsten Würdigung zu unterziehen, wie dies

beispielsweise eben bei der Umkehr von der Teurungs- und Hungerpolitik geschieht. Natürlich kann dieser praktischen Aufgabe kein ästhetisches Hindernis entgegengestellt werden, und beiläufig gesagt, wäre ein Übermaß von Zartgefühl übel angebracht einer Persönlichkeit gegenüber, welche an rücksichtsloser Härte selten übertroffen worden ist. Die lange und schrankenlose Herrschaft des Fürsten hat so nachhaltige Folgen für das Land hinterlassen, daß man in der praktischen Politik auf Schritt und Tritt Urteile über das Einzelne mit unzertrennlicher Rückwirkung auf das Ganze zu fällen in die Lage kommt. Und darum, nicht um ein letztes Verdikt über das Ganze zu sprechen, ist es für jeden in diesen Dingen zu Wort Kommenden von Wichtigkeit, über sein Verhalten zur Sache kein Mißverständnis einfließen zu lassen.

Je mehr ich davon durchdrungen bin, daß die letzten zehn Jahre des Bismarckschen Regiments unberechenbares Unheil über Deutschland gebracht, weil sie ganze Schichten der Nation in ihrem innersten sittlichen und intellektuellen Bestand heruntergearbeitet haben, desto mehr halte ich es für angezeigt, das wahre Verdienst Bismarcks nicht mit dialektischen Einreden zu leugnen. Es ist auch, wenigstens für diese Art von Abrechnung, einerlei, ob er wirklich das deutsche Kaiserreich von Anfang an so in die Welt zu setzen beabsichtigt hat, wie die Ereignisse es herausgestaltet haben. Ich glaube das für meinen Teil durchaus nicht. Aber wenn er es auch von Hause aus nicht so gewollt hat und nur durch die Aufeinanderfolge der Begebenheiten dazu gebracht worden ist, so sind die Dinge doch unter seiner Hand das geworden, was sie sind; und darum wird er sich immer auf die Anerkennung berufen können, welche die Beredsamkeit der Thatsachen ihm darbringt. Es giebt ja auch Leute genug, die da sagen: hätte es Bismarck nicht auf seine

Weise gemacht, wäre es auf andere und bessere Weise gekommen. Das sind so ungefähr Betrachtungen wie die, was geschehen wäre, wenn die Griechen nicht bei Salamis oder die Germanen nicht im Teutoburger Wald die Schlacht gewonnen hätten.

Gerade daß in der langen Reihe der Jahre alles Trachten und alle Versuche so elendiglich mißlangen, ist das beste Zeugnis für das Verdienst Bismarcks, aber freilich auch das schlimmste Zeugnis für die politischen Anlagen der deutschen Nation. Und hier komme ich auf das, was mir hier zu sagen das Wichtigste scheint. Statt Bismarck streitig zu machen, was er an wahrem Verdienst sich erworben hat, sollte man jetzt mehr als je, um die neue Wendung der Dinge fruchtbar zu verwerten, die Frage aufwerfen, welchen Anteil einzelne Gruppen und gewisse Schichten der Nation an dem Schaden haben, den uns sein Regiment hinterlassen hat. Nicht seinen Ruhm ihm abzustreiten entspricht der Wahrheit oder der Gerechtigkeit, wohl aber einen Teil der Verantwortlichkeit ihm abzunehmen für die Verderbnis, die unter ihm hereingebrochen ist. Mit anderen Worten: Wäre die Nation politisch reifer gewesen, so hätte die Bismarcksche Wirtschaft nicht diese verhängnisvolle Wirkung ausüben können. Wenn irgend einer, so war er der Mann, welcher mit den vorhandenen Kräften überall zu rechnen verstand. Er ging nie weiter, als bis wo er auf unüberwindlichen Widerstand traf, und sowie das geschah, lenkte er ein und kehrte um, mit der Leichtlebigkeit und Konsequenzverachtung des Welterfahrenen, der da weiß: es kommt garnicht soviel darauf an im öffentlichen Leben, ob Jemand in Widersprüche verfällt, ob er das Gegenteil sagt und thut von dem, was er früher gesagt oder gethan hat, wenn er nur die Mehrheit im einzelnen Fall für sich hat, die Macht behält und allen dialektischen Widerlegungen mit der Behauptung der

That ein Schnippchen zu schlagen vermag. Die Leute, welche meinen, daß man einem politischen Gegner mit der Logik allein an den Leib könne, gehören mehr der Schule als dem Leben an.

Hätte Bismarck an der liberalen Überlieferung des Bürgertums nachhaltig den kräftigen Widerstand gefunden, den ihm der Katholizismus, das feudale Junkertum und die Sozialdemokratie entgegengesetzt haben, er würde auch mit dem Liberalismus seinen Frieden gemacht haben. Denn wir wissen aus seinen Handlungen und aus seinen ausdrücklichen Bekenntnissen, daß auch er, wie so viele große Praktiker, das richtige Kompromiß für die Seele der Politik ansah. Sein Sturz selbst bestätigt diese Wahrheit. Im Kampf mit der katholischen Kirche hatte er zwar deren Widerstandskraft unterschätzt, aber noch im letzten Augenblick durch Unterwerfung sich gerettet; den Kampf mit der Sozialdemokratie hätte er vielleicht noch eine Weile fortsetzen können; aber in der Schätzung des Widerstandes, auf den er in Wilhelm II. stieß, hat er sich gründlich verrechnet und ist daran gescheitert. Von den Kaisern Wilhelm I. und Friedrich aus den verschiedensten Ursachen verwöhnt, hat er das energische Selbstbewußtsein des jungen Monarchen, der ihnen folgte, zu gering veranschlagt und seine Linien falsch gezogen. Hätte er gewußt, wie die Dinge innerlich stehen, er hätte ohne Zweifel auch diesmal seine Anstalten anders getroffen und sich noch an seinem Platz gehalten. Daß ihm daran lag, konnte man zwar denken, aber es hat etwas Beruhigendes für den gewöhnlichen schwachen Sterblichen, daß, wie aus seinem jetzigen Gebahren nachträglich so flagrant hervorgeht, auch der Gewaltige sich nicht gekannt hat. Denn es ist gewiß nicht bloß Komödie gewesen (etwas Komödie gehört zum Geschäft), wenn er manchmal meinte, er sei gesättigt an Macht und Ruhm und sehne sich nach der Beschaulichkeit

des Landlebens. Ja, diese Beschaulichkeit schmeckt vortrefflich und stellt sich noch lieblicher vor, solange man daneben eine Welt zu regieren hat. Kommt aber der schöne Tag, ohne die Weltherrschaft auf seinem Untergrund zu haben, dann schmeckt er dem machtgewöhnten Gaumen doch verdammt fade. Das Abdanken ist noch selten gut bekommen, und die Volksweisheit hat wohl recht, die da predigt: man soll sich nicht auskleiden, ehe man sich zu Bette legt.

Es wird behauptet, an der fatalen Fehlrechnung sei der Sohn wesentlich beteiligt. Dieser Sohn, welcher einige der kleinen Fehler des Vaters in sich verkörpert (für die großen Fehler hat er nicht das Zeug), hätte wohl seinen richtigen Platz in einem Werke der dramatischen Gerechtigkeit, dessen Hauptaktor, nachdem er so lange mit den Menschen, hohen wie niedrigen, wie mit Puppen gespielt, schließlich von seinem eigenen Lieblingsgeschöpf in den Sumpf geführt wurde.

Es ist ja wahrscheinlich nicht richtig, daß der Konflikt zwischen dem Monarchen und seinem Minister über eine bestimmte einzige Meinungsverschiedenheit zum Krachen gekommen sei. Viel wahrscheinlicher ist nach inneren und äußeren Anzeichen, daß hier entscheidend derjenige Zustand wirkte, welchen der Code Napoléon als Scheidungsgrund mit der Incompatibilité d'humeur zwischen den Gatten bezeichnet. So viel scheint aber doch andererseits wieder festzustehen, daß das Verhältnis zur Arbeiterfrage in dem Fortgang der Reibungen und Unverträglichkeiten den ausschlaggebenden Ruck gegeben hat.

Für den, welcher seit Jahren gewohnt war, im Kanzler vorwiegend nur den Diplomaten und Taktiker zu sehen, dem die sachlichen Überzeugungen nie Beschwerden machten, hat es eher etwas Versöhnendes, daß man hier einmal auf den Kern eines inneren Widerstandes stößt. Es war ihm Ernst

mit seinen Bedenken gegen die Gefahren der sozialdemokratischen Bewegung und mit dem Glauben an die Notwendigkeit, ihre Anhänger mit der äußeren Gewalt zu bekämpfen. Und dieser Überzeugung ist er zum Opfer gefallen, er, der keine Überzeugung zu ehren verstand. Um die Tragik der Sache zu vervollständigen, ist ihm das widerfahren, weil er mit der bloß dekorativen Verwendung sozialpolitischer Ideen neben den äußeren Gewaltmitteln die Situation beherrschen zu können meinte. Unter allen Stücken dieser dekorativen Künste war von ihm keines auf so viel Effekt berechnet als die kaiserliche Botschaft von 1881, sein eigenstes Werk, klüglich ersonnen, um jedem Widerspruch als einer Impietät den Mund zu schließen, dadurch, daß das greise Haupt des verständigen Soldaten in den abendrötlich ergreifenden Glorienschein eines empfindsamen Sozialheiligen gerückt ward. Und Gott weiß, wie viel falsches Pathos all die Jahre her an dieses scheinbar gelungene Werk verschwendet worden ist. Aber auch das sollte sich am Kanzler und an dem engeren Kreis seines begeisterten Anhangs rächen. Nicht Jeder nämlich von denen, welche im Verlauf der Zeiten in diesen Dingen ein Gewichtiges mitzureden haben sollten, faßte das Stück so lediglich dekorativ auf, wie es gemeint war. Und als nun der Kanzler mit der neuen Weltauffassung, zu der er doch selbst das Zeichen gegeben, beim Wort genommen wurde, da kam ihm das überraschend und ungeheuerlich vor. Dem begeisterten Bismarckgefolge der hohen Bourgeoisie ging es nicht anders. Auch sie hatten sich auf die Trefflichkeit der Dekoration verlassen, dachten damit und mit Strafgesetzen um die Sache herumzukommen, wie der Meister. Darum teilen auch sie jetzt den Groll über den Ernst, auf den sie nicht gerechnet hatten. Die ganze Bismarcksche Sozialpolitik war in ihrer Art der Versuch eines Kompromisses, aber ein so faden-

scheiniger und so wenig ernst gemeinter, daß er mißlingen mußte.

Die praktische Weisheit eines Staatslenkers, welchen Grundsätze nie geniert haben, war ganz natürlich auf die Kunst des Kompromisses gestellt. Ganz anders liegt die Sache, wenn die praktischen Aufgaben der Politik an eine Partei herantreten. Parteien leben von Grundsätzen oder doch wenigstens von Grundanschauungen. Diese sind für sie die Hauptbedingung des Zusammenhaltens in die Breite und in die Länge ihres Bestandes. Sie sind recht eigentlich ihr Fundament. Das Kompromittieren zwischen dem für wahr Erkannten und dem Bestehenden scheint daher von vornherein bei Parteien ausgeschlossen. Und doch verlangt auch hier das Leben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und ewigen Bewegung seine Rechte. Dem praktischen Politiker drängt sich das gerade im Gewühl der Thätigkeit unwiderstehlich auf. Nehmen wir ein Parlament mit seinen Gegensätzen! Jede Gedankenrichtung, von einem Extrem zum anderen, betritt selbstbewußt und mit dem Anspruch auf unbedingte Geltung die Rednerbühne. Wer kann sich da, will er nicht der äußersten Beschränktheit verfallen, der Betrachtung verschließen, daß nur in einem gegenseitigen Nachgeben, in einem allmählichen Vorrücken, in einem Ausgleich zwischen dem, was ist und dem, was sein sollte, der Weg nicht nur des Möglichen, sondern sogar auch des Gerechten vorgezeichnet ist? Wenn der Kampf für eine Weile ruht, und dann erst recht, wenn die Rück- und Umschau zur Mäßigung und Vertiefung einlädt, steigen diese Gedanken noch freier auf.

In der schönen Sommerzeit, wenn die Politik wohlthätig ihren Winterschlaf hält, tagen die Kongresse aller Art. Und allda, wo jede Partei nur unter sich ist, wo das Unbedingte daher nach Herzenslust sich gütlich thun und

das Dreiste auf den großen Beifall rechnen kann („rauschender Beifall lohnte dem Redner" ist die stehende Formel) — in solcher stiller Zeit drängt sich dem unbefangenen Beobachter doch nur um so gewaltiger der Gedanke auf, daß die richtige Diagonale zwischen allen diesen verschiedenen Linien zu finden die wahre Aufgabe, auch für die Parteien, ist. An der einen Stelle scharen sich die Tausende von Gläubigen um die streitbaren Führer der Ultramontanen, und ihre gewaltig ertönende Stimme hallt wider durch die Lande, als verkündeten sie die einzige unwiderstehliche Wahrheit. Aber siehe da, von der andern Seite sammeln sich nicht minder die Massen der Sozialdemokratie, welche von Allem, was dort heilig und unantastbar erscheint, keine Silbe glauben und doch ebenso laut wie Jene auf die Richtigkeit ihrer Sache pochen. Und dazwischen bewegen sich alle die anderen rechts und links gruppierten Überzeugungen. Und das Alles wird überstrahlt von dem Glanz und übertönt von dem Geräusch der kriegerischen Machtentfaltungen, welche das Herrschertum des Schlachtengottes sich und dem schaulustigen Gewühl der Menge bietet. Wo ist da die Wahrheit? — Selbst Bebel und Liebknecht haben gefunden, daß man mit dem Gegebenen sich vertragen muß, und freilich haben auch sie wieder ihre Intransigenten gefunden, die sie anklagen, daß sie schwach und halb seien.

Es ist interessant für uns Deutsche, und gerade nach dem Abgang des Fürsten Bismarck, Bekanntschaft zu machen mit einem Buch, welches sich das Problem des Kompromisses zur besonderen Aufgabe gestellt hat. Unser einstmals liberales Bürgertum hat sich im Laufe der Jahre im Zusammenleben mit dem überlegenen Kanzler zu Tode kompromittiert, und es ist kein Wunder, daß die Leute, welche es in diese Grube hineingeführt haben, schließlich als letzten Satz ihrer Weisheit ausposaunen, daß es überhaupt keine Grenzlinien

geben dürfe, daß alles Parteiwesen sich überlebt habe. Das ist die Weisheit desjenigen Geistes, der sich befreit, indem er, wie der Dichter sagt, „entspringt aus den Banden der Vernunft". Statt zu sagen, daß die Parteien aufhören müssen, sollte es heißen, daß die Parteien ihren Gehalt sichten und befestigen und sich den Aufgaben einer neuen Epoche gegenüber auf sich selbst besinnen müssen. Noch schleppt sich, ganz naturgemäß, ein großes Stück des Bismarckschen Anhanges am alten Seil weiter, wenn schon der Führer in die Tiefe hinabgeglitten ist. Ihr Dünkel und ihre leere Selbstgefälligkeit haben so lange Zeit hindurch keinen anderen Leitstern gehabt als den in jedem neuen Moment auftauchenden Wink des vergötterten Helden, daß sie einstweilen noch von den Resten dieser Gewohnheit zehren. Aber auf die Länge kann das doch nicht genügen. Einen neuen Bismarck bekommen sie nicht, und so werden sie schon selbst einen Inhalt für ihre Politik finden müssen; denn was die kanzlerische ihnen an Grundsätzen hinterlassen hat, ist weniger als nichts. Sie werden daher vor Allem zu prüfen haben, wo sie fehlten, als sie anfingen, sich allmählich auf die vollendete Inhaltlosigkeit herunter zu kompromittieren.

Alle Fragen der Endlichkeit sind Grenzfragen. Wo ist die Grenze zwischen dem gesunden und dem ungesunden Kompromiß? Wollte Jemand im Hinblick auf die Geschichte der nationalliberalen Partei in Deutschland ein Buch nach der Analogie desjenigen schreiben, welches John Morley auf Grund englischer Zustände unter dem Titel „Über Kompromisse"*), verfaßt hat, er würde eine noch viel reichere Ausbeute finden. Diejenigen, welche dies Buch in der Ursprache zu Rate ziehen wollen, werden daraus lebhafte An-

*) On compromise by John Morley. London. Macmillan 1889.

regung schöpfen zur Anwendung der darin enthaltenen Ideen auf unsere deutschen Verhältnisse. Nirgends ist der Grundsatz der Grundsatzlosigkeit so zur offiziellen Staatsreligion gemacht worden wie bei uns von den Anhängern des Fürsten Bismarck in dem letzten Jahrzehnt seines Regiments.

John Morley ist zugleich ein Mann von ausgezeichnetem Geist und Wissen, dabei ein Mann des praktischen politischen Lebens. Seine Schriften, sowohl die historischen als die litterarischen und philosophischen, sind in hohem Grade das, was man mit einem modernen Wort „suggestiv" nennt. Sie eröffnen ununterbrochen neue Gedankenreihen und erwecken zu neuen Betrachtungen. Morley ist einer der weitest links gehenden englischen Radikalen, und wenn die Frage darauf gestellt würde, ob er sich für oder gegen Kompromisse erkläre, müßte man eigentlich antworten: gegen. Er schließt sein Buch mit folgenden Sätzen:

„Es ist besser, wir warten und verschieben die Verwirklichung unserer Ideen, bis wir dieselben vollständig realisieren können, als daß wir die Zukunft betrügen, indem wir sie verstümmeln, wenn wir zum Zwecke eines zur Zeit nur teilweise durchzusetzenden Triumphes sie verstümmeln müßten. Es ist besser, den Vorwurf eines unpraktischen Verhaltens auf sich zu nehmen, als Überzeugungen abzustumpfen und Grundsätze über Bord zu werfen, so daß Alles zu schlechthiniger Hohlheit und Trivialität wird. Was denn ist der Sinn und was der sittliche Gehalt eines Hintansetzens der höheren Nützlichkeit hinter die geringere? Nichts läuft so sicher darauf hinaus, eine Epoche der Verarmung zu überliefern, dem Leben seinen Adel und dem Charakter alle Hoheit zu nehmen."

Wenn man nach Lesung dieser Schlußworte wieder das Buch zurückblättert, so wird man gewahr, daß sie nur den Zweck haben können, alles das, was im Verlauf der

Untersuchung zu Gunsten des Kompromisses gesagt ist, nicht überwiegend als letzten Eindruck bestehen zu lassen.

Ich habe hier von vornherein nicht die Absicht gehabt, die Gedanken des Morleyschen Buches in ihrem Gang zu verfolgen. Man müßte zuviel davon wiedergeben, wenn man den ohnehin gedrängten, knappen Inhalt richtig würdigen wollte. Die ganze Darstellung ist so lebendig, so sachlich, so von Wahrhaftigkeit der Überzeugung durchdrungen und so schlicht, wie man dies selten in politisch-philosophischen Schriften anderen als englischen Ursprungs findet.

Nur einen einzigen Satz möchte ich dem Sinn nach ausdrücklich herausheben, weil er mir der wichtigste von allen und für die Geschichte unserer deutschen Parteientwicklung der letzten zwanzig Jahre beherzigenswert zu sein scheint, nämlich diesen: Es ist nicht möglich, abstrakte Regeln zu geben für die Bezeichnung der Grenze, wo das richtige Kompromiß aufhört und das unrichtige anfängt. Aber Eins läßt sich mit Bestimmtheit formulieren. Wer ein Kompromiß zwischen seiner Überzeugung und der Macht der gegebenen Thatsachen schließt, darf dabei seine Überzeugungen nicht vergessen, noch verleugnen. Das Bewußtsein des nur einstweiligen Verzichtes mit dem Streben nach der vollen Erfüllung muß ihm stets vor Augen bleiben. — Man hat sich gegenüber der nationalliberalen Partei in ihrer guten Zeit, da sie diesem Namen noch Ehre machte, oft lustig gemacht über Abstimmungen, welche in der dritten Lesung unter dem Druck der Umstände fahren ließen, was in der zweiten noch behauptet worden war. Das war lange das Schlimmste nicht. Denn solch eine Unterwerfung trug noch ihren Stachel und ihre Mahnung in sich. Schlimm wurde die Sache erst, als die Partei sich so weit rückwärts entwickelt hatte, daß sie schmerzlos ohne Kampf und ohne Versuch eines nach dem andern von vornherein

preisgab und sich an garnichts mehr erinnerte, als was der Herr befahl. Und der Tiefpunkt dieser Rückbildung wurde erreicht, als die Kunst dieser schrankenlosen Willfährigkeit sogar zu einer preiswürdigen Tugend empor geschraubt wurde, die man vorzugsweise die „nationale" nannte. Es sei hier z. B. erinnert an das wilde Frohlocken, mit welchem die — in ihren wahren Triebfedern noch heute nicht enthüllte — Austreibung von vierzigtausend unschuldigen Polen beklatscht wurde, — ein eigentümliches Vorspiel zu dem rührsamen Stücke, welches derselbe, immer nationale Enthusiasmus neuerdings für die Befreiung der Negersklaven im Bund der schönen Seelen mit Bismarck, Vater und Sohn, zum besten gegeben hat.

Es giebt eine Art von praktischer Gefügigkeit, welche ohne Enthusiasmus und ohne den Anspruch auf Nimbus das Sichabfinden mit den Umständen für die wahre Lebensweisheit erklärt. „Wenn die Wahrheit", sagt einmal der Eingangs zitierte Burke in einer Rede, „so gewiß feststände wie die Ordnung, so könnte man dieser die Wahrheit vorziehen. Da aber immer zweifelhaft bleiben wird, was das Wahre ist, so hält man sich besser an die Ordnung". Noch weniger herrschsüchtig als diese Nüchternheit tritt die Skepsis beispielsweise auf in einem Denker wie Renan, der selbst der erkannten Wahrheit für die Menschen die Täuschung vorzieht, weil er meint, diese verschönere ihnen das Leben. Daher er selbst eine Wahrheit selten vorbringt, ohne etwas wohlthuende Täuschung daneben zu legen. Ein Spötter sagt von ihm, er wirft zwar den lieben Gott aus dem Fenster, aber er breitet zuvor eine Matratze auf der Straße unter dem Fenster aus. Solchen liebenswürdigen Skeptizismus kann man sich noch gefallen lassen, besonders wenn er sich ausschließlich auf dem beschaulichen Gebiet des Schriftstellers bewegt.

Das Gegenstück dazu waren einige skeptische Führer der Nationalliberalen. Ihr Unglaube an Alles half ihnen über jede Anpassung hinaus, und diese Anpassung selbst setzten sie dann auf die höchsten pathetischen Stelzen. Kein Wunder, daß der Kanzler mit ihnen zufrieden war.

Wenn die mittleren Schichten des deutschen Bürgertums wieder zu einer Bedeutung in der Politik kommen wollen, müssen sie erst wieder einen Inhalt finden, über den sich zur Not Kompromisse schließen lassen. Das Kompromiß hat ein Recht, als Not zu existieren, eine Tugend darf es nicht werden. Hier läuft die wahre Grenze zwischen Sein und Nichtsein für eine politische Partei, die dieses Namens wert sein will.

Zum Jahrestag der Entlassung Bismarcks.*)

*) Aus der „Nation" vom 21., 28. März, 4. April 1891.

I.

„Heute, da ich lebe, lästern sie mich; bin ich einst gestorben, dann werden sie versuchen, mich mit ihren Fingernägeln aus der Grube wieder herauszugraben."

Diese dem englischen König Wilhelm III., dem Oranier, zugeschriebenen Worte waren es, welche am letzten Tag der langen Reichstagssession, am 12. Juli des Jahres 1879, Herr v. Treitschke auf den Fürsten Bismarck anwandte. Ich höre sie noch, wie sie von den Lippen des entrüstungskundigen Redners mit Donnergepolter durch den Saal dröhnen. Ein Jahr vorher hatte dieselbe Posaunenstimme an derselben Stelle ihren Warnungsruf erhoben vor dem Einlenken in ein System des Schutzzolles, welches an besagtem 12. Juli von der Mehrheit des Reichstags zum Beschluß erhoben wurde. Mit dieser Mehrheit stimmte natürlich auch Herr v. Treitschke. Und ich sehe ihn auch noch, den Kanzler, wie er, einen Anflug von Feuchtigkeit in den Wimpern, das von Zorn und etwas Rührung gerötete Antlitz mit den tiefherabgezogenen, den gewaltigen Brauen, bei diesen Worten seines Paladins triumphierend unseren, der Nationalliberalen, Reihen zukehrt; denn diesen galt damals der Unwille.

Thränen sollen auf seinen Wangen auch sichtbar gewesen sein, heute vor einem Jahr, als er in die Einsamkeit nach Friedrichsruh fahrend, die Abschiedshuldigungen der

getreuen blumenbeladenen Damen und Herren auf dem Hamburger Bahnhof empfing. Man hat gut von Eisen sein, der Rührung über sich selbst entgeht man nicht so leicht wie der über Andere.

Gestorben ist er, zum Glück! nicht, und zu graben brauchte man also heute nicht, und gewiß nicht mit blutrünstigen Fingernägeln, um ihn wiederzuhaben. Aber wer ruft nach ihm? Wenn man heute im Deutschen Reiche darüber abstimmen ließe, ob er wieder in seine alte Herrlichkeit eingesetzt werden solle, nur eine kleine Minderheit würde dafür eintreten. Selbst unter denen, die in ihm den unerbittlichen Vorkämpfer ihrer schutzzöllnerischen Sonderinteressen beweinen, würde nur ein Teil um diesen Preis das alte Joch wieder auf sich nehmen wollen. Im Laufe eines ganzen Jahres hat keine Partei und kein einzelner Reichstagsabgeordneter sich versucht gefühlt, ein Mandat frei zu machen, um es ihm anzubieten. Endlich hat der Zufall eine Neuwahl herbeigeführt, für die ihn ein agrarisch-nationalliberaler Franctireur unter seinen Schutz genommen hat. Gelingenden Falls kommt der Sieg nur durch ein Zusammenwürfeln der buntest gemischten Elemente zustande. Ist es nicht auch bedeutsam, daß nach einem vollen Vierteljahrhundert diensttreuer Begeisterung und Heerfolge der geschickteste aller Nationalliberalen, Miquel, auf den längst verdienten Ministersessel erst gelangen konnte, nachdem, weil und nicht obgleich, Fürst Bismarck aus dem Amt geschieden war? Daß erst durch diese Wandlung die Oberpräsidentschaft Bennigsens vom Beigeschmack einiger Subordination befreit erscheint?

Man wird von Herrn von Treitschke, obgleich er Hofhistoriograph ist, nicht verlangen, daß er richtig in die Zukunft schaue. In wessen Augen sich die Vergangenheit so grausam verzerrt spiegelt, der sieht natürlich die kommenden

Dinge um so schiefer. Aber Eins muß man doch zugeben: daß die Prophezeiung so gründlich zu Schanden würde, hätte Keiner gedacht, auch die nicht, welche sie damals belachten. Und zwar aus doppeltem Grunde. Zum Ersten, weil man nicht ahnte, daß der Kanzler auf die Weise, wie es gekommen, gestürzt, und daß er nach diesem Sturz sich so, wie geschehen, geberden würde; zum Zweiten, weil man sich von den Dingen, die nach ihm kommen würden, eine Vorstellung machte, welcher die Wirklichkeit nicht entsprochen hat.

Als die unwahrscheinlich klingende Kunde des großen Ereignisses durch die Welt flog, gesellte sich zum starren Erstaunen viel des bangen Zweifels. Am merkwürdigsten stellte sich das Ausland zur Sache und ganz besonders Frankreich. Aus der Presse wie aus mündlichen und brieflichen Aeußerungen war deutlich zu ersehen, daß die Franzosen, welche in Bismarck doch den dämonischen Urheber ihrer Niederlagen erblickten, über seinen Sturz erschraken. Große Geschicklichkeit und großer Erfolg erzwingen sich überall die Bewunderung, aber nirgends so sehr wie in Frankreich. Der Chancelier de fer ist von Niemand mehr verherrlicht worden als von französischen Publizisten. Es that ihnen auch wohl, daß der Mann, der sie überwunden hatte, so gewaltig die Geißel über seine Landsleute, die gehaßten Deutschen, schwang. Unsere Ohnmacht seiner Allmacht gegenüber war der Trost und die Freude unserer Feinde. Doch das allein war es nicht, was sie stutzig machte. Alle, die den bestehenden Zustand in Europa für einigermaßen erträglich hielten, die sich dachten, es könnte doch schlimmer kommen, als es wäre, standen auf einmal vor der Frage: Was nun? Unter allen Fragen aber drängte sich natürlich die verhängnisvollste hervor: Krieg oder Friede? Fürst Bismarck galt mit Recht bei den ein-

sichtsvollen Politikern der ganzen Welt für einen entschiedenen Freund des Friedens. Warum hätte er es auch nicht sein sollen? Aber nicht bloß diesen seinen Willen zog man in die Berechnung, sondern ebenso sehr seine Kunst und Erfahrung. Auf beide rechneten die Franzosen gegenüber einem jugendlichen Thatendurst, von dem sie den neuen Kaiser beherrscht glaubten. Denn trotz allem Lärm der Boulevardspresse haben sie nicht die geringste Lust nach Krieg, und selbst den Lärmmachern ist es viel mehr um das Geschrei nach Rache als um die Rache selbst zu thun. Das schließt natürlich nicht aus, daß in einem unbewachten Augenblick das Kriegsgeschrei Alles mit sich fortreißen könnte. — Am ungemischtesten war das Gefühl der Zufriedenheit bei derjenigen deutschen Partei, welche sich rühmen durfte, Bismarcks Haß am stärksten auf sich gezogen zu haben und nicht unverdient, weil sie die unheilvollen Wirkungen seines Regimentes immer mehr erkannt hatte. Aber überrascht war doch auch sie. Zwar das „Fort mit Bismarck", welches man ihr als eine schaudererregende Blasphemie untergelegt hatte, war nie gefallen; allerdings nur deshalb nicht, weil es nichts geholfen hätte, und es ungeschickt und geschmacklos ist, dergleichen auszusprechen, wenn man es nicht wahr machen kann. Des Gedankens hatte man niemals Hehl gehabt. Erst ein Jahr vor der Katastrophe tauchte die Ahnung einer heranrückenden Möglichkeit am Horizonte auf, und damals auch ward schon in der Wochenschrift „Nation"*) die Frage der „Nachfolge Bismarcks" zum Gegenstand ernster Erwägungen gemacht. Ebenda wurde bei diesem Anlaß vorausgesagt: nur durch ein Machtwort von oben könnte ein solches Wunder ge-

*) Die drei Artikel sind im Buchhandel als Separatabdruck, Berlin, Rosenbaum & Hart, unter obigem Titel erschienen.

schehen. — Jedoch nach jenem ersten Sturmzeichen war es wieder ruhig geworden.

Da fiel im Anfang des Monats Februar 1890, mitten in die Wahlbewegung, wie ein Blitzschlag, die Kaiserliche Berufung der Europäischen Konferenz zur Ordnung der Arbeiterfrage. Am Tage ihrer Veröffentlichung in der Presse, einem Freitag, traf ich mit dem Herausgeber der „Nation", meinem Kollegen, im Eisenbahnwagen, der uns zu unseren Wählern führen sollte, zusammen. Wir waren natürlich voll von dem Ereignis und einig darüber, daß damit der Stab über das Sozialistengesetz gebrochen sei. Nun wurden auch die sonderbaren Vorgänge, welche die Schließung des Reichstags begleitet hatten, klar; zum ersten Mal trat der Gegensatz zwischen Kaiser- und Kanzler-Politik greifbar hervor, und halb im Ernst, halb im Scherz sagte ich beim Auseinandergehen zu meinem Freunde: „Am Ende feiert Bismarck seinen fünfundsiebenzigsten Geburtstag am bevorstehenden 1. April als Privatmann zu Friedrichsruh." Ich sagte es, aber ich glaubte es nicht. Wer hätte auch dem jungen Herrscher, der zwei Jahre vorher in einem feurigen Trinkspruch den Kanzler als seinen Führer im Sturme der Schlacht gepriesen, der sich für seinen bewundernd zu ihm aufblickenden Schüler erklärt hatte, zugetraut, daß er nach so kurzer Zeit diesen stolzen Mann, der nach dem Urteil der Welt ihm von einem Gott zur ehernen Stütze gegeben war, mit Überwindung des zähesten und grimmigsten Widerstandes aus seiner Höhe herabstürzen würde?

Nun folgten Tage der höchsten und interessantesten Aufregung. Zwar hatte man zwei Wochen vorher eine kaiserliche Rede (am 5. März) gelesen, in welcher die Worte standen: „Wer sich mir widersetzt, den zerschmettere ich." Aber wer damals wagte, das auf Bismarck zu deuten, wurde belächelt, obgleich Dank dem Ausfall der Wahlen vom

20. Februar eine bedeutsame Wendung schon mehr in den Bereich des Möglichen gerückt war. Hatte der Kaiser mit der Einberufung der Konferenz dem Sozialistengesetz den Lebensfaden durchschnitten, so machten die Wähler zwei Wochen später mit ihrer Abstimmung dem famosen Septennats-Kartell den Garaus. Damit waren die beiden Lieblingsgeschöpfe des Kanzlers zu Tode getroffen. Er witterte Unheil und rüstete sich zu neuem, kräftigem Widerstand. Können die freisinnigen Wähler und Gewählten sich auch nicht zu ihrer Befriedigung sagen, daß sie selbst den Kanzler gestürzt haben, so dürfen sie doch gewiß sein, mit der Besiegung des Kartells ihren Feind in eine Verlegenheit gedrängt zu haben, die ihn zu falschen Schritten führte. Wenige Tage, nachdem das Wahlergebnis die Vernichtung seiner blindergebenen Gefolgschaft besiegelt hatte, sagte er zu dem Gesandten einer Großmacht, er lasse sich das nicht anfechten, er werde nun erst recht in den Reichstag gehen und seine Gegner zu Paaren treiben, sich durch eine neue Kombination seine Stellung neu befestigen. Was damit gemeint war, ließ sich aus der geheimen Besprechung, die er bald darauf mit Herrn Windthorst hatte, erraten. Da die zusammengeschmolzene Schar der Freikonservativen und Nationalliberalen zur Bildung einer Mehrheit mit den Konservativen nicht mehr reichen konnte, so sollte ein ultramontan-konservatives Kartell hergestellt werden, und dies scheint des Kanzlers Plan gewesen zu sein. Der Plan war auch taktisch nicht gerade falsch; aus einer bekannten parlamentarischen Szene war sogar der Schluß gezogen, daß ihn sein Nachfolger mit dem Rest des Bismarckschen Inventars übernehmen wolle. Wieweit schon damals die Verabredung gedieh, ist Geheimnis geblieben, denn diese Zusammenkunft selbst gab den letzten Anstoß, welcher unmittelbar darauf den Stein der Zerschmetterung ins Rollen brachte.

„La nécessité qui est la loy des tems me fait ores dir une chose, ores l'autre," hat schon ein berühmter König gesagt, und kein schlechter; derselbe, welcher, nachdem in langen, ruhmreichen Kämpfen sein weißer Federbusch die hugenottischen Scharen zum Sieg geführt hatte, an der entscheidenden Stelle die Entdeckung machte, daß Paris wohl eine Messe wert sei.

Merkwürdig genug, daß ein Mann, der im Laufe seiner Praxis selbst so oft von jenem Geheimnisse der Staatskunst Gebrauch gemacht hatte, welches in der kühnen Inkonsequenz besteht, sich des Gleichen so gar nicht von Seiten seines königlichen Mitspielers versah. Mit welcher Sicherheit hatte er darauf gerechnet, daß er gerade mit diesem jungen Thronfolger sein persönliches Regiment noch uneingeschränkter entfalten werde als mit dem alten Kaiser Wilhelm! Dem bekannten Getreuen, dem Moritz Busch, erzählt der verstorbene Viktor Hehn in seinen kürzlich veröffentlichten Briefen an Wichmann nach, er habe im Freundeskreise folgende bezeichnende Äußerung Bismarcks zum Besten gegeben: „Ich baue auf den (damals vierundzwanzigjährigen) Prinzen Wilhelm. In dem steckt der Geist und Charakter eines Gardeoffiziers, und nur das kann uns einst helfen."

In der Fülle mannigfaltiger Betrachtungen, welche sich aufdrängen, so oft man dem wunderbaren inneren Zusammenhang dieser erstaunlichen Wendung der Begebenheiten nachgeht, stellt sich immer am ergreifendsten der Gedanke ein, wie merkwürdig es doch gekommen ist, daß gerade die tiefst angelegten Berechnungen aus Werkzeugen der Selbsterhaltung Werkzeuge der Selbstzerstörung gemacht haben. Drei Dinge waren es, auf welche Fürst Bismarck sich mit aller Macht geworfen hatte, weil er in ihnen die kräftigsten Anker seiner Selbsterhaltung gefunden zu haben meinte:

die überschwängliche Verhimmelung des selbstherrscherischen Berufs der hohenzollerischen Könige, die Anpreisung einer vielversprechenden Sozialgesetzgebung und die Vererbung der Kanzlerwürde auf seinen Erstgeborenen. Die Kraft dieses dreifachen Zauberbanns — in trinitate robur ist sein Wahlspruch — sollte den königlichen Schüler stählen gegen Alles, nur nicht gegen den Meister und seine Nächsten.

Welche wunderbare Ironie klingt heute aus den Worten zurück, die Bismarck vor jetzt fünf Jahren am 26. März 1886 dem Reichstag entgegenschleuderte, um ihm mit dem Appell an die preußische Königsmacht seines Nichts durchbohrendes Gefühl zum Bewußtsein zu bringen:

„Meine Herren, darüber lachen Sie; ich sage Ihnen weiter: wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Sie führen uns in eine Situation, wo Sie gar nicht mehr hier sein werden, und dann mögen Sie wo anders lachen; aber hier werden Sie auf die Dauer über den König von Preußen nicht lachen können; das sage ich Ihnen gleich."

Und jene andere Rede, in welcher er auf Grund eigener Erfahrung ausführte, wie die Könige von Preußen bei näherer Bekanntschaft gewönnen!

Wie unendlich ferne lag die Möglichkeit solchen Rückschlags auf ihn selbst, dem mächtig klugen Mann damals, als er das Kraftbewußtsein des Thronfolgers in die extremste Höhe zu steigern dachte, als er ihn vor eine mystische soziale, zu jedem Gebrauch elastisch verwendbare Aufgabe stellte, und ihm — ein in Deutschland nie erlebtes Nepotensystem einführend — den eigenen, die ganze Stufenleiter der Staatswürden hinauf bombardierten, Sohn zur Seite gab. Gerade dies Kraftbewußtsein der Krone hat dann Keiner in dem Maße zu kosten bekommen wie sein Verherrlicher; die Konsequenzen des aufgeworfenen sozialen Problems sind

zur Klippe geworden, an der sein Fahrzeug scheitern sollte; und der Bootsmann, den er, als seinen Nächsten dem Blute nach, auch für den Sichersten hielt, das Steuer an seiner Stelle zu führen, ließ das Fahrzeug in der Verblendetheit seines unerhörten Glückes auf den Felsen zutreiben, ohne die Nähe der Gefahr zu ahnen.

Mein verstorbener Freund Friedrich Kapp erzählte mir im Anfang der siebenziger Jahre den Inhalt eines Gespräches, das zwischen ihm und dem Reichskanzler in dessen Palast stattgefunden hatte. Es war das erste Mal, daß er vom Fürsten empfangen wurde, der sich in der liebenswürdig bestrickenden und geistsprudelnden Weise, die er entfalten konnte, wenn er wollte, mit ihm namentlich über die amerikanischen Zustände unterhielt. Als Kapp gelegentlich die Äußerung that, auch in den Vereinigten Staaten sei der Fürst als der erste aller Diplomaten anerkannt, warf ihm dieser ein, auf seine diplomatische Überlegenheit thue er sich gar so viel nicht zu gute, seine wahre Stärke liege darin, daß er ein vollendeter Höfling sei. Aus anderen Mitteilungen weiß man, daß er dieser seiner geschickten Strategie auf dem glatten Boden des Hofes seinen größten und nur mit unendlicher Ausdauer durchgesetzten Triumph zuschrieb, nämlich den König Wilhelm zu dem Entschluß des Bruchs mit Österreich gebracht zu haben. Aber die beinah dreißigjährige Übung dieser unstreitig vollendeten Kunst, unter den nämlichen persönlichen und durch das zunehmende Alter des Königs immer bequemer gewordenen Umständen hatte ihre schädliche Wirkung nicht verfehlt. Auch in den traurigen neunundneunzig Tagen leistete — Dank dem hilflosen Zustande des unglücklichen Monarchen — die alte Maschinerie noch ihre Dienste. Der vom Zaun gebrochene Lärm der Battenbergiade mit der wilden Entfesselung der gegen den sterbenden Kaiser besonders mutigen

nationalen Meute war das letzte Spektakelstück, welches glückte und zur immer kühneren Übung dieser Künste anspornte. Nun schien unter der neuen Konstellation alles erst recht gelingen zu sollen, so sehr, daß die Zügel dem Sohn und designierten Nachfolger in der Kanzlerwürde anvertraut wurden. Was dieser von der väterlichen Diplomatie abgesehen, hat sich bei den Angelegenheiten von Samoa, Wohlgemuth und Morier gezeigt, und danach darf man auf die Geschicklichkeit schließen, die er am Hofe entfaltet haben mag.

Der alte König Salomon der Weise stand eines Tages auf der Zinne seiner Burg im Gespräch mit einem seiner Beamten. Plötzlich sah der letztere stieren Blicks nach einem fernen Punkt in die Höhe und verfärbte sich. Was hast du? fragte der König. Ach, rief jener zitternd, in diesem Moment gewahre ich, daß von dorther der Engel des Todes geraden Weges auf mich herabfährt. Großer König, du befiehlst doch allen Geistern des Himmels und der Erde, gebiete einem Geiste der Luft, daß er mich rasch weit von hier wegtrage. Salomons Majestät war an jenem Tage guter Dinge und mochte dem Manne diesen kleinen Dienst nicht abschlagen. So befahl er dem Morgenwinde, ihn schnurstracks nach dem Innersten von Afrika zu tragen (welches schon dazumal das dunkle Land gewesen zu sein scheint). Eben, da er verschwunden war, fuhr der Todesengel vor dem König nieder. „Warum machst du ein so verblüfftes Gesicht?“ redete ihn dieser an. „Wie sollte ich nicht verblüfft sein,“ erwiderte der Engel, „wenn ich eben noch an deiner Seite einen Mann stehen sah, den mir Gott heute früh befohlen hat alsbald im Innern von Afrika zu holen?“

Diese Geschichte ist mir seit einem Jahre oftmals eingefallen.

II.

„Mitten aus dem Born der Freuden steigt etwas Bitternis herauf". Selbst ein Gegner und gerade am meisten ein Gegner des großen Kanzlers mußte empfinden, daß die Art, wie dieser zu Falle kam, dem politischen Zustande Deutschlands nicht gerade zur Ehre gereicht. Lag auch ein tiefer Sinn in der wunderbaren Wendung, welche die unsichtbaren Mächte, heißen sie nun Fatum oder Nemesis, herbeigeführt hatten, so war doch die Selbstbestimmung, welche das unbestrittene Besitztum aller anderen westeuropäischen, großen oder kleinen, Nationen ist, bei diesem Akte der Gerechtigkeit leer ausgegangen. Etliche Monate, nachdem der deutsche Diktator gefallen war, ereilte das gleiche Geschick seinen italienischen Nachahmer. Doch, wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Bei uns ein Machtspruch von oben, dort das Verdikt der Volksvertretung. Mindestens ein halbes Jahrhundert politischer Entwicklung liegt zwischen dieser und jener Gangart der Staatsgeschäfte. In Italien wußte man, daß Crispi den Fürsten Bismarck nicht lange überleben werde; er hatte das Meiste seines Nimbus aus dessen Protektion gesogen. Über Crispi's Eigenwert im Auge seiner Landsleute scheint heuer die deutsche Diplomatie in sonderbarer Täuschung gelebt zu haben; sonst wäre der neue Kanzler nicht so gewaltig für dessen Person mit Wort und That eingetreten, hätte ihn nicht gewissermaßen ausschließlich mit der Tripelallianz identifiziert, was jedenfalls nicht der Vorsicht entsprach.

Hatte dies Crispi auch bei den Wahlen genützt, so nützten ihm die Wahlen selbst nicht lange. Er hatte vor denselben alles Mögliche versprochen, besonders im Punkte der Sparsamkeit — wir wissen in Deutschland ein Lied von diesem Sparsamkeitsplatonismus zu singen —, aber als es zu Thaten kam, war das Lied aus wie bei uns.

Die Kammer machte kurzen Prozeß mit ihm und wischte ihn weg. Zum Überfluß hatte er noch in seiner letzten Rede das Andenken parlamentarischer Ehrenmänner beschimpft. Auch das nahmen die überlebenden Parteigenossen Minghetti's nicht hin, wie einst die Nationalliberalen die Herabwürdigung des toten Lasker, ihres langjährigen Führers, regungslos verschluckt hatten. Crispi ist gefallen, weil ihn das Land nicht mehr wollte. Auch in Deutschland wollte die Mehrheit, wie die Wahlen vom 20. Februar erwiesen, den ersten Kanzler nicht mehr, aber daß er daran gefallen sei, wird Niemand behaupten.

Es konnte Einen wundersam anmuten, als jüngst bei den Verhandlungen im deutschen Reichstag die schmerzliche Klage erscholl über „das unechte Material", welches zum Bau des neuen Parlamentshauses genommen werden solle. Liegt nicht ein tiefer Sinn auch in diesem „unechten Material"? Komischer Weise waren es gerade die militärfrommsten, sich allzeit gegen jede Hinneigung zum schrecklichen Parlamentarismus verwahrenden Herren, welche für die steinerne Echtheit so brünstig eintraten. Da hatte wieder einmal „die List der Idee" den Architekten so geführt, daß die Kosten nicht mehr ausreichten just für die solide Beschaffenheit des Gewölbes, daß weise Sparsamkeit gebot, sich mit glänzenden Mauerputz zu begnügen, — stucco di lustro heißt das in der Technik.

Auch die Selbstbestimmung der Völker giebt keine Bürgschaft für die Vollkommenheit ihrer Zustände. Aber es gehört doch einmal zu dem politischen Bekenntnis des Jahrhunderts, daß eine Nation das Recht hat, auch in staatlichen Dingen nach ihrer eigenen Façon selig oder sogar unselig zu werden, was immer noch für annehmbarer und auf die Länge sicherer gilt als die Behandlung mit den patriarchalischen Hausmitteln der guten alten Zeit.

Zu der Zeit, da man bald nach dem Krieg beschloß, ein großes würdiges Parlamentsgebäude zu errichten und die Gelder dafür beiseite legte, sah es aus, als sollte das Material, nicht nur das steinerne, sondern gerade das politische, echter Natur werden. Und so war es damals auch gemeint. Aber wie er geflissentlich bei jedem Anlaß dem Machtgefühl des Reichstags bis ins Kleinste entgegentrat, hätte Fürst Bismarck wohl am liebsten auch gar keinen Prachtbau gehabt. Kaiser Wilhelm I. war der Sache zwar nicht ganz abhold, aber er sah sie doch mehr unter dem Gesichtswinkel einer Verschönerung seiner Residenz an, bei welcher es Hauptaufgabe war, den Königsplatz, wo die Siegessäule steht, auszufüllen. Mit Mühe entging das Reichstagsgebäude dem Schicksal, an das äußerste Ende dieses Platzes gerückt zu werden, gelang es, dasselbe unmittelbar an die Stadt anzulehnen, wenn auch nur mit dem Rücken. Mit dem Bau ging es nicht minder entsprechend sonderbar und bedeutungsvoll. Der ganze ursprüngliche, praktisch und ästhetisch wohlangelegte Plan mußte, als er nach jahrelanger Verschleppung zur Ausführung kam, von Grund aus umgestürzt werden, weil er dem Fürsten Bismarck nicht behagte. In jenem ersten Plan stand fest, daß der Beratungssaal in den ersten Stock gelegt werde. Aber der Fürst erklärte, dazu werde er nie und nimmer seine Genehmigung erteilen, er werde keinen Fuß in ein Parlamentsgebäude setzen, in dem er so hoch steigen müsse. Zwar konnte er sich sagen, daß er, bei frühster Vollendung der Sache, doch ein achtzigjähriger Mann sein werde. Aber vielleicht gerade darum schien ihm das Recht auf seine Bequemlichkeit so gut begründet.

Mit Vielem kommt man aus, mit Wenig hält man Haus. Wir haben uns im Deutschen Reich im Lauf der Jahre immer mehr zum unechten Parlamentarismus herunter-

gearbeitet. Die nationalliberale Partei hat im letzten Jahrzehnt unter der Pression des Bismarckschen Regiments alle Regungen des bösen modernen Volksgeistes abgeschworen; und so oft eine Anwandlung entgegengesetzter Richtung kam, mahnte der selige Windthorst klüglich, man möge sich doch keiner Täuschung hingeben, man solle nicht vergessen, daß thatsächlich das Reich unter einer patriarchalisch militärischen Verfassung lebe, daß der Kanzler nur auf einen Anlaß lauere, um an den Grundlagen der Volksvertretung mittelst einer gewaltsamen Interpretation zu rütteln.

In der That war aber die Besorgnis vor solchen äußersten Konflikten unter dem ersten Reichskanzler unbegründet. Gerade diese zwei Männer von entscheidendem Einfluß auf den Gang der Reichsgeschäfte, Bismarck und Windthorst, waren es, welche, ohne irgendwie begeisterte Verfassungsgläubige zu sein, doch kraft ihrer politischen Einsicht den Wert einer großen Volksvertretung im Interesse ihrer eigenen Macht wohl zu würdigen wußten. Beide handhabten das Instrument mit Virtuosität und Erfolg und waren viel zu vorsichtig, um dasselbe zerstören zu lassen, auch wenn es ihnen hier und da einmal unbequem ward. Bismarck ist entlassen, und Windthorst ist tot. Die überlebenden Führer seiner Partei sind meistens agrarische Aristokraten, welche von ganz anderen Voraussetzungen zu ganz anderen Zielen hingetrieben werden, des Unterschieds an geistiger Ueberlegenheit nicht zu gedenken. Windthorst hat nach seinem Siege im Kulturkampf den Frieden weidlich ausgenützt; er hat den Pakt, den ihm Bismarck in letzter Stunde zu eigener Rettung anbieten wollte, mit dem Nachfolger ruhig wieder aufgenommen und weiter gesponnen; aber die Schlüssel der parlamentarischen Festung — einer schwachen, aber immerhin noch einer Festung — würde der kluge Mann niemals haben ausliefern helfen. Von seinen

Nachfolgern allen, die doch nur Diadochen sein können, wird man dessen nie sicher sein.

Das deutsche Parlament ist das einzige in der Welt, in welchem die Minister und ihre Vertreter mit dem Säbel an der Seite erscheinen und mit der Hand auf dem Degenknauf ihre Reden halten. Bei etwas lebhaften Regungen in der Debatte geschieht es auch, daß unwillkürlich diese Stützung der Hand auf dem Schwertgriff sich zu einer charakteristischen Geberde gestaltet. Auch diese Eigentümlichkeit unserer repräsentativen Zustände entbehrt nicht des tiefen Sinnes. Im Gegenteil, sie ist noch viel bedeutungsvoller als der Stucco di lustro, von dem man behauptet, daß er sich leicht loslöse und bei Erschütterungen den Abgeordneten auf die Köpfe fallen könne.

Es ist viel darüber geklügelt worden, warum Fürst Bismarck seiner Erscheinung in Staatsgeschäften die stereotype Gestalt des Reiteroffiziers gegeben habe. Er selbst hat gelegentlich in Privatgesprächen allerhand untergeordnete Zweckmäßigkeitsgründe dafür angeführt. Aber er wußte sehr wohl, warum er es in Wirklichkeit that. Trotzdem der Zauber seiner Kraft gewiß nicht in der Uniform lag, hat diese ihm doch Dienste dabei geleistet. Und diese Äußerlichkeit hat, wie Alles, was von ihm ausging, auch ihre Wirksamkeit über das Ganze erstreckt. Ist es nicht beispielsweise sogar seinem Vorbilde zuzuschreiben, daß das Bier salonfähig bis in die höchsten Zirkel geworden? Seitdem in den letzten Zeiten die Frage einer Nachfolge Bismarcks aufgeworfen wurde, ward immer nur der Name eines Mannes mit Epauletten genannt, ehemals Feldmarschall v. Manteuffel, dann Waldersee. Bei dem engen Kreis, in welchem sich unter solchen Anforderungen die Wahl bewegte, erscheint die des Generals v. Caprivi, welcher schon Marineminister gewesen war, weniger überraschend, als man auf

den ersten Blick meinen konnte. Da ist bereits so etwas wie der Anfang eines geheiligten Brauchs in die Welt gesetzt, und in Zukunft wird man bei einer Vakanz zuerst fragen: welcher General soll Reichskanzler werden? Der Brauch hat sich jetzt schon insofern weiter ausgebildet, als Fürst Bismarck wenigstens nicht aus echtem militärischen Material war, dieweil sein Nachfolger sich doch selbst mit Recht als den „alten Soldaten" produziert und einen gewissen Effekt damit erzielt. Fürst Bismarck prunkte in pathetischen Momenten mit dem Gehorsam, den er als treuer Vasall seinem Lehnsherrn schulde; aber der Gehorsam, den ein strammer Soldat seinem Kriegsherrn schuldet, ist noch ein ganz anderer. Auf Verfassungen dürfen in deutschen Staaten seit den stürmischen Tagen, da es im Kurfürstentum Hessen geschah, Offiziere nicht vereidigt werden. Womit ich nicht gesagt haben will, daß ein geschmeidiger bürgerlicher Minister nicht durch Fügsamkeit gegen die aristokratischen Klassen gefährlicher werden könnte als ein biederer General.

Jedoch, so fürchterliche Möglichkeiten wie die eines Verfassungsbruches können, bei einigem Nachdenken, in unseren glücklichen Zuständen nicht auftauchen. „So holde Schwäche bricht nicht Sturmes Wüten", sagt der Dichter. Was dem ästhetischen Gefühl unserer Künstler so schrecklich für die Form scheint, die Unechtheit des Materials, das bewahrt uns in der Sache vor den Katastrophen. Es ist auch noch ein Anderes, was der Unentbehrlichkeit einer Volksvertretung zu Hilfe kommt. Die modernen Staaten brauchen so viel Geld, daß sie ohne eine Bewilligungsmaschine niemals ausreichen würden. Höchstens noch in Rußland, und auch da wahrscheinlich nicht mehr lange kann man mit einem Schöpfapparat auskommen, der ausschließlich von oben arbeitet. Allerwärts sonst geht es nur mit

Hilfe des Druckes von unten her. Und gerade die Soldaten wissen das am besten, denn sie brauchen es ja am meisten.

Gewiß war es ein Glück, daß Fürst Bismarck entlassen wurde. Aber daß es ein Glück war, das eben ist das Unglück. Denn ein Glück kann keinen inneren Schaden heilen, und ein Unglück wäre nie eines gewesen, wenn es mit einem raschen Glückszug überwunden werden könnte. Ein wahres Unglück besteht eben darin, daß es irreparabel oder doch nur nach schweren Mühen und langen Zeiten zu überwinden ist.

Wäre Fürst Bismarck ein so großer Staatsmann im höheren Sinn gewesen, wie er Politiker und Diplomat war, so würde sich unter ihm in einem Vierteljahrhundert unerhörter Erfolge und unerhörter Popularität eine politische Gesittung entwickelt haben, stark genug, um ihn wie uns selbst gegen die Gefahr eines Sturzes durch ein bloßes Machtwort von oben zu schützen, und jedenfalls stark genug, um ihm in den Reihen eines Parlaments eine Stellung zu sichern, so stark, so glänzend und so ehrenvoll wie auf dem Kanzlersessel. Alle die Gründe, die manche seiner Verehrer jetzt anführen, um zu erklären, warum sie nicht dafür seien, daß er eine neue Wahl annehme, sagen nicht die ganze Wahrheit. Die Wahrheit ist die: daß in einem Parlament, dessen Stellung herabzudrücken und dessen Parteien zu zersetzen er selbst die Hälfte seiner Kraft aufgezehrt hat, der richtige Platz für eine gestürzte Größe seiner Dimension schwer zu finden ist. Und eben daß sich dies so verhält, ist zwar seine Strafe, aber auch unser Unglück.

Persönliche Macht, auch die bestinspirierte, ist eine unberechenbare Größe. Jede Wohlthat, die von ihr ausgeht, ist eine Medaille, die auf der Rückseite die Möglichkeit ihres Gegenteils trägt.

In Fürst Bismarck hatte sich eine persönliche Macht

konzentriert, deren Übermaß im Dienst eines falschen Systems dem Land zum Schaden ward. Aber dieser Thatbestand selbst war doch nur die Wirkung seiner außerordentlichen Persönlichkeit und mußte früher oder später mit ihr zu Ende gehen. Dagegen ist das Prinzip derjenigen persönlichen Macht, der wir seinen Sturz verdanken, eben weil es ein Prinzip ist, unsterblich. Momentan muß der Tausch wie ein Gewinn erscheinen; im Prinzip zeigt er einen organischen Schaden, für den allerdings Bismarck selbst am meisten verantwortlich ist.

Er hat es selbst so gewollt, aber auch nicht gedacht, daß es gegen ihn sich wenden könne. Wir aber werden, wenn auch nur an Ungewißheit unserer Zustände, noch unberechenbar daran zu tragen haben. Manches hat sich verändert in der kurzen Frist eines Jahres, und von Zeit zu Zeit wird mit ganz annehmbaren Belegen uns vorgerechnet, wie es doch in vielen Dingen besser geworden sei. Aber den Charakter der Dauerhaftigkeit hat nichts von alledem und kann es nicht haben; es sind Geschenke des Augenblicks, die der nächste Augenblick wieder entziehen kann. Zwar ist ja kein Endliches einer bestimmten Dauer gewiß; aber es ist doch noch ein mächtiger Unterschied, ob die Geschicke eines großen Reichs nur dem allgemeinen Schicksal irdischer Wandelbarkeit unterliegen, oder ob sie in ein psychologisches Geheimnis eingewebt sind, für das jeder Tag eine andere Lösung bringen kann. Dieser ungesunde Zustand des gesammten Staatslebens ist aber noch besonders belastet mit allen Übeln der Bismarck'schen Erbschaft, mit allen Schäden, welche eine immer nur auf den nächsten Moment gerichtete Parteipolitik allmählich groß gezogen hat. Der Kulturkampf zuerst und der Rückzug aus demselben sodann haben die Zentrumspartei zur Herrin der parlamentarischen Situation gemacht, eine Partei, die aus der sonderbarsten, aber gewiß

nicht heilsamen Mischung einseitig konfessioneller und aristokratisch agrarischer Faktoren zusammengesetzt ist. Hat sich etwa gezeigt, daß dieser Zustand mit dem Wechsel im Kanzlerregiment beseitigt ist? Im Gegenteil, er scheint sich noch mehr zu befestigen als vorher. Nachdem Bismarck der Partei des Zentrums durch den Krieg aufs Messer innere Kraft und Anhang in die Breite zugeführt, hat er in der Versöhnung mit ihr, vermöge seines Übergangs zu einem extremen Schutzzollsystem, aus ihr den eigentlichen Träger seiner gesamten inneren Politik gemacht. Wenn die Regierung seines Nachfolgers jetzt in erster Reihe immer mit dieser Abhängigkeit rechnet, so ist das zunächst auf Rechnung dieser Nachlassenschaft zu schreiben.

Gerade so verhält es sich mit den Schmerzen, welche die Sozialdemokratie der neuen Ära bereitet. Erfunden hat Fürst Bismarck ebenso wenig den Ultramontanismus wie den Kommunismus. Aber Alles, was persönliche Intervention thun konnte, hat seine Macht für ihre Kräftigung gethan. Es zeugt von merkwürdiger Kurzsichtigkeit, wenn die Anhänger, welche sich nach ihm zurücksehnen, mancherlei, was jetzt zu ihrem Mißvergnügen geschieht, der Krone oder dem neuen Kanzler zur Last legen, sei es auf dem Gebiet der Kirchenpolitik, sei es auf dem der sozialen Bewegung. Es sind doch Alles nur die unausbleiblichen Folgen der Richtung, die der erste Kanzler Jahre lang unausgesetzt den öffentlichen Angelegenheiten und dem öffentlichen Geist gegeben hat. Am meisten inneren Groll und inneres Unbehagen hat bekanntlich die neue Ära in den Reihen der Bismarck begeisterten Großindustrie erregt durch ein gewisses nachsichtiges, sagen wir, selbst ermunterndes Verhalten zu den Ansprüchen der Berg- und Fabrikarbeiter. Aber diesen Geist — er sei ein guter oder schlimmer — wer hat ihn groß gezogen mit Schmeichelreden und mit

Verfolgungen? Wer hat die Losung von dem hilflos auf dem Mist verhungernden Greis, von dem Recht auf Arbeit ausgegeben? Wer hat die staatssozialistische Religion des praktischen Christentums aufgebracht, um einen politischen Feldzug unter den Schutz erhabener Gefühle zu stellen? Wer hat sich der Pietät gegen den alten Kaiser Wilhelm bedient, um seinen Namen unter ein staatssozialistisches Manifest zu setzen, wer hat unter Berufung auf dasselbe noch in der letzten Stunde seiner Macht mit Hängen und Würgen, gegen das innere Widerstreben der Zustimmenden selbst, jenes Alters- und Invalidengesetz durchgedrückt, aus welchem die Sozialdemokratie auf geradem Weg die Konsequenz ihrer vollen Berechtigung ableitet, und welches mit jedem Jahr mehr zu einem unerträglichen Nessusgewande für das bürgerliche Leben werden wird? — Und jetzt kommen die, welche diese Politik und diese Gesetzgebungsmethode als die größten Thaten des Jahrhunderts verherrlicht haben, und beklagen sich, daß dieselben anfangen, ihre Wirkung zu äußern, ihre Wirkung auf die Köpfe in den höchsten und in den untersten Regionen. Und sie sehnen sich nach dem Diktator zurück, der, wie sie meinen, es zwar verstand, die Köpfe mit großen Worten zu berauschen, aber unter dem beruhigenden Vorbehalt, ihnen die Schädel einzuschlagen, wenn sie dieselben zu ernst nehmen sollten.

Scheinbar ist diese Methode zu Schanden geworden, weil ihr Meister gegangen ist, aber in Wirklichkeit war diese seine Methode am Ende ihres Lateins angekommen, als er ging. Die Verlängerung wie die Verschärfung des Sozialistengesetzes war in eine Sackgasse geraten, aus der es keinen Ausweg mehr gab. Es war ein Opportunismus von beispielloser Unverfrorenheit, welcher endlich am Abgrundsrande der Absurdität angekommen war. Dasselbe Schaukelspiel hatte sich im Laufe der Jahre in zahllosen

anderen Experimenten wiederholt. Als letztes Andenken haben wir die Kolonialpolitik behalten, das Urbild politischer Momentphotographie, die Ausgeburt einer vorübergehenden Anwandlung, entstanden unter dem Einfluß höchst zweideutiger Autoritäten und oberflächlicher Liebhabereien, ohne eigenen nachhaltigen Glauben des Kanzlers selbst, bald gefördert, bald gehemmt, bald bekannt, bald verleugnet, bald als eigene Eingebung, bald als aufgedrängte Unvermeidlichkeit hingestellt. Auch im dunklen Weltteil sitzt die gegenwärtige Regierung fest, nur weil die vorausgegangene sich hineinverirrt hat.

Fürst Bismarck war ein großer Opportunist, leider ein viel zu großer. In den seltensten Ausnahmen hat die Güte einer Sache seine Handlungsweise bestimmt. Es gab nur ein Objekt für ihn: Deutschlands Macht gegen Außen und seine eigene Macht gegen jedes widerstrebende Element im Innern. Dieser realistischen Auffassung entsprechend, verfolgte er vor Allem zwei Ziele: viel Geld und gute Wahlen für die Regierung. Ein großer Handelsherr, einer, der ihn aufs andächtigste verehrte und bewunderte, ward vor Jahren einmal zu ihm beschieden, um ihn über eine Streitfrage aufzuklären, die zwischen ihm als Handelsminister und der Berliner Kaufmannschaft spielte. Ich hatte kurz darauf Gelegenheit, den Mann zu sprechen, der noch vor Erstaunen ganz starr war und sich von seiner Enttäuschung nicht erholen konnte. Mit thatsächlichem Material und sachlichen Argumenten bewaffnet war er zur Konferenz gegangen, und nun kam er ganz verdutzt zurück: „Von nichts als von Wahlen hat er mit mir gesprochen und von Anderem nichts hören wollen."

Alle Art von organischer Gesetzgebung war ihm innerlich zuwider. Wenn man zur staatsmännischen Größe den Sinn für dauernde Rechtsverfassungen verlangen kann, so

besteht er sicher die Probe nicht. Was an solchen unter seiner Herrschaft entstand, ward entweder seiner Indifferenz oder seinem Widerstand abgerungen und trägt die Spuren davon. Das erste Erfordernis einer jeden Einrichtung war für ihn, daß sie nach Belieben geändert und beseitigt werden könne. In den Tagen, als die Reichsprozeßordnung beraten wurde, erzählte er einstmals der Korona der Nachtischsgesellschaft, er sei zufällig jüngst an die Thüre des Saales gekommen, in welchem die Kommission tagte; eine Weile habe er, da sehr laut diskutiert wurde, aufgehorcht, dann habe er sich eilig abgewendet, von Grauen erfüllt, daß die Juristen in der Gesetzgebung sich über solche Dinge so heftig streiten könnten.

Das Deutsche Reich ist sein Werk. Diesen Ruhm soll ihm Niemand abdingen, und die Nachwelt wird ihn befestigen. Aber von allen Schwierigkeiten, mit denen unsere Zukunft sich schon jetzt schwer belastet zeigt, kommen auch die meisten auf seine Rechnung. Er hat die Bahnen bestimmt, in denen sich die Institutionen, die Gesetze, und, was noch wichtiger ist, die Geister bewegen. Nicht minder die heutige Lage nach Außen ist sein Werk — ob ein gelungenes oder nicht, auch das ist noch eine offene Frage, über welche das letzte Wort lange nicht so unwiderruflich gesprochen ist, wie vielfach als ausgemacht gilt. Endlich die Verderbnis der Sitten im öffentlichen Leben, an der er mit schauerlicher Macht gearbeitet hat, ist so tief eingedrungen, daß nach einer kurzen Zeitspanne scheinbarer Besserung die Gefahr sich gezeigt hat, daß auch diese alten Schäden ihn mehr und länger überdauern mögen, als Mancher in seiner Unschuld gehofft hatte.

III.

Als er die Nachricht vom Tode Wallensteins erhielt, schrieb der Kardinal Richelieu in sein Tagebuch: „Der gute oder der schlechte Ruf hängt ab von der letzten Periode des Lebens, das Gute und das Schlechte überträgt sich auf die Nachwelt, und die Bosheit der Menschen macht, daß sie eher das eine als das andere glauben*)."

Wer will sagen, ob es dem Fürsten Bismarck noch einmal gelingen wird, sich des Regimentes im Reich zu bemächtigen? Er selbst glaubt sich nicht am Ende seiner Laufbahn; und mag man auf Grund der besonderen thatsächlichen Umstände sich für oder gegen die Möglichkeit seiner Rückkehr an die Spitze der Geschäfte entscheiden: unsre Tage haben so viel für unmöglich Angesehenes erlebt, daß schon aus diesem allgemeinen Vorbehalt heraus jedes unbedingte Nein gewagt erscheint.

Nur soviel ist gewiß: wäre nicht geschehen, was vorher selbst für undenkbar galt, wäre nicht der gewaltige Mann bei ungeschwächter Gesundheit, gegen sein äußerstes Sträuben plötzlich in die Stille des Privatlebens entrückt worden, die Mitwelt zunächst hätte sich ein ganz anderes Bild von seinem Charakter gemacht, als sie jetzt thut. Ich sage absichtlich die Mitwelt, und ich glaube, daß auch der große Kardinal mit dem Worte „Reputation" nicht sowohl das späte Urteil der Geschichte als den Eindruck gemeint hat, wie er sich bei dem Hinscheiden eines bedeutenden Menschen nach seinem letzten Bilde in den Augen der Zeitgenossen fixiert. Wie paßt das z. B. gerade auf die Stimmung beim Tode Windthorsts! — Auch das schöne Wort, die Weltgeschichte

*) La bonne ou la mauvaise réputation dépend de la dernière période de la vie, le bien et le mal passe à la postérité et la malice des hommes fait croire plutôt l'un que l'autre.

sei das Weltgericht, trifft nur so weit zu, als die höchsten Gerichte sich irren können. Und dann, was ist die Weltgeschichte? Je mehr sie forscht, desto unsicherer wird ihr Urteil; Richelieu und Wallenstein, die beiden Namen, die hier nebeneinander stehen, was braucht es mehr, um daran zu erinnern, wie von der Parteien Haß und Gunst verwirrt die Charakterbilder schwanken? Gerade je interessanter es wäre, sie zu erkennen, desto weniger kommt das Urteil zum Abschluß. Man denke an Maria Stuart oder an Don Carlos! Alle paar Jahre wird die letzte Entscheidung mittelst neuer Hebel auf den Kopf gestellt.

Die Verehrer Bismarcks zu beruhigen, ist nicht mein Beruf; aber ein unbefangenes Urteil zu gewinnen, ist mein stilles Vergnügen. Nein, die vierzig Jahre großer politischer Thätigkeit und welthistorischen Eingreifens werden im Urteil kommender Geschlechter nicht zurücktreten hinter die Wirkung des Aktes, der sich jetzt auf der schmalen Bühne des Privatlebens abspielt, auch wenn er der letzte ist, und der Vorhang dann für immer fällt. Nach einiger Zeit wird die Gesamtheit der Erscheinung wieder zu ihrer vollen Geltung und zu ihrem höheren Recht kommen. Allerdings werden dann auch die Eindrücke des eben abgelaufenen Jahres bei Abwägung des Urteils ihr Gewicht mit in die Wagschale werfen, und kein leichtes; denn was diese Eindrücke so bedeutsam macht, ist, daß sie viel stärker und überraschender auf die begeisterten Anhänger des Kanzlers eingedrungen sind als auf diejenigen, welche ihn seit längerer Zeit kühl, kritisch oder gegnerisch betrachtet hatten. Das Interessante an der Gesamtheit dieser Erlebnisse des letzten Jahres ist, daß sie im Lager der Getreuen so viel Bestürzung und Verwirrung hervorgerufen haben, daß sie da als etwas unbeschreiblich Neues, Unerhörtes angestaunt worden sind. Daher jene, wenn auch nur im Stillen aus-

gebrochene, doch leicht an vielen Zeichen zu erkennende Herbigkeit der Auffassung, von welcher der minder Unvorbereitete frei blieb.

„Wenn ein Teufel in mir steckt, so ist es ein teutonischer", hat der Fürst einmal selbst gesagt. Der Teufel ist ein Kosmopolit, der sich in jeder beliebigen Nationalität zurechtfindet. Das Nationalkostüm, das er annimmt, ist ihm Nebensache, der Kern bleibt der Dämon, im guten wie im bösen Sinn. In dem, neuerer Zeit viel besprochenen, fünften Bande von Taine ist künstlerisch durchgeführt, daß der napoleonische Dämon wesentlich italienischen Geblütes war und zwar aus dem Blute des Italien vor vier- bis fünfhundert Jahren. So mag eine gewisse Beruhigung für die Deutschen darin liegen, daß, wenn ein Teufel sie beherrschte, es wenigstens ein landsmännischer war; aber daß sein Stammbaum in die Zeit des Faustrechts zurückführte, hätte er mit dem italienischen Tyrannen gemein. Gehört doch etwas Faustrecht zu der Teufelei überhaupt. Das Kraftgeheimnis dieser Art politischer Genialität wurzelt in der unbefangenen Verachtung aller menschlichen und gesetzlichen Rücksichten, in dem unbegrenzten Gefühl der Berechtigung des eigenen Willens, gestützt auf die eigene Intelligenz. Alles, was der von unten hinauf schauenden Menschheit wie Ideal vorkommt, existiert für solches Heroenbewußtsein nur als Inhalt des eigenen Ich. Napoleon, der nach Egypten ging, um ein großes orientalisches Weltreich zu gründen, und als Kaiser schrieb, daß es auf das Opfer einer Million Menschen nicht ankommen dürfe, hinterließ der gläubigen Menge das zärtliche Wort von der France, que j'ai tant aimée. Ohne die ungeheure Überwucherung des subjektiven Elementes wären solche Schicksalsimprovisatoren gar nicht möglich, und wo sie selbst in ihrem Thatendrang eine Gesamtheit, ein Vaterland vor

Augen zu sehen glauben, täuscht sie nur die Spiegelung ihres eigenen Ich auf einem objektiven Hintergrund. Daher ist es ein anderes Ding, sie anzubeten, ein anderes, mit ihnen zu rechten.

Man kann nicht sagen, daß das Bild, welches Napoleon in dem Moment seines Sturzes in den Augen seiner Getreuen zurückgelassen hatte, durch sein Verhalten während der Verbannung verkleinert oder getrübt worden sei. Vielmehr veredelte es sich; man vergaß die Leiden und wob immer mehr goldene Fäden in den Glorienschein, welcher seine wehmütigen Strahlen von dem fernen Eiland herüberwarf. Vielleicht hatte das Schicksal es gut mit ihm gemeint, indem es ihn so weit und hoffnungslos auf den unzugänglichen Felsen verbannte. L'autre, der Andere, wie man ihn geheimnisvoll nannte, um nicht der Polizei der Bourbonen zu verfallen, war schon durch die räumliche Trennung ein sagenhaftes Wesen, das sich nicht kompromittieren konnte. Nichtsdestoweniger erkannte er, daß es für einen Abgott der Menge am besten sei, auf der Höhe der Macht ihren Augen entrückt zu werden. Eines Tages, nach einer langen Selbstbeschau (es war im ersten Jahr seines Exils) sagte er: Si je fusse mort sur le trône, dans les nuages de ma toute-puissance, je serais demeuré un problême pour bien des gens; aujourd'hui, grâce au malheur on pourra me juger à nu." (Mémorial de St. Hélène, Décembre 1815.)

Aber es ist vielleicht richtiger, den Maßstab der Vergleichung nicht an den Felsen von St. Helena anzulehnen. Napoleon war beinahe ein Jahr lang auf der Insel Elba, vom 3. Mai 1814 bis zum 26. Februar 1815, ganz dicht an der Küste von Toskana und nicht fern von derjenigen Frankreichs. Das Verschiedenartige in der Figur der beiden Helden, ihren Thaten, ihrer Vor- und Nachgeschichte ist so

überwiegend, daß der Raum für die Ziehung der Parallele kleiner wird, je näher man die beiden Erscheinungen ins Auge faßt. Es bleibt schließlich nichts übrig als gewisse herrschende Züge der psychologischen Verwandtschaft, welche allen politischen Gewaltmenschen gemein sind, und die Größe des Ansehens, durch welche sie die Geister bezwingen. Alles in Allem, im Guten wie im Bösen, ist das Titanentum des Korsen bei weitem das großartigere gewesen. Aber einiges Interessante bietet sich doch noch für das vergleichende Studium. Alle Augenzeugen berichten von der merkwürdigen positiven Thätigkeit, die der entthronte Weltherrscher sofort am ersten Tage seiner Ankunft auf dem Inselchen entfaltete. Wie er es in den Zeiten seiner länderverschlingenden Märsche gewohnt gewesen, stieg er alsbald zu Pferde, um sich das Gebiet zu besehen. Eben hatte er, mit Mühe und Not der ihm feindlichen, legitimistisch gesinnten Bevölkerung des südlichen Frankreichs unter demütigender Verkleidung entgangen, sicheren Boden unter seinen Füßen gewonnen, als er sich daran machte, alles nach seinen Ideen zu gestalten. Er ließ Pläne für Hafen und Festung von Portoferraio, der Hauptstadt seines liliputanischen Reichs, entwerfen, Statistik und Steuerentwurf ausarbeiten; kurz, sein Schaffensdrang stürmte drauf los, wie zu den Zeiten von ehemals, wenn es galt, das Königreich Italien oder das Departement der Elbmündungen zu organisieren. Er ließ sofort an die Verschönerung der Stadt und die Vergrößerung seines Palastes Hand anlegen und eine Proklamation an die Einwohner ergehen: „Ich werde ein guter Vater sein, seid gute Söhne“, nnd der Vikar Arrighi schrieb auf seinen Wunsch einen Hirtenbrief, in dem es hieß: „Die Insel Elba tritt ein in die Zahl der Nationen“. — In den Akten des geheimen Archivs von Florenz, welche erst vor einigen Jahren veröffentlicht wurden, figurieren die

Berichte der geheimen Agenten, welche die Florentiner Regierung, das provisorische Buongoverno, auf Elba zur Beobachtung Napoleons unterhielt. Sie gingen meistens durch die Hände des Generals Spannochi, Gouverneurs von Livorno. In einem derselben heißt es: „Wir haben nichts Neues von Portoferraio vernommen; ich weiß nur, daß der Leiter einer französischen Druckerei dem Kaiser angeboten hat, eine Offizin in Portoferraio einzurichten, damit er auf die Angriffe und die Verleumdungen der Blätter antworten könne, worauf derselbe die Antwort erteilt haben soll, daß, wenn sie eine Druckerei herstellen wollten, ihnen dies unbenommen sei, was aber ihn betreffe, so wünsche er, in Ruhe zu bleiben, ohne sich um das, was man über ihn und seine Thätigkeit schreibe, aufzuregen." — Nun könnte man wohl meinen, das alles sei absichtlich zur Verhüllung der auf die Rückkehr gerichteten Machenschaften geschehen. Aber der Zusammenhang der Ereignisse bestätigt solche Vermutung mit nichten. In der Zeit, da der Plan zur Flucht und Landung zu reifen begann, nahm die organisatorische Arbeit in der kleinen Residenz sichtlich immer mehr ab. Es war vielmehr Napoleons angeborener Schaffensdrang, sein rastloses organisatorisches Genie, welches ganz unreflektiert an jeder Stelle, wo ihn Sieg oder Niederlage hinführte, zum Gestalten antrieb. Manchmal lief einige Affektation dabei mit unter, welche aber doch für die Richtung des Sinnes bezeichnend ist. So das bekannte Dekret von Moskau zur Grundlegung der Statuten für das Théâtre français. Er hat vielleicht mehr Planmäßigkeit in die Einrichtung dieser Bühnen-Anstalt gelegt, als Fürst Bismarck in die Herstellung der Grundlinien für die deutsche Reichsverfassung. Diesem war das Bedürfnis des nächsten Tages das oberste aller Gesetze, alles sonst Erforderliche wurde der Zukunft anheimgestellt; und darum sollte alles so beweglich und

leicht verschiebbar bleiben wie möglich. Keine Institution, die aus sich selbst heraus funktioniert, sondern immer nur ein Werk, welches der eingreifenden Hand der herrschenden Persönlichkeit zugänglich und gehorsam bleibt, einer Hand, die in Gang setzt und still stellt, die Zeiger vorwärts und rückwärts dreht und sich jeden Augenblick vorbehält, zu bestimmen, was die Glocke schlagen soll. Es hätte den Kanzler des Norddeutschen Bundes gar nicht geniert, wenn die Mainlinie definitiv geworden wäre mit draußen stehenden, nur durch Militärbündnisse und Zolltarif angeschlossenen süddeutschen Staaten. Alles Andere haben die Ereignisse und der Druck der öffentlichen Meinung ihm abgerungen. Für seinen Geschmack hätten sich 1870 in den Versailler Verträgen die süddeutschen Könige noch stärkere Reservatrechte vorbehalten können. War doch auf sein Andringen in der Verfassung noch die häßliche Bestimmung stehen geblieben, daß bei allen gewisse Reservatrechte nicht berührenden Abstimmungen die bayerischen Abgeordneten im Reichstag abzutreten und den Saal zu verlassen hätten. Und wie ihm eine Institution um so besser gefiel, je unvollkommener und für seine Eingriffe zugänglicher sie blieb, so machte es ihm auch umgekehrt keine Bedenken, eine solche mit dem Anspruch auf Ewigkeit zu improvisieren, wenn sie ihm für den nächsten Tag einen Dienst leisten konnte. Alles war nur Experiment und alle Objekte nur corpora vilia. So erfand er den Volkswirtschaftsrat und den reorganisierten Staatsrat und legte sie wieder bei Seite, als sie sich nicht so handhaben ließen, wie er berechnet hatte. Von all den treffenden Schlagwörtern, die wir seiner urwüchsigen Bildersprache verdanken, ist keines bezeichnender als das von der „Klinke der Gesetzgebung". Das konnte nur er erfinden. Jedes Gesetz mußte für ihn eine Thüre haben, zu der er die Klinke in der Hand behielt, um nach Belieben aus- und einzugehen. Man

denke nur an die gewaltsame Auslegung der Elbschiffahrtsakte, um Hamburg zum Eintritt in den Zollverein zu nötigen, an die Arnim- und die Kesselflicker-Paragraphen, welche im Zorn über ein Erlebnis dem Codex des Reichsstrafrechts einverleibt wurden. Natürlich kam es dabei auf Symmetrie und logische Ordnung der Institutionen noch weniger an als auf die dauernde Nützlichkeit des Geschehenden; je unfertiger desto bequemer. „Die Politik in Schwimmhosen", auch eines seiner köstlichen Bilder, war das Ideal für die gesamte Gesetzgebung. Als ihm der Reichstag einmal kleinliche Schwierigkeiten machte, 7000 Mk. für die Herstellung des Gartens im neuen Gebäude der Wilhelmstraße zu bewilligen, sagte er im Laufe der Debatte: „Thun Sie sich keinen Zwang deswegen an, meine Herrn; wenn Sie mir den Garten nicht bewilligen, so lege ich eine Kiefernschonung an und setze Hasen hinein." Und als man ihm einst von der schönen Einrichtung erzählte, welche der Minister von Roon auf seinem neuen Gute Gütergotz angeschafft habe, sagte er: „Ich habe immer bemerkt, daß die Leute, welche viel auf schönes Mobiliar halten, schlecht essen." In diesem Geiste behandelte er auch den Staat und die Gesetzgebung.

Wenn man diese Gegensätze zusammenhält — und was ließe sich nicht alles beibringen, Großes und Kleines, wollte man auch nur diesen Teil des Bildes ganz entrollen — so darf man dabei nicht übersehen, bis zu welchem Grade das Ingenium der beiden Völker hier die Unterschiede motivierte. Napoleons organisationsfreudigem Schaffensdrang entsprach die rationalistisch-systematische Denkart des französischen Geistes, während Bismarcks vorbehaltvolles empirisches Herausgreifen des nächstgebrauchten Objektes sich mit dem starrköpfigen Widerstreben deutscher Eigenart und deren zäher Liebhaberei für krause Absonder-

lichkeit, jeder Unterordnung unter allgemein giltige Gestaltungen abgeneigt, zurecht finden mußte. Nichts ist bezeichnender für diesen Gegenstand als das Verhalten der beiden Staatslenker zu den Kodifikationen ihrer Länder. Haben auch die Männer, der Geist und die Institutionen der neunziger Jahre den Grund zur napoleonischen Gesetzgebung gelegt, so ist doch nicht zu bestreiten, daß der erste Konsul einen sehr aktiven Anteil an der Beratung und Fertigstellung nahm, und die Nation darf es ruhig gelten lassen, daß ihr bürgerliches Gesetzbuch, trotz mancher Mängel ein Meisterwerk, den Namen Code Napoléon in die Jahrhunderte mit hinübergenommen hat. Napoleon selbst kommt in seinen Gesprächen auf St. Helena vielmals auf dieses Gesetzbuch zurück, dessen von der Adria bis zu dem baltischen Meer verbreitete Geltung er für eine seiner höchsten Ruhmesthaten ansieht. Man denke sich dagegen die Satire, welche darin läge, die künftige bürgerliche Kodifikation des Deutschen Reiches auf den Namen Bismarcks zu taufen. Es ist ja sehr zu bedauern, daß in dem Vierteljahrhundert seiner Herrschaft ein solches Werk nicht zu Stande kommen konnte, wie es in wenigen Jahren des Direktoriums und Konsulates fertig gemacht wurde; aber es ist doch ein Glück, daß er persönlich der Sache ein Interesse, welches ihr ohne Zweifel dauernde Schäden einverleibt hätte, nicht zugewandt hat. Man macht heute noch manchmal der nationalliberalen Partei des Jahres 1876 zum Vorwurf, daß sie die deutsche Strafprozeßordnung, mit gewissen politischen Mängeln, wie dem Zeugnißzwang in Preßsachen, behaftet, annahm. Aber sie war sich ganz klar darüber, daß es dem Kanzler mit der Conditio sine qua non in diesem Fall voller Ernst war, daß ihm gar nichts daran gelegen hätte, das ganze Werk scheitern zu lassen, und daß es besser war, diesen bedeutenden Fortschritt für die Rechtspflege und die

staatliche Einheit im letzten Moment unter Dach zu bringen, selbst mit einigen Schäden verunstaltet, als eine so wichtige Grundlage ins Ungewisse hinauszuschieben. Denn schon damals fühlte man, daß von oben der Geist wehte, der später auch aussprechen konnte, im Grunde könnte man das Reich wieder auf die rohe Basis des Zollvereins und der Militärbündnisse zurückführen. Diese Eigenart der Persönlichkeit muß man sich auch vergegenwärtigen, wenn man sich das Verhalten des Kanzlers nach seiner urplötzlichen Entfernung aus Amt und Macht vorstellen und nach seinem eigenen Maßstab messen will. Alles Ärgernis und alle Trübsal, welche im Kreise der Verehrer über die Art, wie der Entthronte sich aufbäumt, umgehen, sind das Produkt der grenzenlosen Naivität, welche diese Verehrung charakterisierte. Man hätte erwarten dürfen — so konnte man allenthalben unter schweren Seufzern flüstern hören — daß ein so großer Mann sich mit Würde in sein Loos zu schicken wissen, daß er namentlich nicht die Rücksichten der unbedingten Unterwerfung unter den Willen des königlichen Herrn, die er allezeit für die einzige Richtschnur seines Lebens erklärt habe, so schroff verletzen würde. In ihrer rührenden Unschuld hatten die Verehrer auch sofort den herrlichen Einfall ausgeheckt, den Teller zum Sammeln für ein Standbild in Umgang zu setzen, als ob dem Fürsten für die Zukunft nur noch die einzige Revanche in Aussicht gestellt werden sollte, in totem Erz vom steinernen Postament herabzusteigen, falls irgend ein bebender Leporello ihn zum Gastmahl seines Herrn einzuladen käme. Sie hatten sich vorgestellt, er werde sich bücken und ducken wie die Herren Minister, seine ehemaligen Kollegen, denen er, unsanft wie er ist, mit schroffer Handbewegung den Sessel vor die Thür geschoben hatte, und die danach sich begnügten, im Sonnenschein seiner Huld ein abhängiges oder

harmloses Dasein fortzuführen und bei seinen Frühschoppen zu Gaste zu sein.

Da hatten ihn die alten Gegner in der That richtiger taxiert als diese treuen Klageweiber seines Anhangs. Früher konnte man gerade in gewissen Regionen dieses Anhangs, besonders unter Künstlern und Schriftstellern, welche sich auf ihre Wahlverwandtschaft mit dem Kraftgenie im Stillen etwas zu Gute thaten, Äußerungen hören, welche es für philiströs erklärten, von einem solchen Manne eine Gerechtigkeit oder Moralität kleinen Stils, nach dem Zuschnitt bürgerlicher Prosa, zu verlangen. Dafür ging nun seit dem Sturz der Genuß des Wohlgefallens auf die alten Gegner über. Seitdem seine Genialität nicht mehr gemeinschädlich wirken kann, ist für diese die Zeit gekommen, ihre künstlerische Freude an derselben zu haben, und sie finden es ganz konsequent, daß der Mann, der so lange aller Rücksichten nach der einen Seite gespottet hatte, nun auch nach der andern sich keinen Zwang anthut. Ganz närrisch ist das Gezeter über den ungenierten Gebrauch, den er von allen beliebigen Werkzeugen macht, um sich seiner Haut zu wehren. Das war doch immer so gewesen. Niemals war Jemand weniger wählerisch in der Verwendung seiner lebendigen oder sachlichen Werkzeuge, Kommunisten oder Revolutionäre, Bauernbriefe oder Käseblätter, sobald sie nur dem Zweck des Augenblicks brauchbar erschienen. Und nun soll es auf einmal so schrecklich sein, daß er sich von französischen und russischen Journalisten interviewen ließ. Nein, dem ward nie „unheimlich“ zu Mute, wenn ihm Einer Hilfe bot. Er stand viel zu fest in sich und wußte zu gut, was er wollte, um solchen Anwandlungen zugänglich zu sein.

Selbst für die rückwärts greifende Beurteilung der Handlungsweise früherer Tage darf dieser ungeberdig, auch

mit den kleinsten Mitteln geführte Kampf ums persönliche Dasein eher versöhnend als verbitternd wirken. Er legt die Vermutung nahe, daß so manche Akte grausamer Verfolgung nicht, wie man ehemals denken konnte, einer kalten Berechnung entsprangen, sondern einem natürlichen Impuls des Temperaments. Haß und Rachsucht sind keine erbaulichen Charakterzüge, aber als unmittelbare Ausbrüche einer ungezähmten Persönlichkeit sind sie für unser Gefühl erträglicher, als wenn wir ein diabolisches System vor uns zu sehen glauben, welches sich sagt: der Kleinste wie der Größte, der nicht pariert, muß unbarmherzig gequält und vernichtet werden. Und daran schließt sich die Folgerung, daß manches, was mehr aus unmittelbarer Aufwallung der persönlichen Gereiztheit als aus Abwägung der Zweckmäßigkeit geschah, auch zweckwidrig für den Urheber werden konnte. Wer weiß, ob solche heftige Antriebe persönlicher Antipathie oder Ranküne nicht gerade an gewissen Hinterlassenschaften in unsern auswärtigen Beziehungen mit schuld sind, an denen wir am schwersten zu tragen haben? Vielleicht giebt einst, wenn die Siegel des Schweigens gelöst werden, die Zukunft hierüber noch merkwürdige Aufschlüsse, die wir vorerst nur ahnen können.

Fürst Bismarck hat sich vierzig Jahre lang als ein solcher Meister auf dem Feld der persönlichen Schachzüge erwiesen, daß man nicht vorschnell ein absprechendes Urteil über die Methode seines Kampfes um die Rückkehr zur Macht fällen soll. Er führt ihn auf denselben offenen und verdeckten Wegen des Federkrieges, in dem er seit seinen Tagen von Frankfurt so vieles durchgesetzt hat. Auf das Gerede der Menge, auch der, die ihn anbetet, kommt's ihm dabei nicht an. Sie muten ihm zu, in großartig stolzer Weise seinen Fall hinzunehmen. Aber über solche Gemeinplätze, wie das noblesse oblige, ist er stets erhaben ge-

wesen. Er denkt gar nicht daran, es bei dem Sturz bewenden zu lassen, und Alles, was die Dichter Schönes über ein schönes Fallen gesagt haben, rührt ihn nicht, weder des Römers:

Si cadendum est mihi, coelo cecidisse velim,

noch des Italieners:

Il cader' magnificamente è nobil' fallo,

noch des Franzosen:

Il est beau qu'un mortel jusques aux cieux s'élève
Il est beau même d'en tomber.

Ihm gilt sein eigner Ausspruch, daß, wenn der Jäger müde und unlustig heimkehrt und plötzlich ein Eber in Sicht gemeldet wird, ihm von Neuem die Lust und die Kräfte wachsen zur „Sauhatz". Das ist der teutonische Teufel in ihm, und dieser teutonischen Eigentümlichkeit entspricht es auch, daß neben dem Jagdspieß das Tintenfaß steht, aus dem „ozeanische Ströme sich ergießen". Nicht umsonst hat's Luther dem Teufel an den Kopf geworfen. Der Lutherische Teufel war eben auch ein deutscher Teufel, und wenn der schwarz ist, so weiß er warum: die Tinte ist sein Lieblingselement.

Marseillaise und Afrikalotterie.*)

(Aus Nr. 51 der „Nation" vom 19. September 1891.)

---

*) Die beiden Begebenheiten, auf die obige Zusammenstellung hinweist, sind die Huldigung, welche die französische Flotte dem russischen Reich mit ihrem Besuch in Kronstadt darbrachte, und die Lotterie, welche von der deutschen Kolonialgesellschaft veranstaltet ward, um den Erlös zur Befreiung von Negersklaven zu verwenden.

I.

Nicht selten kommt Einer, der viel gesündigt hat, daran zu Falle, daß er einmal richtig und vorwurfsfrei handelt. Nichts hat den Jesuiten so sehr geschadet, als das Bekenntnis, daß der Zweck die Mittel heilige, und doch war gerade dies ein Akt der Offenheit und das Geständnis einer Regel, welche weit über die Grenzen ihres Ordens hinaus die Welt regiert. Selbst die neuesten Dichterschulen, die unter verschiedenen Namen nach „Wahrheit" jagen, beweisen mit ihrer Empörung gegen das Bestehende und Herrschende, wie wenig die Wahrheit in der Welt herrscht. Giebt es überhaupt unbedingte Wahrheiten im Bereich der menschlichen Verhältnisse, und kann es deren geben, oder giebt es nur relative? Edmund Burke, der große englische Konservative, sagte einmal am Schluß einer Rede: „Ich will nicht eingehen auf die Frage, in wie weit die Wahrheit den Vorzug verdiene vor dem Frieden (peace bedeutet hier soviel als das gemeine Wohl). Vielleicht mag Wahrheit etwas viel Besseres sein. Aber da wir kaum jemals über diese solche Gewißheit haben wie über jenen, so möchte ich, solange die Wahrheit nicht ganz augenfällig ist, fest zum Frieden stehen." Das ist in der gelindesten und moralischsten Weise ausgedrückt die Annäherung an den Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt. Den Gegensatz drückt jener Redner der Revolution aus mit dem historisch gewordenen Ausruf: „Périssent les Colonies plutôt qu'un

principe!“ Man hat das Wort seit hundert Jahren oft genug angeführt, aber mehr um unbedingte Prinzipientreue zu verspotten, als um sie zu verherrlichen.

Unsere Kolonialfreunde, als meistens sehr konservative Leute, haben sich nicht den Revolutionär zum Muster genommen. Wenn sie ihre Kolonien retten können, so mag schon etwas von geheiligten Prinzipien zum Teufel gehen. Man befindet sich ja mit solchen Opfern in großer und guter Gesellschaft. Heute mehr als jemals. Wer kann eine Zeitung aufschlagen, ohne zu lachen über die Ehren, welche der heiligen Marseillaise widerfahren! Der Selbstherrscher aller Reußen, die Königin Viktoria und der Brüsseler Sozialistenkongreß — ein herrliches Terzett — lassen ihre Stimmen zusammenfließen in dieselbe Melodie! Ist das nicht wundersam? Ich glaube, es war unser Kollege Bebel, welcher in der Schlußsitzung des Kongresses vorschlug, als Sang der Sänge die Marseillaise anzustimmen, und, das muß man sagen, er hat sich nicht das Geringste damit vergeben.

Unmittelbar vorher hatte der Enkel des Kaiser Nikolaus, das fleischgewordene unbeschränkte Königtum von Gottes Gnaden, sein gesalbtes Haupt entblößt vor demselben Hymnus und Schlachtgesang der Sansculotten.

Was sind alle Gewissens-Transaktionen, die Eskobar und der Pater Filucius zwischen Wahrheit und Lüge zulassen, gegen diese herrliche Anpassung! Aber man denke nicht, die Schmiegsamkeit komme nur auf Rechnung des stolzen Selbstherrschers! Nicht minder ziert sie die noch stolzeren Republikaner. Denn im Grunde sind sie es, welche huldigen, und ist es jener, welcher sich die Huldigung gefallen läßt. Was ist eine Marseillaise, die zu Lob und Preis des Zaren gesungen wird, als ein Spott auf sich selbst? Der Zar läßt sich den Spott gefallen, der

nicht seine Heiligtümer, sondern die seiner Schmeichler entweiht.

Es ist nicht uninteressant, angesichts dieses kuriosen Erlebnisses an den Eintritt des jetzt hoffähig gewordenen Liedes in die Kriegsgeschichte zu erinnern. Die Annalen der Revolution haben uns den Moment aufgezeichnet. Es war am 29. September 1792, dem Tag, an welchem die durch die berühmte Kanonade von Valmy neun Tage vorher demoralisierten Verbündeten ihren Rückzug aus Frankreich antraten, den König Ludwig, das Königtum und alles Heilige, für das sie laut ihrer Manifeste ausgezogen waren, seinem Schicksal überlassend.

Bis dahin hatte die französische Armee die Marseillaise noch nicht bei sich eingeführt. Noch am 14. bei Croix aux Bois gegen die Österreicher und am 20. bei Valmy gegen die Preußen hatten die Soldaten nur das Ça ira gesungen. Aber an jenem 29. September waren in dem Hauptquartier von Dampierre, welches Kellermann mit seiner Armee bezogen, um von da die Operationen gegen den Herzog von Braunschweig und den König von Preußen fortzusetzen, die drei Kommissäre des Konvents, Carra, Prieur de la Marne und Sillery erschienen, und es wurde ein großes Freudenfest in Szene gesetzt zu Ehren der eine Woche vorher proklamierten Abschaffung des Königtums und der eben verkündeten Republik. Zum ersten Mal ertönte hier im Lager die „Hymne an die Freiheit“ oder die „Hymne der Marseiller“, wie sie damals genannt wurde. Der alte Bandenführer Kellermann, welcher lange unter den Bourbonen gedient hatte, hätte das Te Deum vorgezogen. Aber schon aus Paris war ihm durch den Kriegsminister Servan bedeutet worden, daß es mit der Mode des Te Deum vorüber sei. „Man muß“, heißt es in dem Brief, „etwas Nützlicheres an die Stelle setzen und das mehr zum öffentlichen Geiste paßt“; und er

legte dem Brief den Text und die Noten der Marseiller Hymne bei, wozu der Berichterstatter Prudhomme in seinen „Révolutions de Paris“ die Bemerkung macht, es sei ein thörichter Brauch, alle Ehren eines Sieges auf ein außerhalb der Welt residierendes Wesen zu häufen.*)

So sehr es zu denken giebt, daß der russische Kaiser, doch gewiß im Sinne des Liedes ein „Tyrann“, sein Haupt andächtig vor dem Lied gegen die Tyrannen entblößt, so ist dabei seine Rolle noch weniger komisch als die der Republikaner, welche ihm huldigen. Ist doch kaum ein Jahr ins Land gegangen, seitdem die unbeugsame Tugend der strengen Revolutionäre von Paris die Aufführung eines Stückes**) hintertrieb, in welchem die Schreckensmänner der Septembertage und des Thermidor etwas unsanft charakterisiert waren, und die strammen Freiheitsredner der Kammer ergingen sich damals in den feurigsten Tiraden gegen die, welche einen Makel an Robespierre oder St. Just zu finden wagten. In dem oben erwähnten Bericht Prudhommes heißt es aus Anlaß der Gerüchte über Verhandlungen mit dem preußischen Hauptquartier: „Die Großmut Frankreichs bestimmt dasselbe, allen Völkern die Arme zu öffnen, aber sie gestattet ihm nicht, den Königen nachzulaufen ‚de rechercher les rois‘.“ Ob wohl Kaiser Alexander, welchen die französische Flotte doch jetzt recherchiert hat, milder über die Bergpartei des Konvents denkt als der Dichter Sardou? Aber der Zweck heiligt eben das Mittel, und eine Republik braucht sich in allen Stücken weniger zu genieren, als ein legitimer Fürst. Schon die erste hatte sichs nicht verdrießen lassen, den Tyrannen und ihren Dienern den Hof zu machen, wenn

*) Ich entnehme diese Einzelheiten dem vortrefflichen Werke von Arthur Chuquet: Les guerres de la Revolution, III. Band: la retraite de Brunswick (Paris 1887).

**) Thermidor von Sardou.

etwas dabei in Aussicht stand. Jene Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm II. waren allerdings recht ernst in der Stille betrieben, und es waren dabei die Huldigungen an den aufgeklärten König und seinen „tugendhaften Manstein" dick aufgetragen worden. Genau, wie man sich jetzt mit dem Gedanken kitzelt, an Rußland einen Alliierten gegen Deutschland zu erschmeicheln, nährte man damals die Hoffnung, Preußen mit Liebeserklärungen zum Bund gegen Österreich zu bereden. Aber, wie wir wissen, hatte wenigstens der Geist jener Zeit wirklich seinen Zauber auch auf gewisse Regionen der deutschen Höfe und Aristokratie ergossen, und die Selbstbelügung einer inneren Sinnesverwandtschaft war nicht einmal so kraß wie die, welche heute die Klänge der russischen und der Marseiller Hymne zusammen ertönen läßt. Welche Angriffe und Bosheiten mußte sich der Julikönig Ludwig Philipp gefallen lassen, als er sich den europäischen Monarchen angenehm zu machen suchte, um sie mit seiner Dynastie zu versöhnen! Wenn er sämmtlichen Kaisern und Königen der Welt ein Zehnteil jener liebedienerischen Verzücktheit entgegengebracht hätte, mit welcher jetzt ein russischer Großfürst in seiner Badekur von der Republik umworben wird, die tugendhaften Republikaner jener Tage wären vor Scham in die Erde gesunken.

Aber wenn man einen heutigen der Republikaner unter vier Augen zur Rede stellte, so würde er ohne Verlegenheit einräumen, daß dies alles nur eine Komödie sei; es gelte eben nur den russischen Kaiser mit den Blumen französischer Liebenswürdigkeit so zu umwinden, daß er sich fortreißen lasse, seine Heeresmacht für die Eroberung von Elsaß-Lothringen einzusetzen. Und was Einem so unter vier Augen gesagt würde, ist eigentlich doch ein öffentliches Geheimnis, das Niemand zu verleugnen für nötig hält. Denn mehr

als in allen anderen Dingen gilt in Sachen der nationalen Interessen der Satz der Jesuiten; hier gilt er sogar für ein Gebot der Pflicht. Ihnen war die Religion, oder richtiger gesagt, die Kirche die Hauptsache, und jede Hauptsache hält es für ihr Privilegium, daß die Moral sich nach ihr zu richten habe. Heute ist die Nationalität Weltreligion, mit dem Unterschied, daß die Kirche für die ganze Welt eine und dieselbe sein und Alle vereinigen wollte, während das Prinzip der Nationalität das der Trennung und Ausschließung ist. Insofern bezeichnet die moderne Nationalitäts-Weltreligion einen Rückschritt gegen die katholische. Denn ein Prinzip, welches absolut richtig sein will, darf nicht in widersprechende Anwendungen auseinander fallen. Wenn der Eine recht hat, Gott zu danken, daß er ihn zum Franzosen gemacht hat, so ist der Andere im Irrtum, daß er Gott dankt, ihn zu einem Russen oder einem Schweizer, einem Deutschen oder Engländer gemacht zu haben. Aber sie haben doch Alle recht, denn die Einzige, welche sie stören könnte, wäre die Logik, und wo hätte die jemals recht, als auf der „freien Bühne"?

Ich bin weit davon entfernt, die Bemühungen, welche auf friedensfreundlichen Kongressen ihre Stätte finden, zu verachten. Indem sie das Kreuz auf sich nehmen, den wohlfeilen Spott der Kraftmenschen über sich ergehen zu lassen, bereiten sie doch, wenn auch nur von weitem, eine bessere Welt vor. Hat doch sogar Moltke, welcher noch vor Jahren den Krieg als eine weise und notwendige Einrichtung der Weltregierung rechtfertigte, in seinem soeben veröffentlichten Werk der letzten Jahre für angezeigt gehalten, die Schuld an den Kriegen von den gekrönten Häuptern wegzunehmen und auf die ihm unsympathischen Volksvertretungen und Parteien zu übertragen. Jeder schiebt bereits diese Schuld auf die, welche er nicht leiden kann.

Der Brüsseler Sozialistenkongreß hat sogar herausgefunden, daß das „Kapital" die Kriege anzettele, das infame Kapital. O heiliger Dschengis-Khan und Tamerlan steht uns bei!

Eine sehr passende Preisaufgabe für die Bestrebungen der Friedenskongresse wäre eine Untersuchung über die internationale Moral. Denn daß es ein Völkerrecht giebt, wird heute nicht mehr bestritten. Aber die Völkermoral liegt noch sehr im Argen. Zum Beispiel. Wenn Jemand ein häßliches Weib freit, nur weil sie reich ist, oder wenn er einen entfernten Verwandten zärtlich pflegt, weil er ihn zu beerben hofft, so nennt man solche Menschen verächtlich Mitgiftsjäger oder Erbschleicher.

Aber wenn eine große demokratische Republik einem Gewaltherrscher den Hof macht, um dadurch zur Wiedereroberung einer Provinz zu gelangen, so hat die Völkermoral in der That nichts daran auszusetzen. Es wäre durchaus falsch, hierin etwas spezifisch Französisches zu finden. Französisch ist daran nur die Geschicklichkeit, aus der Not eine Tugend zu machen, mit einer Grazie, die von sich selbst entzückt ist. Aber jede andere Nation verfährt nach derselben Manier. Nicht bloß, daß es noch keine internationale Moral giebt, es giebt sogar noch nicht einmal eine internationale Heuchelei. Im Gegenteil, man könnte sagen: der oberste Grundsatz der nationalen Moral lautet: du mußt Alles für recht erklären, was deine Nation thut, und Alles für unrecht, was andere Nationen thun.

Ist nun auch sonnenklar, warum die nationale Moral der französischen Republik zur Pflicht macht, das russische Zarentum anzuschwärmen, so ist es schon weniger einfach, zu erklären, warum das letztere so heiße Gegenliebe empfindet. Denn es ist doch nicht so dumm, an die Uneigennützigkeit der ihm geweihten Minne zu glauben. Ob wirklich der Gedanke an ein Kompagniegeschäft zu Grunde liegt oder

nur eine uralte, wieder neu aufgelegte, vermehrte und verbesserte Ausgabe freundnachbarlicher Falschheit? Wer will es mit Bestimmtheit sagen? Beunruhigen könnte, daß Fürst Bismarck, dessen Werk und Hinterlassenschaft doch ganz und gar die Situation von heute ist, sich bemüht, die Verantwortlichkeit für dieselbe von sich ab und auf seinen Nachfolger zu wälzen. Wenn nach seiner Ansicht was Gutes zu erwarten stände, würde er das sicher nicht thun.

II.

Von Kronstadt nach Bagamoyo ist ein weiter Sprung. Aber was bringen nicht die Erfindungen der Neuzeit Alles zu Stande! Eine solche und der schönsten eine ist die deutsche Lotterie zur Befreiung der Negersklaven. Ich will bei dieser Gelegenheit ein Geständnis machen, und ich schmeichle mir, damit den meisten meiner Leser aus dem Herzen zu sprechen. Ich habe niemals an den Ernst der Versicherung geglaubt, daß bei den vom Deutschen Reich bewilligten Millionen die Liebe zu den Negern die wirkliche Triebfeder gewesen. Sie war nie etwas anderes als ein schönrednerischer Vorwand. Man kann von der aufrichtigsten Empörung und dem tiefsten Mitgefühl für die unglücklichen Opfer erfüllt sein, ohne deswegen auf den Gedanken zu kommen, die hart genug angespannte Steuerkraft des eigenen Staates für sie einzusetzen. England hat nur die Sklaven seiner Kolonien ehemals mit großen Geldopfern freigemacht, was mit den deutsch-afrikanischen Expeditionen unserer Tage gar nichts gemein hat. Die Kongoverträge verpflichten nicht nur nicht zu solchen Expeditionen, sondern kein einziger der übrigen an ihnen beteiligten Staaten hat zu dergleichen die Steuern

in Anspruch genommen. Und ganz mit Recht, denn der Steuerzahler, der zu neun Zehnteilen selbst mit des Lebens Notdurft zu kämpfen hat, ist zu dem Einwand berechtigt, daß ihm das Hemd näher ist als der Rock. Dennoch wäre eher noch ihm solche übel angebrachte Großmut zuzutrauen als den Staatsmännern, welche sich dieser Schönseligkeit bedient haben, um Geldbewilligungen für ihre verfehlten Kolonialfeldzüge durchzusetzen. Es hat mich stets höchst wunderlich angemutet, wenn ich den Fürsten Bismarck oder den Grafen, seinen Sohn, im Reichstag so schmerzbewegte Reden über die afrikanischen Gräuel führen hörte, als ob ihren weichen Gemütern darüber die Nachtruhe geraubt würde; und selbst zu den Herren von Wißmann und Peters stehe ich — Gott verzeih' mir die Sünde! — hierin nicht anders.

Es ist halt immer wieder die alte Geschichte: Paris vaut bien une messe. Als die Kolonialmanie, bei den Einen ehrliche Leichtgläubigkeit, bei den Andern politische Spekulation, ans Ende ihres Lateins gekommen war, kam ihr die Bekämpfung des Sklavenhandels gerade recht, um daraus Kapital für Geldbewilligungen aus öffentlichen Mitteln zu schlagen. Dem Einen aus diesem, dem Andern aus jenem Grund war aber die Fortsetzung der Kolonialpolitik ein hoher Zweck, und um dieses Zweckes willen ein wenig gefühlvoller thun, als man in der That war, bedeutete nichts als die Bestätigung der Lehre, die den Jesuiten so schwer verdacht und in der Politik alle Tage angewandt wird. Die neuerdings hinzugekommene Lotterie ist nur eine Verdoppelung desselben Rezepts. Sie macht die Sache nicht tragischer, im Gegenteil herzlich komisch. Besonders in einer Zeit, da die agrarischen Volksbeglücker, welche nach wie vor thatsächlich über Deutschland herrschen, den Mißwachs des Jahres 1891 dem Börsenspiel in die

Schuhe schieben und in ihren Tages- und Wochenblättern die tiefsinnigsten Studien darüber zum Besten geben, wie man das unmoralische Börsenspiel von Staatswegen mit Feuer und Schwert vertilgen müsse, auf daß in künftigen Jahren die Wintersaaten nicht mehr erfrieren und damit dem Brotesser die Nase auf die Ungeheuerlichkeit eines Getreidezolles stoßen. Nun haben wir zwar ein gutes Zeugnis dafür (obwohl wir es entbehren könnten), daß die Spekulation zu den Notwendigkeiten des Handels gehört, und mir scheint nicht einmal zu den notwendigen Übeln. Der gegenwärtige Reichskanzler selbst hat das zugegeben, und er ist mit Zugeständnissen dieser Art nicht gerade verschwenderisch. Aber daß Lotteriespielen notwendig sei, hat noch niemals Jemand behauptet, nicht einmal, daß es auch nur ein notwendiges Übel sei. Es ist nur ein Übel. Und wenn das reine Spiel, welches die Lotterie ist, nicht rein unmoralisch wäre, so würde es nicht der Regel nach verboten, vom Strafgesetz mit Buße, vom bürgerlichen Gesetz mit Nichtigkeit gebrandmarkt sein.

Zwar einzelne deutsche Staaten, und merkwürdigerweise auch der preußische, der uns als das Vorbild aller sittlichen Zucht gepriesen wird, haben die Staatslotterien erhalten; aber auch hier ist niemals geleugnet worden, daß dies ein verwünschter Fleck auf dem Ehrenschild sei. Nur haben die Staatsweisen immer wieder ihre Gründe vorzutragen, deren einzig ehrlicher doch ist, daß das Unwesen schönes Geld einbringt, ein hoher Zweck, der auch bedenkliche Mittel heiligt.

Das Reich ist schon moralischer als die Einzelstaaten. Die Reichsgesetzgebung hat nicht nur die öffentlichen Spielhäuser unterdrückt, sondern sie ist sogar so weit gegangen, die Prämienanleihen, welche Zinsen zahlen und das Kapital früher oder später zurückerstatten, in ganz Deutschland zu

verbieten, mit der einzigen Ausnahme, daß solche nur auf Grund eines Reichsgesetzes und nur zu Reichs- oder Staatszwecken ausgegeben werden dürfen (Gesetz vom 8. Juni 1871); und in den zwanzig Jahren bis heute ist nicht ein einziges Mal davon Gebrauch gemacht worden. Die Frage, ob bei solchen Prämienanleihen ein Spiel im vollen Sinne des Wortes und ein wirtschaftlicher Unsinn vorliegt, wie bei der Lotterie, ist sehr streitig und wurde in diesem Sinne nur mit knapper Mehrheit im Reichstag bejaht. Jedenfalls ist noch ein himmelweiter Unterschied zwischen der groben Lotterie, wie sie jetzt für Afrikazwecke ins Werk gesetzt wird, und der Prämienanleihe. Es könnte sogar die staatsrechtliche Frage aufgeworfen werden, ob, nachdem von Reichswegen selbst die Prämienanleihen von gesetzlicher Bewilligung als Ausnahmsmaßregeln abhängig gemacht worden sind, die Einzelstaaten das Recht haben, das grobe Lotteriespiel in größerer Dimension aus eigener Machtvollkommenheit zu gestatten. Das verstößt offenbar gegen den Geist des Reichsgesetzes und sogar, nach der Regel a fortiori, gegen dessen Buchstaben. Wie dem aber sei, unmoralisch ist nach allgemeinen Begriffen das Spiel. Selbst die Staatslotterien haben alle anderen Kulturstaaten, über deren Moralität man bei uns nicht selten die Nase rümpft, schlankweg unterdrückt.

Und nun kommt eine Gesellschaft, welche teils edle Menschenfreundlichkeit, teils hohe nationale Begeisterung in vollen Zügen atmet, und wendet sich an den unmoralischen Trieb, welcher vom Zufall ohne Arbeit Gewinn erwartet, und an die Gimpelhaftigkeit, welche sich auf diese falsche Hoffnung einläßt. Das Feuer des hehren Altars soll mit diesen Opfern der Lüsternheit und des Leichtsinns unterhalten werden. Und wenn man nach der Rechtfertigung früge, würde man doch gewiß die Antwort erhalten: der

edle Zweck (welcher nicht einmal der wirkliche ist) der Sklavenbefreiung müsse über die Bedenklichkeit des Mittels hinausheben. Alles ganz gewiß im unschuldvollsten Bewußtsein. Es ist auch gar nicht tragisch zu nehmen; nur über die Maßen komisch ist es, noch komischer als die Vergattung der Marseillaise mit der Zarenhymne.

Nicht bloß ein netter Humor, sondern sogar ein gewisser Fortschritt liegt in der Geschichte. Die deutschen Kolonialschwärmer, unter welchen sich bekanntlich Leute von hohem Rang befinden, haben nämlich ihren Edelmut bis jetzt immer damit bethätigt, daß sie ihre Unternehmungen zwangsweise von den Steuerzahlern bestreiten ließen. Der Staat, d. h. der Steuerpflichtige, muß ja neuerdings bei uns für alle die großen Tugenden bezahlen, zu welchen die hohen Herren die schönen Worte liefern, gelte es praktisches Christentum zu Hause oder Negerbefreiung in Afrika. Als die Expeditionen der thatendurstigen Lieutenants nach dem westafrikanischen Hinterlande mißlungen waren, flugs war eine Vorlage da, welche Geld für neue Ausrüstungen verlangte; und die Aufopferungsfähigkeit der kolonialgesinnten Volksvertreter öffnete alsbald wiederum in ihrer unerschöpflichen Großmut die Taschen der Steuerzahler. Dagegen in Frankreich, in dem Frankreich, das für seine Staatsallmacht verschrieen ist, haben sich die Liebhaber der identischen Sache nicht an den Staat, sondern vernünftiger und gerechter Weise an ihre Gleichgesinnten um freiwillige Gaben gewandt, um eine neue Tschadsee-Expedition nach dem Scheitern derer von Crampel auszurüsten. Besonders ist in dem Aufruf hervorgehoben, daß es nicht Aufgabe der Steuerzahler sei, hier einzuspringen. In ihrer Unschuld berufen sich die Unterzeichner sogar auf deutsches Beispiel. Es ist noch ein Trost, daß unsere Kolonialschwärmer, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, so doch in der französischen

Phantasie sich so edel ausnehmen, ein Beweis, daß man dort nicht ganz so schlecht von uns denkt. Der deutsche Prinz Arenberg, welcher Berichterstatter für die Kamerunbewilligung war, wird hoffentlich dem Namensvetter, der an der Spitze des französischen Aufrufs steht, nicht diese Illusion benehmen.

Der Fortschritt der Afrikalotterie liegt darin, daß, soweit ihr Ertrag reicht, nicht mehr jeder Steuerzahler zu dem Kolonialsport beizutragen gezwungen wird, sondern nur der gewinnsüchtige und einfältige Lotteriespieler. Hierin liegt zugleich ein tiefer Sinn. Was mit der Trommel verdient wird, geht mit der Flöte zum Teufel.

Nur Eines fragt man sich, oder vielmehr Zweierlei. Nämlich erstens: wenn in der Stufenleiter der Zwecke immer einer dem anderen als dem höheren Mittel dienen darf, warum nicht zur dauernden Förderung erhabener Zwecke ein viel wirksameres dauerndes Spiel einsetzen? Wie, wenn man die alten Rouletten in den Badeorten wieder einführte, nur mit dem Unterschied, daß ihr Gewinn zur Bekämpfung des Sklavenhandels zu verwenden wäre? — Zwar ist mit den Jahren immer stürmischer die Frage aufgetaucht, ob nicht von wegen der öffentlichen Moral dem bösen Fürsten von Montecarlo zu Leibe zu gehen sei? Aber es käme eben nur auf den höheren Zweck an, um die Immoralität in ihr Gegenteil zu verwandeln.

Und nun zweitens: wenn doch einmal dieser Grundsatz zur Anwendung kommen soll, darf die Frage nicht auftauchen, ob es keinen noch höheren Zweck gäbe als die Befreiung der Neger? Warum dachte man nicht an die eigne notleidende Landwirtschaft?

Man könnte sogar als einen Vorschlag zur Güte prüfen, ob nicht, wenn der österreichische Handelsvertrag den Getreidezoll herabsetzt, zur Entschädigung der Landwirtschaft

eine Anzahl Roulette- und Pharaotische wiederhergestellt, und der Gewinn an die großen Landwirte verteilt werden sollte, ein sehr passendes Gegenstück zu der Liebesgabe aus dem Branntweingenuß. So öffnen sich bei konsequenter Ausnutzung des vielbewährten und vielverleumdeten Satzes endlose Perspektiven der Menschenbeglückung. Es kommt alles nur auf den Standpunkt an und auf die Unschuld, die man sich dabei im Gemüte bewahrt. Mein verstorbener russischer Freund Alexander Herzen erzählte mir, einstmals sei er nach langen Jahren seiner ehemaligen Amme begegnet. „Wie geht es dir, Matuschka?" fragte er sie. „Ach ich danke, recht gut, Batuschka," antwortete sie, „nachdem ich deine Familie verlassen, hab' ich mir ein kleines B—lchen angelegt, und Gott hat mich gesegnet."

Silber.*)

*) Aus der Wochenschrift „Die Nation" vom 16., 23., 30. April 1892.

Das deutsche Gesetz, welches die Einziehung der Thaler österreichischen Gepräges bezweckt, der Entschluß Österreichs, sein Papiergeld auf dem Wege einer großen Münzreform in Metallgeld zu verwandeln, endlich die Zuspitzung des Kampfes für und gegen freie Silberprägung in den Vereinigten Staaten haben das Jahr 1892 zu einem der bedeutungsvollsten in der welthistorischen Krise gemacht, welche über die Stellung des Silbers im Verkehrsleben der Neuzeit entscheiden soll.

Daher dürfte wohl der Moment gekommen sein, einem größeren Leserkreise wieder Einblick in diese interessanten kulturgeschichtlichen Vorgänge zu geben, soweit dies ausführbar ist, ohne allzu sehr in das Technische der Materie einzudringen.

* * *

I. Deutschland.

Im Monat Mai des Jahres 1879 geriet die große Aktion der deutschen Münzreform urplötzlich durch einen ganz persönlichen Eingriff des Fürsten Bismarck ins Stocken und allmählich in völlige Versumpfung. Als einer der Vorteile, welche die Befreiung von der Bismarckschen Herrschaft gebracht hat, verdient auch angeführt zu werden, daß unter seinem Nachfolger zum ersten Mal wieder aus der Initiative des Reichsschatzamtes heraus ein Schritt

gethan worden ist, der diesem traurigen Schauspiel gleichgültigen Gehenlassens in so wichtiger Angelegenheit ein Ende machte.

Es ist leider ein Charakterzug großer deutscher Unternehmungen, daß sie in Unfertigkeit stecken bleiben und einrosten. Trifft dies doch auch auf die Verfassung des Reiches selbst zu, welche auf dem Bilde der bundesstaatlichen Einheit die lächerlichen Flicken der bayerischen und württembergischen Reservatrechte und die diplomatische Selbstherrlichkeit der Bundesfürsten zur Schau trägt, als wenn das etwas ganz Natürliches wäre. Und wie unsere großen Encyklopädien und Wörterbücher zuweilen mitten in der Arbeit stecken bleiben, so sollte nach der Laune des ersten Kanzlers auch das bedeutendste und glücklichste Werk, welches die Gesetzgebung des neuen Reiches unternommen hatte, mit einer kurzen Handbewegung zum Krüppel gemacht werden. Was ihn zu diesem Handstreich bewog, hat man in authentischer Weise niemals erfahren. Ohne Zweifel hat der Haß Bismarcks gegen die Freihändler, welche auch die Urheber und Verteidiger der deutschen Münzreform waren, bei seinem Angriff auf letztere stark mitgespielt. Über den Anstoß zu dem bestimmten Vorgehen, welches den vom Gesetz vorgeschriebenen Silberverkäufen mit einem Schlag ein Ende machte, ist eine gewisse Enthüllung nie erzielt worden. Aber Indizien weisen darauf hin, daß interessierte Ratschläge einer vermeintlich sachverständigen, aber in der That höchst fragwürdigen Börsenautorität dabei ausschlaggebend gewesen sind. So ist es gekommen, daß das große Deutsche Reich, welches mit seltenem Glück den richtigen Moment erwählt hatte, um an Stelle seiner elenden und gemeinschädlichen Münzzerfahrenheit eine gesunde Währung zu setzen, in den Ruf kam, ohnmächtig in diesem Versuch stecken geblieben zu sein und von seinen Feinden als abschreckendes Beispiel vernünftiger Re-

formen hingestellt zu werden. Fürst Bismarck hat in wirtschaftlichen Dingen mit Vorliebe an untergeordnete charlatanistische Ratgeber geglaubt. Davon wissen die Sachkundigen der Getreidebörse die schönsten Geschichten zu erzählen. Die Charlatanerie hat ja auch auf medizinischem Boden ihre beste Kundschaft in den Kreisen der Aristokratie. Die Verachtung des gesunden Menschenverstandes und der prosaischen Regeln ist ein psychologisches Attribut der kavalieren Erhabenheit über die Denkweise, die auf ebenem Wege zu Fuße wandert.

Jedoch das Glück, welches dem Deutschen Reiche in Sachen seiner Münzreform treu blieb, gleichsam als sollte es für seinen ersten großen Gedanken selbst vom blinden Zufall belohnt werden, hatte es so gefügt, daß jener unglückselige Eingriff erst erfolgte, als die Umwandlung des Silbers in Gold bereits zum größten Teil vollzogen war. Auch vor diesem Zeitpunkt war mangels richtiger Beurteilung der Weltverhältnisse und aus kleinlichen Auffassungen heraus von Anderen als dem Fürsten Bismarck, und die es hätten besser wissen können, schädliche Verzögerung und kostspielige Knauserei besorgt worden. Hätte an maßgebender Stelle das volle Verständnis für die Größe und die welthistorische Bedeutung der Umwandlung in der Zeit von 1871 bis 1879 gewaltet, so würde der Mißgriff dieses letzten Jahres gar kein überflüssiges Silber mehr vorgefunden haben.

Die Probe auf diesen Mißgriff ist heute leicht zu machen. Als par ordre du Moufti im Mai 1879 plötzlich befohlen wurde, keine Thaler mehr einzuziehen und zu verkaufen, wie es zur Durchführung der Münzreform ausdrücklich vom Gesetz vorgeschrieben war, interpellierte eine Anzahl von Abgeordneten des Reichstags, an deren Spitze der ehemalige Minister und Präsident des Reichskanzleramtes Delbrück, über die Thatsächlichkeit dieser willkürlichen

Verfügung und deren Sinn. In den schnödesten, übermütigsten Wendungen, mit welchen der damalige Reichskanzler Fürst Bismarck — jetzt selbst Abgeordneter — die Volksvertretung je traktiert hat, antwortete dieser den Interpellanten, von denen jeder Einzelne durchaus Sachkenner war, mit der ganzen Sicherheit stolzer Ignoranz, daß sie seine wohlgezogenen Kreise durch vordringliche und böswillige Neugierde kreuzten. Den tiefen Sinn dieser geheimnisvollen Entrüstung mußte dann der zum Succurs herbeigeschleppte Präsident der Reichsbank, Herr von Dechend, dahin aufklären, daß einzig und allein die bisherigen Verkäufe des Deutschen Reiches am Niedergang des Silberpreises schuld seien, und daß, wenn dieses damit aufhöre, jener Preis sich wieder aufraffen und zu seiner alten Herrlichkeit emporsteigen werde. Am Schluß der Rede fielen jene unvergeßlichen, überschwänglichen Worte, daß, wenn der Reichstag sich hiermit einverstanden erklären wollte, der Segen des Auslandes über ihn kommen würde; gewiß ein rührender Gedanke im Munde eines Eideshelfers des eisernen Kanzlers.

Wie es damit geworden ist, weiß man.

Dreizehn Jahre sind seitdem vergangen; das Deutsche Reich hat das Gelübde der Keuschheit nie gebrochen.*) Aber der Preis des Silbers, welcher damals auf dem Londoner Markt 51 Pence betrug, beträgt heute deren nur etwas über

*) Nur einmal wurde im Jahre 1886 unter der Gunst besonderer Umstände ein kleiner Betrag an Aegypten abgegeben, nämlich hunderttausend Pfund fein Silber zu den Preisen von $47^1/_2$ bis 46 Pence englisch für die Unze Standard. Der Gesamterlös brachte die Summe von 6 898 002,72 Mark. Zum Verkauf wurde zunächst der Restbestand des Reichs an Silberbarren (86 166 040 Pfund fein) verwendet. Das noch fehlende Quantum wurde durch Einschmelzung von 1 248 900 Mark in Vereinsthalern und 1 608 Mark in nicht mehr umlaufsfähigen Thalerstücken gewonnen.

39*), und der Verlust, den das Reich aus diesem Niedergang erleidet, beziffert sich zur Stunde auf beiläufig hundert Millionen Mark — künftigen ungerechnet.

Doch so respektabel auch eine solche Summe ist, sie läßt sich verschmerzen gegenüber dem Glück, daß trotz aller Mißgriffe und Anfeindungen das große Werk heute doch als in Sicherheit gebracht über allem Zweifel erhaben dasteht.

Aber eben die versöhnende Gewißheit, daß der große Wurf doch gelungen ist, enthält auch die Aufforderung, nach der anderen Seite hin gerecht zu sein. Es hätte ja viel schlimmer kommen können! Fürst Bismarck ließ es genug sein mit dem einen großen Mißgriff, und wenn er ihn damit fortsetzte, daß er in den folgenden elf Jahren, trotz wiederholter Aufforderungen des deutschen Handelstags und trotz aller Zeichen der Zeit, nicht auf den Weg des gesetzlich Vorgeschriebenen zurückkehrte, sondern das Ende der Münzreform in der Versumpfung stecken ließ, so scheute er sich doch vor der viel größeren Unthat, das ganze Werk rückwärts aufzulösen und Deutschland dem bimetallistischen Abenteuer rettungslos auszuliefern. Ob jemals die Versuchung dazu ihn angewandelt hat, ist schwer zu sagen. Nur soviel ist gewiß: lange Jahre hindurch schwebten die Freunde der Münzreform, auch solche, die noch in höheren Ämtern geblieben waren (viele waren dies allerdings nicht mehr) in großer Besorgnis, daß die agrarische Freundschaft und die Antipathie gegen die Freihändler den Kanzler zu dem verhängnisvollen Schritte verleiten könnte. Seine bekanntlich im Verlaufe der Zeiten im Reichstag abgegebene Erklärung, daß er im Ungewissen über das Richtige schwebe — „non liquet“ — war wohl aufrichtig, und das Gefühl der Ver-

*) Seit obigem Zeitpunkt ist der Preis noch weiter zurückgegangen und gravitiert um einen Stand von etwa 30· herum.

antwortlichkeit in einer so entscheidungsschweren Sache mag noch verschärft worden sein durch die Erwägung, daß die anderen Staaten — Nordamerika, Frankreich, England — sich so ungemein freuen würden, wenn Deutschland sich in den bimetallistischen Abgrund stürzen wollte. Ein Übermaß von Segen des Auslandes hätte selbst einem weniger ideologen Minister des Auswärtigen zur heilsamen Warnung dienen können. Nicht klein war dabei gewiß das Verdienst des Finanzministers von Scholz, der, seitdem er Unterstaatssekretär des Reichsschatzamtes geworden, mit großem Ernst und der ganzen Schärfe seines Verstandes in die Materie eingedrungen und ein überzeugter Anhänger der Goldwährung geworden war. Ferner gebührt eine besondere Anerkennung einem Manne, der in dieser Ideenverbindung nicht genannt zu werden pflegt, aber auf Erwähnung ein gutes Recht hat, nämlich dem deutschen Diplomaten Herrn von Thielmann, der Deutschland auf der Internationalen Pariser Münzkonferenz im Jahre 1881 vertrat und daselbst mit ausgezeichneter Sachkenntnis und Gewandtheit den deutschen Interessen diente.

Der Winterschlaf, in welchem die Münzreform seit 1879 über ein Dutzend Jahre, vom Geräusch der Kriegsführung in Rede und Schrift unberührt, gelegen hatte, sollte nun endlich im Herbst 1891 unterbrochen werden. Dies erste Lebenszeichen einer verantwortlichen Regung ist dem jetzigen Ministerium Caprivi und seinen Räten im Reichsschatzamt zu verdanken, und man geht wohl nicht fehl, wenn man daraus, sowie aus mancherlei Wendungen, die im Lauf der letzten Reichstagssession vom Regierungstisch gefallen sind, den Schluß zieht, daß die Geneigtheit besteht, unter erträglichen Bedingungen uns überhaupt von einem Reste überflüssigen Silbers zu befreien.

Als eine solche Gelegenheit war seit dem Erlaß des

Münzgesetzes im Jahre 1873 die Wiederaufnahme der Barzahlungen in Österreich angesehen worden, und zwar aus folgendem Grund. Zur Zeit des alten deutschen Bundes war zwischen den Ländern des ehemaligen Zollvereins und der österreichischen Monarchie im Jahre 1857 ein Münzvertrag geschlossen worden, der eine Art Geldgemeinschaft herstellen sollte. Die Basis war die Silberwährung, und das wechselseitige Verhältnis kam in dem Maßstab zum Ausdruck, daß ein Thaler deutschen Gepräges so viel Feinsilber enthalten sollte als anderthalb Gulden österreichischen Gepräges. Auf diesem Fuße sollten auch österreichische Münzen von anderthalb Gulden und von drei Gulden geprägt werden, welche als Thaler und Doppelthaler österreichischen Gepräges auch im deutschen Verkehr zuzulassen wären. Nach den Ereignissen von 1866 wurde dies Verhältnis gekündigt. Die österreichischen Thaler blieben aber im Verkehr.

Als Deutschland zur Goldwährung überging und provisorisch die Thaler mit einer Bewertung gleich drei Mark in Gold beibehielt, wanderten die österreichischen Münzen, welche deutsches Bürgerrecht besaßen, begreiflicherweise alle nach Deutschland. Als nun ferner der Silberpreis stark zu fallen begann, und das Verkaufen der Thaler zum Silberpreis einen beträchtlichen Verlust für die deutschen Finanzen mit sich führte, sagte man sich, daß noch Hoffnung bleibe, für die österreichischen Thaler ohne diesen Verlust durchzukommen, weil Österreich doch früher oder später zur Wiederaufnahme seiner Barzahlungen zurückkehren und dann diese österreichischen Thaler zu einem Wert einlösen müsse, der vom Fall des Silbers nicht berührt werden dürfe, gerade so, wie es in Deutschland geschah. Darum verschob man es, bei der Einziehung von Thalern gegen Gold, an die österreichischen zu rühren, bereitete sich aber auf deren

Rücksendung nach Österreich vor für die Epoche, wo dieses einmal mit seiner Reform Ernst machen sollte. Dabei hatte man sich aber doch ein wenig verrechnet.

Bekanntlich ist gegenwärtig dieser Moment bevorstehend. Aber indem er näher rückte, ließ sich nicht erkennen, wie sich die österreichische Reform zu den österreichischen Thalern verhalten würde. Denn sie waren zwar auf österreichischen Münzstätten geprägt und trugen das Bild des habsburgischen Kaisers; aber viel wichtiger als diese Herkunft und dieses Symbol war die Thatsache, daß sie sich samt und sonders auf deutschem Gebiet befanden, und daß ihre Besitzer nicht das geringste Interesse hatten, sie nach Österreich zurückzuschicken, denn daselbst waren sie im besten Falle 2 Mark 60 Pfennige wert, während sie hier gleich 3 Mark galten. Wenn also die österreichische Regierung mit einem Schlag die Klappe zugemacht, indem sie in ihrem Gesetzblatte von heute auf morgen erklärt hätte, diese Thaler gelten überhaupt nicht mehr, so hätte sich keiner ihrer Angehörigen darüber beschwert, und das Deutsche Reich hätte bei Einziehung dieser Stücke nichts gehabt als den trockenen Silberwert, der zur Zeit nur etwa zwei Mark beträgt. Es hätte also eine Mark aufs Stück verloren. Nun war dagegen zu sagen, daß nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen die österreichische Monarchie wohl nicht befugt gewesen wäre, die von ihr geprägten Münzen plötzlich in Verruf zu erklären, wie einst das Herzogtum Koburg-Gotha mit seinen berüchtigten Sechskreuzerstückchen es gethan hatte, obwohl die Schande für sie minder groß gewesen wäre, denn sie hatte die Thaler ihrer Zeit vollwertig ausgeprägt, und nur der zwischenzeitlich verminderte Preis des Silbers hatte dieselben entwertet, während die koburgische Münze schon von Anfang an weniger wert war, als ihr Name besagte. Aber — wie dem sei — es giebt in Sachen internationalen

Münzrechtes kein unbestreitbares Gesetz und keinen Gerichtshof, bei dem ein Staat den andern verklagen könnte. Wenn also Österreich-Ungarn uns ruhig auf seinen Thalern sitzen lassen wollte, so wäre uns, um etwas Besseres zu erzielen, nichts übrig geblieben, als der Appell an die letzte Instanz, nämlich die der Kanonen. Dazu mochte sich das Deutsche Reich wohl nicht entschließen. Auch hatte Österreich noch einen guten Billigkeitsgrund für sich. Es konnte nämlich sagen: warum habt ihr so thöricht lang gewartet? Hättet ihr früher mir die Thaler angeboten, oder hättet ihr sie früher selbst verkauft, so hättet ihr viel weniger verloren und ich bei Abnahme auch. Warum war't ihr so —? Aber als guter Mensch und Verbündeter durfte Österreich sich doch nicht schlechthin ablehnend verhalten, und so kam es zu einem Vergleich, den — nach Herkommen — wohl beide Teile schlecht finden, aber doch besser als einen guten Prozeß. Österreich ließ sich herbei, ein Drittel dieses Thalervorrats zu dem nominalen Wert von anderthalb österreichischen Gulden zu übernehmen. Da der Gesamtbetrag der noch vorhandenen auf etwa achtundsiebenzig Millionen Mark veranschlagt ist, so übernahm Österreich sechsundzwanzig Millionen Mark zu dem Gegenwert von dreizehn Millionen Gulden, und diese Gulden waren zur Zeit des Abkommens in deutschem Geldwert gleich 22 490 000 Mark (der Gulden zu 1 Mark 73 Pf. gerechnet). Müßten wir dieselben Thaler heute lediglich zu einem Silberwert von $39^3/_4$ Pence per Unze verkaufen, so würden sie nur 17 700 000 Mark einbringen. Wir vermeiden bei diesem mageren Vergleich also nach den Preisen jenes Moments noch immer eine Einbuße von etwa vier und dreiviertel Millionen Mark. Auf die zwei Drittel der achtundsiebenzig Millionen, die uns bleiben, tragen wir den ganzen Verlust und, alles in allem gerechnet, liquidieren wir, immer

unter Zugrundelegung des entsprechenden Marktpreises, den Vorrat von deutschen Thalern österreichischen Gepräges mit einem Minus von beiläufig zwanzig Millionen Mark.

Aber über den Nachteil dieses Verlustes*) geht weitaus der Vorteil, daß mit der Erbschaft des Jahres 1879 in bedeutungsvoller Weise aufzuräumen begonnen wird. In gegebener Zeit wird die Reichsregierung auf Grund der hier besprochenen Maßnahmen die österreichischen Thaler außer Verkehr setzen und den Rest, der nicht an Österreich abgegeben wird, einschmelzen. Damit verschwindet wieder ein Teil der Silberthaler, die gegen die Absicht und den Sinn der Reichsgoldwährung als vollwertig gelten. Daß dann noch ein Rest in den Kellern der Bank, und ein anderer in den Händen des Publikums bleibt, ist zwar unschön und falsch. Aber gefährlich ist es nicht. Ob die etwa zweihundert Millionen Mark, die noch im Lande umgehen, als Dreimark- oder als Zweimarkstück dienen, hat nichts auf sich. Da die Fünfmarkstücke weder in Gold noch in Silber, noch in Reichsschatzscheinen genügend vorhanden sind, so mag sogar ein Dreimarkstück, obgleich nicht ins Dezimalsystem passend, seinen Nutzen haben. In der Reichsbank werden nach dem Verschwinden der achtundsiebenzig Millionen Österreicher weniger als zweihundert Millionen Mark in deutschen Thalern bleiben, und da der Goldvorrat daselbst zwischen 600 und 800 Millionen Mark schwankt, in den Privatbanken, im Publikum und im Juliusturm daneben sich noch etwa achtzehnhundert Millionen befinden, so sind wir damit der effektiven Reichsgoldwährung ganz nahe gekommen, wie die große Münzreform sie wollte, und

*) Es ist überhaupt kein Verlust, der durch die Realisierung entsteht, sondern einer, der durch sie liquidiert wird. Bestehen thut er so wie so.

wie wir sie ohne die fatale Maßregel des Frühlings 1879 längst hätten. Nach Einziehung der österreichischen Thaler könnte die Reichsregierung ganz unbedenklich die Reichsgoldwährung proklamieren, d. h. die noch vorhandenen Thaler zu Scheidemünze machen, wovon nicht mehr als zwanzig Mark bei großen Zahlungen angenommen zu werden brauchen. Eine logische Folge davon wäre, daß die Reichsbank in Zukunft den Stand ihres Metallvorrats nach Gold und Silber getrennt allwöchentlich bekannt gäbe, wie es in allen zivilisierten und sogar nicht ganz zivilisierten Ländern geschieht.

II. Die Münzreform in Österreich.

Wenn es, wie zu wünschen und auch zu hoffen ist, der österreichisch-ungarischen Monarchie gelingt, zu einer normalen, auf vollwertiges Metallgeld begründeten Geldverfassung zu gelangen, so wird sie damit eine Periode unzulänglicher und nachteiliger Zustände schließen, die auf nicht weniger als hundertunddreißig Jahre zurückgeht. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges im Jahre 1762 wurde das erste Papiergeld, der sogenannte Bankozettel, geschaffen, ursprünglich ohne Zwangskurs und in mäßigen Beträgen, allmählich, infolge der endlosen Kriegsverwicklungen ins Ungeheure, bis über eine Milliarde Gulden steigend. Als es nach den Kämpfen gegen das revolutionäre und das kaiserliche Frankreich zu dem großen Staatsbankrott des Jahres 1811 kam, wurde die Milliarde Bankozettel auf den fünften Teil ihres Nennwertes reduziert, und auch für dieses Fünfteil Papier wurden Einlösungsscheine an Zahlung gegeben, welche unter dem Namen „Wiener Währung“ wieder zu trauriger Berühmtheit gelangten. Nach dem Frieden

von 1815 hoben sich die Finanzen, aber im Laufe der Jahre gelang es trotz einer Reihe von Anläufen nicht, zur vollen Barzahlung zurückzukehren. Im Jahre 1816 wurde die österreichische Nationalbank gegründet, und mit ihrer Hilfe eine Beseitigung des Staatspapiergeldes versucht, die aber gleichfalls nie zum Abschluß kam. Neben den Banknoten, welche ihren vollen Nominalwert österreichischer Silbergulden repräsentierten, blieb das Papiergeld, die Wiener Währung, im Umlauf, welches allmählich von der Bank im Verhältnis von 250 für 100 Gulden bar oder Noten eingezogen werden sollte. Aber die dadurch anwachsende Notenmenge verlor infolge immer neuer Ansprüche des Staates an den Bankkredit ihre solide Grundlage, und als die Katastrophe von 1848 hereinbrach, trat alsbald die Notwendigkeit ein, die Einlösung der Banknoten gegen bar zu suspendieren und letztere mit Zwangskurs zu versehen. Seit jener Zeit wurden die Versuche, aus der Wirrnis aufzutauchen, mehrmals erneuert, aber jedesmal schien sich ein besonders boshaftes Geschick darauf zu verlegen, im entscheidenden Moment politische Ereignisse heraufzubeschwören, welche gerade vor Thoresschluß die guten Vorsätze zu Schanden machten; so namentlich kurz vor dem Schluß des Jahres 1858, für dessen ersten November die Barzahlung angekündigt war (und auch scheinbar einen Moment verwirklicht wurde), als der berüchtigte Neujahrsgruß Napoleons III. das Signal zum italienischen Kriege gab. Im Jahre 1866 schien der Nationalbank der Augenblick für die Beseitigung des Zwangskurses gekommen, als der Krieg mit Deutschland ausbrach.

Auch zwei Münzverträge mit fremden Nationen sind zu verzeichnen. Im Jahre 1857 wurde mit den Staaten des deutschen Zollvereins jene Übereinkunft getroffen, aus welcher die im vorigen Abschnitt besprochenen Thaler öster-

reichischen Gepräges herstammen, also ein Vertrag auf Grund der Silberwährung. Im Jahre 1867 dagegen ging man mit Frankreich und, unter dessen Auspizien, mit den Staaten des lateinischen Münzbundes ein Bündnis ein, welches auf dem Gedanken der Goldwährung beruhte und zunächst in Ausprägung von Goldmünzen zur Ausführung kommen sollte (Achtguldenstücke gleich zwanzig Franken, auch Fünfundzwanzigfrankstücke). Aber die Silber- wie die Goldwährung verlief nach schwachen Anfängen wieder in den Sand der Papierwirtschaft.

Inzwischen haben fünfundzwanzig Jahre friedlicher Entwicklung, besonders unter der Mitwirkung eines namentlich in Ungarn erstarkten, konstitutionellen Staatslebens, den Kredit der Monarchie nach und nach beträchtlich gehoben und allseitig den Gedanken aufgedrängt, daß der Moment für den Eintritt in die Reihe der mit ehrlichem Gelde versehenen Staaten gekommen sei. Wenn das Unglück nicht wieder unerwartet Friedensstörungen improvisiert, muß man den Zeitpunkt für durchaus geeignet und günstig erklären. Haben auch die volksvertretenden Körperschaften in Österreich diesseits und jenseits der Leitha noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, so bürgt doch die Haltung der gesamten öffentlichen Meinung der Länder und der feste Wille der beiderseitigen Regierungen für eine feste Entschlußnahme, der auch das Urteil des Auslandes in hohem Grade zustimmend entgegenkommt.

Der gesamte Vorgang, schon so sehr wichtig und interessant vom allgemein kulturgeschichtlichen Standpunkt aus, hat noch seine besondere Bedeutung für uns Deutsche, nicht nur wegen unserer engen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Nachbarstaat, sondern wegen des Lichtes, das er auf unsere eigenen Erlebnisse und Zustände verwandter Natur wirft.

Wer die mündlichen und schriftlichen Expektorationen unserer Doppelwährungsfreunde alle die Jahre verfolgte, mußte auf den Gedanken verfallen, daß es ein wahres Glück für ein Volk sei, eine schlechte Währung zu haben, womöglich Papiergeld.

Ohne Unterlaß erschollen die Klagen über den Schaden, den das unglückliche Deutschland zu tragen habe, weil die Länder, aus denen es seine Nahrungsmittel zum Teil beziehe, schlechteres Geld hätten, unterwertiges Silber wie Ostindien, oder Papier wie Rußland und Österreich. Wenn das für Deutschland ein Unglück war, so mußte es doch mit notwendiger Logik für jene anderen Länder ein Glück sein, und die Nutzanwendung wurde auch sofort in dem Schluß gezogen, daß Deutschland sich ebenfalls schlechtes Geld anschaffen müsse, wohlfeiles Silber; von Papier wagte man, weil man sich den Schein der hohen Ehrbarkeit und frommen Sittlichkeit erhalten muß, nicht zu reden, aber dieselbe Logik führt unfehlbar zur Anpreisung herrlicher Papierwirtschaft. Nun haben wir da ein Reich von vierzig Millionen neben uns, welches seit länger als einem Jahrhundert Gelegenheit hatte, mit diesem Glück in allen Lebenslagen Bekanntschaft zu machen, und dies Reich schmachtet seit vielen Jahrzehnten nach dem Augenblick, wo es diesem Glück entrinnen und zu dem entgegengesetzten Zustand sich aufschwingen kann. Keine Stimme wagt dort im Prinzip diesem Verlangen offen zu widersprechen. Allerdings giebt es einige Interessengruppen, welche im Trüben der bisherigen dunklen Verhältnisse wohl zu fischen verstanden und deren Fortdauer nicht ungern gesehen hätten. Aber laut zu gestehen wagt das doch keine von ihnen. Man muß gottesfürchtig und dreiste sein, um seinen einseitigen Vorteil — und dazu noch einen mißverstandenen — offen an die Spitze des Staatswohls zu setzen. Zum Überfluß ist

Österreich noch viel mehr als Deutschland ein Ackerbau treibendes Land, hätte also, wenn die alles übertönende „Not der Landwirtschaft“ nur durch Geldverschlechterung kuriert werden könnte, viel mehr als Deutschland Grund, eine gesunde Währung von sich fern zu halten.

Welche wahren Gründe hinter den falschen Vorwänden der Geldverschlechterungstheorien stehen, welches die wahren Leiden sind, die ein Land mit schlechtem Geld zu tragen hat, dies aufzuführen ist hier nicht der Ort. Wer es kurz und faßlich, aus der besonderen Erfahrung Österreichs heraus geschildert, kennen lernen will, sei auf eine Darstellung verwiesen, die als ein Muster von Klarheit und Schärfe empfohlen werden kann; das ist der Vortrag, den Professor Carl Menger in Wien vor der juristischen Gesellschaft daselbst im Monat Januar d. J. über diesen Gegenstand gehalten hat. Selten ist ein so schwieriges Problem so gründlich und anschaulich in einer kurzen Zusammenfassung dem Laien ins rechte Licht gesetzt worden wie in dieser Rede.*)

Giebt aber Österreich-Ungarns einmütiges Verlangen nach der endlichen Erlösung aus schwankenden Geldunterlagen die beste Antwort auf die Jeremiaden, mit welchen unsere Bimetallisten das große Werk der deutschen Münzreform herabzusetzen bemüht sind, so bieten die Grundzüge des bereits deutlich festgestellten Planes der österreichischen Neuerung auch in ihren Einzelheiten die beste Widerlegung der falschen Behauptungen, auf welche jene Anklagen in Deutschland sich vornehmlich stützen. Da soll es die große Verirrung gewesen sein, daß Deutschland zur reinen Goldwährung gegriffen habe. Dasselbe will nun Österreich thun,

*) Abgedruckt unter dem Titel „Von unserer Valuta“ in den Nummern 12 und 13 der in Wien erscheinenden „Allgemeinen Juristenzeitung“ vom 20. Januar und 1. Februar 1892.

nachdem die Probe zwanzigjähriger Theorie und Praxis darauf gemacht worden ist.

Ohne Widerspruch hat die nach allen Seiten hin von den beiden Regierungen der Gesamtmonarchie in ihrer letzten Untersuchungskommission angestellte Prüfung dies Verdikt abgegeben. Welche Rechtfertigung — wenn für gesunde Augen eine nötig wäre — für den richtigen Griff, den das junge Deutsche Reich in dem günstigen Moment alsbald nach dem Kriege gethan hat!*) Und ebenso interessant für uns ist eine andere Grundbestimmung, für welche sich nahezu mit Einstimmigkeit alle dazu herbeigerufenen Autoritäten erklärt haben. Der Maßstab, nach welchem das jetzt im Gebrauch befindliche Umlaufsmittel, das Papiergeld, in Gold umgewandelt wird, soll auf das Wertverhältnis begründet werden, in welchem die Geltung dieses Papiers sich zu seinem Tauschwert gegen Gold in dem Augenblick des zu erlassenden Gesetzes befindet. Weder einstige noch künftige Wertschwankungen dürfen hier den Maßstab bilden, sondern nur die Gegenwart. Genau nach diesem Grundsatz ist seiner Zeit in Deutschland verfahren worden,**) und es hat sich thatsächlich nicht ein konkreter Fall herausgestellt,

*) Auch Ägypten und Rumänien und unter Frankreichs Protektorat Tunis sind neuerdings zur Goldwährung übergegangen.

**) Es sei mir gestattet, hier zu bemerken, daß ich die Genugthuung gehabt habe, den Standpunkt, den ich persönlich bei der ersten grundlegenden Beratung der deutschen Münzreform vor länger als zwanzig Jahren vertrat, bei den gegenwärtigen vorbereitenden Erörterungen in Österreich zum öfteren mit meinen eigenen Worten zitiert zu finden. Ich sagte damals: „Ich bin der Ansicht, daß weder rückwärts gehende Durchschnittsnormen noch vorwärts gehende Berechnungen zu entscheiden haben, in welcher Proportion dieser Übergang gegriffen werden soll, sondern einzig und allein der Moment, in dem der Übergang bewerkstelligt wird." (11. Nov. 1871.) — Die bimetallistische Rabulisterei hat mir nachträglich die Legende unterzuschieben gesucht, als hätte ich dies im Glauben an die Dauerhaftigkeit des damaligen Silberpreises gethan, was in direktem Widerspruch zum Sinn meines Argumentes und zu allen meinen übrigen Ausführungen steht.

aus dem heraus sich die Klage hätte begründen lassen, daß hierdurch Jemand positiv geschädigt worden wäre.

Höchst lehrreich ist bei dieser Festsetzung des Übergangs das eigenartige Phänomen, welches dadurch entsteht, daß nicht, wie in Deutschland und bei sonstigen Umwandlungen dieser Art, ein Metall in das andere umgewandelt wird, sondern Papier in Metall. Wir in Deutschland hatten das Konvertierungsverhältnis von Silber zu Gold festzusetzen. In Österreich aber besteht die Silberwährung zur Zeit nur dem Namen nach, in Wirklichkeit wird mit uneinlösbaren Papiergulden bezahlt. Diese Papiergulden aber — das ist das Schnurrige an der Sache — sind mehr wert, viel mehr zur Zeit, als wenn sie zu ihrem gesetzlichen, vollen Gehalt an Silber ausgeprägt wären. Mit einer Handvoll österreichischer Papiergulden in Form von Staatsscheinen oder Banknoten kann man in London mehr Gold kaufen, als eine Handvoll nominell den gleichen Betrag repräsentierende Anzahl von Silbermünzen zu ihrem Metallwert erzielen würden. Wie diese wunderliche Erscheinung möglich geworden, ist nicht so schwer zu erklären, als man denken sollte. Silber wird seit einer Reihe von Jahren viel mehr und mit geringeren Kosten ans Licht gefördert als ehemals, und da Gold diesem Beispiel nicht in gleichem Schritt gefolgt ist, so ist Silber auch im Verhältnis zum Gold um etwa ein Drittel weniger wert geworden. Hätte nun Österreich seine Prägeanstalten dem Publikum zur Ausprägung von Silbergulden stets offen gehalten, so würden seine Gulden auf zwei Drittel ihres früheren nominellen Wertes gesunken sein. Statt dessen hob es dieses freie Prägungsrecht seit 1879 auf und beschränkte die Befriedigung der Umlaufsmittel auf die Geldzeichen, die teils in Staatsnoten, teils in Banknoten bestanden.*) Beide Arten waren aber vom

*) Zuzüglich eines gewissen Betrags von Silbergulden, die die Regierung selbst zu prägen fortfuhr.

Gesetz ziffermäßig begrenzt und konnten über diese Ziffer hinaus nicht vermehrt werden. Und da diese Grenze vorsichtig gezogen und gewissenhafter Weise vor jeder Versuchung des Überschreitens bewahrt wurde, konnte das Papiergeld allmählich seinen Zahlungswert verbessern, der ihm dadurch gesichert war, daß es für alle Verpflichtungen an den Staat und der Staatsangehörigen untereinander als Zahlungsmittel diente.

So ist es gekommen, daß, dank einer allgemeinen Besserung der wirtschaftlichen Zustände und der vorsichtigen Leitung der Reichsgeschäfte ein papiernes Kreditzeichen von einem Gulden in deutschem Geld ausgedrückt, etwa eine Mark und 72 Pfennige gilt, während ein Silbergulden nur ungefähr eine Mark und 33 Pfennige wert ist. Das Nähere hierüber kann man in dem oben erwähnten Vortrag Professor Mengers gar anschaulich dargestellt nachlesen. Nichts aber bezeugt besser, wie recht ich hatte, schon vor sechzehn Jahren die „Entthronung des Weltherrschers" Silber vorauszusagen; denn dieser Exkönig läuft doch bereits demütig hinter dem aus Lumpen (wenn auch den besten) gemachten Papier in Noten her und ist glücklich, in solche umgewandelt zu werden, wie figura in den eben von Berlin nach Wien abgeschobenen Thalern zeigt. Auf Grund der hier angedeuteten Erwägungen wird wohl — wenn nicht große unvorhergesehene Veränderungen dazwischen treten — die Umrechnung aller bestehenden Verbindlichkeiten und die Einziehung des Papiers gegen Goldmünzen auf dem Fuß einer Wertrelation geschehen, die etwa, in deutschem Markgelde ausgedrückt, für einen österreichischen Gulden 1 Mark 72 Pf. darstellt.*)

*) Neuere Mitteilungen berichten überraschender Weise, daß das Verhältnis auf 2.10 Franken für einen alten Gulden gleich M. 1.70 deutsch fixiert werden solle. Das scheint, vorbehaltlich näherer Begründung, etwas zu niedrig gegriffen. (Ist nachträglich Thatsache geworden.)

Unter den fünf Fragen, welche die Finanzminister der beiden Reichshälften den am 8. März d. J. in Wien und Pest zusammengetretenen Kommissionen der Sachverständigen vorgelegt hatten, interessieren uns neben den zwei erwähnten: ob reine Goldwährung und in welchem Umwandlungsverhältnis, vom deutschen Gesichtspunkte aus die drei übrigen nicht stark. Ob die Einheitsmünze der alte Gulden oder etwa die Hälfte desselben, also ein Stück im Werte von 1,72 Mark oder eines von 86 Pfennigen sein soll, welch letzteres dem französischen Franken etwas näher kommen würde als der deutschen Mark; wie ein solches Geldstück getauft werden soll, können wir ruhig abwarten, ebenso die Entscheidung darüber, wieviel Staatsnoten (entsprechend den hundertundzwanzig Millionen Reichskassenscheinen) in Umlauf bleiben sollen.

Nur die Frage, welche in der Enquete an zweiter Stelle aufgeworfen ist: „Wenn die Goldvaluta acceptiert wird, soll dabei auch Silbergeld in beschränkter Quantität in Umlauf bleiben (Silber-Courant)?“ — gehört nach ihrem Wesen in die Kategorie höherer allgemeiner Ordnung. Wohlbemerkt, es handelt sich nicht um Scheidemünze, sondern um Silbergeld, welches, obwohl minderwertig, als Hauptzahlung der Goldmünze gleichgestellt werden, wenn auch im Gesamtvorrat beschränkt und nicht der freien Prägung zugänglich erhalten werden soll. Aus dem, was in dem ersten Teil gegenwärtiger Darstellung über die Verpfuschung der deutschen Münzreform gesagt worden ist, erhellt genugsam, wie sehr eine solche Idee aufs entschiedenste zurückzuweisen ist. Sie könnte viel verhängnisvoller werden als unsere Maßregel von 1879 aus Gründen, die hier vorzutragen zu weit führen würde. Viel besser ist es, die unvermeidlichen Übergänge mit einem Provisorium des jetzigen Papiergeldes zu mischen als mit einem Definitivum von Silberzusätzen, die nur

eine falsche Goldwährung darstellen würden. Selbstvertrauen und ganze Arbeit sind die Grundbedingungen jeder Rettungsmaßregel dieser Art.

Endlich, und als Schluß der Fragen, die freilich nicht auf dem ministeriellen Bogen figurieren, bleibt die zu beantworten, ob Österreich das nötige Gold auftreiben könne, und ohne die Geldzustände der Welt in Unordnung zu bringen. Darüber haben sich, allem Anscheine nach, die beiden Finanzminister vollkommen beruhigt, und sie haben damit ohne Zweifel sehr recht gethan. Die fürs erste notwendigen Anschaffungen von zwei- bis dreihundert Millionen Gulden in Gold, auf einen mäßigen Zeitraum verteilt, erheben keinen zu heftigen Anspruch an den Weltmarkt.

Jahr um Jahr ist die Produktion des Goldes wieder im Wachsen. Man kann die eines einzigen Jahres auf den Betrag rechnen, welchen Österreich nach obiger Annahme im ganzen fürs erste braucht, und die Zunahme der Vorräte, die sich in den europäischen Banken seit einiger Zeit anhäufen — sie gehen in die Hunderte von Millionen Mark — zeigt deutlich, daß das berühmte Wort Bismarcks von der kurzen Decke zwar als Bild recht treffend und freilich auch naheliegend war, aber doch nur ein richtiges Bild für eine unrichtige Behauptung. Von der That Bismarcks, der Einstellung der Silberverkäufe, welche als ein Schiffbruch der deutschen Münzreform ausgegeben wurde, und von seinem falsch angewandten Bilde haben die Gegner der Goldwährung seit Jahren gezehrt. Was jetzt nach reiflicher Erwägung in Österreich-Ungarn beschlossen wird, liefert den Beweis, daß diese Argumente außer Kurs gesetzt sind.*) Die Regierung Österreich-Ungarns hat allen An-

*) Eine sehr schlagende und gut belegte Auseinandersetzung hierüber liefert die neueste Schrift von Ottomar Haupt: „Gold, Silber und die Valuten-Herstellung". Wien 1892.

zeichen nach bereits im Inlande ein Quantum Gold aufgespeichert, nicht minder an Guthaben bei ausländischen Häusern sich eine starke Hilfstruppe parat gestellt. Den Rest soll eine Anleihe beschaffen, welche gute Aussichten hat. Nur vor einem Mißgriff dürfte dabei zu warnen sein. Es heißt, daß vor der Kontrahierung dieser Anleihe ein Konversionsprojekt fünfprozentiger bestehender Schuldbriefe in vierprozentige inscenieret werden soll. Das wäre ein Fehler! Es mag ja Finanzmännern in und außer Österreich passen, die Gunst der Situation für solch ein gewinnbringendes Geschäft auszunutzen. Wenn die Finanzminister aber dieser Versuchung widerstehen und das erste Feuer der günstigen Stimmung der Geldmärkte für ihr allein richtiges Hauptprojekt der Goldbeschaffung dazu brauchen, um das Eisen zu schmieden, so werden sie den Regeln der Klugheit nachleben. Man muß niemals Hauptsachen den Nebensachen unterordnen, und das geschieht gar leicht, wenn man zuerst die Nebensache vornimmt und die Hauptsache dahinter stellt. Immer das Wichtigste zuerst!

III. Nordamerika.

Am Dienstag, dem 22. März dieses Jahres, bot der Saal des Hauses der Repräsentanten — auch schlechthin „das Haus" genannt — auf dem Kapitol zu Washington ein ungewohntes Schauspiel dar. Der weite Raum für Abgeordnete und Zuhörer, deren allein er zweitausendfünfhundert faßt, war zum Erdrücken voll. Im Publikum sah man die hervorragenden Persönlichkeiten der diplomatischen Welt, die Gesandten Englands und Frankreichs mit ihren Damen, und selbst die Chinas waren zur Stelle. Durch das Ganze wogte eine gewaltige Bewegung. Tausende von

Telegrammen wurden im Verlauf weniger Stunden mit nah und fern gewechselt.

Eine solche dramatische Scenerie gehört aber zu den großen Seltenheiten in der Versammlung, welche jenseits des Ozeans die Geschicke von sechzig Millionen Menschen lenkt.

In Paris sind die Sitzungen der Deputiertenkammer im Palais Bourbon an großen Tagen, wenn z. B. ein Ministerium gestürzt werden soll, der Anziehungspunkt für die elegante Gesellschaft; in noch höherem Maße thun dies bekanntlich die Sitzungen der Akademie, wenn ein berühmter Mann seine Antrittsrede hält. Es hat immerhin auch sein Gutes, daß die Politik, die Litteratur und die Wissenschaft dazu dienen, die neuesten Hüte und Kleiderschnitte, „sich und seinen Putz" zum Besten zu geben, und daß man des Abends sich bei der Konversation mit seiner Kenntnis auf der Höhe des Tages zu zeigen wünscht, nachdem man des Mittags auf der Tribüne ohne Gage mitgespielt hat. Behauptet doch der Moralist, daß selbst die Scheinheiligkeit ein Tribut des Lasters an die Tugend sei. Auch in Berlin geschah es zuweilen, daß etliche Standespersonen beiderlei Geschlechts in den Logen des Reichstags zu sehen waren, wenn Bismarck eine große Rede angekündigt hatte; und ein- oder zweimal hat sogar sein Nachfolger diesen Triumph erlebt, nachdem er seinem Versprechen, langweilige Politik zu machen, vom unwiderstehlichen Zedlitz verführt, untreu geworden war. Freilich, in den Salons, soweit es etwas dieser Art hier giebt, wird man sich äußerst selten über Politik unterhalten oder gar aufgeregt haben.

Wenn die Teilnahme des Publikums in dem Kongresse zu Washington eine Seltenheit ist, so rührt das von mancherlei Ursachen äußerer und innerer Natur her. Unter die äußeren gehört die erwähnte große Ausdehnung der Räum-

lichkeiten, welche im Verein mit dem rücksichtslosen, von Mitgliedern und Zuhörern verübten Lärm das Hören beinah unmöglich macht. Man behält zwar nicht den Hut auf dem Kopf wie im englischen Haus der Gemeinen, aber dafür ist das Rauchen gestattet. Unter solchen Verhältnissen ist es schon schwer, Aufmerksamkeit zu erobern. Dazu kommt nun der noch bedeutsamere innere Umstand, daß überhaupt der Schwerpunkt der Entscheidungen noch viel weniger als in anderen Parlamenten in den öffentlichen Sitzungen zu suchen ist. Im Schoße der geheim beratenden Ausschüsse wird beinahe alles abgemacht, und die Verhandlungen im Plenum schrumpfen lediglich zu Abschlußformalitäten zusammen. Damit hängt weiter zusammen, daß die rednerische Ausschmückung, die auch anderwärts, wenigstens in den nicht romanischen Parlamenten, im Rückgang ist, sehr wenig Ermutigung findet. Die Redner lesen meistens ab und häufig machen sie sogar Gebrauch von der Erlaubnis, einen Teil oder das Ganze ihres Vortrags kurzer Hand für den Bericht in Druck zu geben, ohne die Versammlung damit aufzuhalten. Auch gehört es gar nicht zu den Seltenheiten, daß unter dem Schutz der allgemeinen Unaufmerksamkeit Beschlüsse gefaßt werden, welche sozusagen inkognito Gesetze werden; und beispielsweise auf dem Gebiete, das uns hier beschäftigt, konnte es geschehen, daß nach Jahren behauptet wurde, die Akte von 1873, welche die Goldwährung einführte, sei ganz unbemerkt durch das Haus geschlüpft.

Wie gesagt, eine ganz andere war die Physiognomie des Kapitols zu Washington an jenem vorletzten Dienstag des letzten Monats März.*) Das Merkwürdigste aber war

*) Sonderbarerweise nimmt der Monat März, schon durch seine Iden berühmt, eine fatalistische Stelle im Kalender des Jahrhunderts ein: Napoleons Rückkehr von Elba, die Revolutionen des Jahres 1848 in Wien

der Anlaß, nämlich daß auf der Tagesordnung die Währungsfrage stand, der unsterbliche Kampf der Neuzeit zwischen Silber und Gold! Wenn heuer im Deutschen Reichstag eine Währungsdebatte im Anzuge ist, so fragen die Abgeordneten halb ironisch, halb ängstlich bei den Eingeweihten an, ob es wirklich Ernst damit werden solle. Bejahenden Falls zucken die meisten dann mit den Achseln, meinend, sie könnten sich das wohl schenken, und die Journalisten auf den Tribünen machen sich und ihren Zeitungen einen guten Tag, indem sie, ohne viel aufzupassen, in ihren Parlamentsbericht zwei Zeilen einfügen, des Inhalts, daß die bekannten Redner für und gegen wieder einmal ihre bekannten Argumente unter Unaufmerksamkeit des Hauses ausgetauscht hätten. Das Alles erklärt sich hauptsächlich daraus, daß solche Debatten immer mehr den, wie man sich ausdrückt, akademischen Charakter angenommen haben, wobei noch ganz besonders akademisierend der Umstand mitwirkt, daß die meisten Zuhörer, auch die auf der Journalistentribüne und vielleicht sogar einige der beteiligten Redner sehr wenig von der Sache selbst verstehen. Das Allerakademischste aber liegt darin, daß die Wirklichkeit der Dinge neuerdings von solchen Verhandlungen bei uns ganz unberührt bleibt. An dem Status quo ihrer Zustände zu rütteln denken zur Zeit weder England mit seiner Goldwährung, noch Frankreich und die lateinische Union mit ihrer hinkenden Währung. Deutschland vollends betrachtet seine Aufgabe in der Hauptsache als gelöst. Die Nöte Italiens, Spaniens und Portugals gehören in das Gebiet der Staatsüberschuldung und nicht des Geldmangels. Die Zeit der großen Pariser internationalen Münzkonferenzen,

---

und Berlin, die Pariser Kommune von 1871, der Tod Kaiser Wilhelms, die Entlassung Bismarcks und eben noch das unerwartet schnelle Ende des Volksschulgesetzes.

auf denen das Heil der Welt beraten und beschlossen werden sollte, ist vorüber, und die bimetallistischen Propheten, die sich mit ihren Posaunentönen darauf hören ließen, sind verstummt. Am längsten hatte es noch der gute Laveleye ausgehalten, ein Mann von redlichen Absichten und schönen Kenntnissen. Aber er mußte sterben ohne Aussicht auf die Erfüllung seiner berühmten Prophezeiung: man werde dereinst dem Erfinder des Wortes Bimetallismus eine silberne Statue mit goldenem Kopf auf irgend einem Platz irgend einer Hauptstadt errichten. Zwar das Silber könnte mit der Zeit so wohlfeil werden, daß die Beschaffung des Rumpfes nicht zu schwer fiele, wogegen auf den, allerdings entbehrlichen, Kopf verzichtet werden könnte. In England, wo man seit 1876 eine Reihe breit angelegter Untersuchungskommissionen eingesetzt hatte und den fremden Nationen stets die Freude am Silber zu erhalten bemüht bleibt, scheint nach den letzten mühevollen und ergebnislosen Anstrengungen auch endgültig Ruhe eingekehrt zu sein.

Dagegen stieg in ihrer ganzen Höhe die Frage als eine von verhängnisvoller Entscheidung über das politische Schicksal der Vereinigten Staaten empor. Und das von Rechtswegen! Hier war sie von Anfang an heimatberechtigt und hier gehört sie hin.

„Der Punkt, auf welchem allein die Freiprägungsbill sich abspielt, ist der, daß die Silberbarone nicht länger die Produkte ihrer Bergwerke zu dem heutigen billigen Marktwert verkaufen, sondern für jede siebenzig Cents Silber hundert Cents in Gestalt eines Silberdollars haben wollen."

So definierte treffend am ersten Tag des großen Kampfes der Abgeordnete Rayner von Maryland die Quintessenz des Streites. Alles Andere ist Beiwerk, und darum macht es sich so unendlich komisch, wenn die europäischen

Staaten eingeladen werden sollen, an einer internationalen Konferenz — wo möglich auch noch auf dem bevorstehenden großen Konflux zu Chicago — teilzunehmen, um jene Minenbesitzer von ihren Schmerzen auf Europas Kosten zu kurieren.

Im Folgenden sei mit ganz wenigen Strichen der Gang der Münzgesetzgebung der Vereinigten Staaten gezeichnet, soweit dies zum Verständnis der letzten Ereignisse unentbehrlich ist.

Während des Sezessionskrieges hatte bekanntlich Papiergeld eingeführt werden müssen, Greenbacks genannt. Seit Beginn der siebziger Jahre ging das Streben dahin, zum Hartgeld zurückzukehren, und durch Kongreßakte vom 12. April 1873 geschah der erste Schritt dazu. Durch diese sowie durch eine ergänzende Verfügung von 1874 wurde die bis dahin gesetzlich in Kraft gewesene Doppelwährung beseitigt, die Ausprägung von Silberdollars ausdrücklich untersagt und bestimmt, daß bei Zahlungen nicht mehr als fünf Dollars in Silber angenommen zu werden brauchten. Dies vollzog sich um so leichter, als damals kein Silbergeld im Umlauf war. Als bald darauf, und besonders seit dem Jahre 1876, das Silbermetall stark zu fallen begann, wurde eine Agitation zur Abänderung dieser Gesetze immer lebhafter betrieben. Ihren größten Erfolg setzte sie mit der bekannten Blandbill durch, so genannt nach dem Manne, dessen Name auch in diesen letzten Tagen wieder an der Spitze des Silberantrags stand (die Blandbill wird auch oft nach dem Namen des Senators Allison genannt, der ihre Sache im Senate geführt hatte). Ursprünglich war der Endzweck schon damals auf freie Silberprägung wie heute gerichtet. Doch scheiterte dieser Plan, und man beschied sich zu der Vorschrift, daß jeden Monat von Staatswegen wenigstens für zwei Millionen und

höchstens für vier Millionen Dollars Silber gekauft und zu Dollars geprägt werden müßte, die als volle Zahlung im Verkehr dienen sollten. Zwar machte damals der Präsident Hayes von seinem Recht Gebrauch, die dahingehenden Beschlüsse des Kongresses, Repräsentanten und Senat, mit seinem Veto zurückzuschicken; aber so groß war der Eifer beider Körperschaften, daß beide am gleichen Tage denselben Beschluß nochmals mit der Zweidrittelmehrheit annahmen, welche das Veto des Präsidenten der Republik entkräftete und den Beschluß zum Gesetz machte. (28. Februar 1878.)

So wurde das erste Beispiel eines Gesetzes gegeben, welches vorschreibt, daß die Anfertigung von Geld aus einem bestimmten Edelmetall nicht in dem Maß, als sich für solches Geld Bedarf zeigt, zu geschehen habe, sondern insoweit die Besitzer des Metalls Vorräte zu verkaufen wünschen, aber auf dem Weg des freien Verkehrs keine Abnehmer dafür finden können. Eine ganz ungeheuerliche Erfindung! Etwas Ähnliches thun nur Regierungen, welche Papiergeld ausgeben, um ihre Schulden damit zu bezahlen. Wie bekannt und wie in allen Ländern des Westens erprobt worden, nimmt der Verkehr grobe Silbermünzen seit lange nur noch in sehr beschränkten Quantitäten auf, weshalb die geprägten Silberdollars in den Gewölben der Staatsschatzkammer liegen bleiben und nur auf die Weise verwertbar werden, daß man Papier — Silber-Zertifikate genannt — dafür ausgiebt, dem die Dollars als Sicherheitsleistung dienen sollen. Man hatte gehofft, mittels dieser permanenten Einkäufe den Preis des Silbers wieder zu heben und zu halten. Aber auf die Dauer vergeblich! Ein Betrag von achtzehnhundert Millionen Mark ist seit jener Zeit ausgeprägt und diese Dollarstücke schlafen zum allergrößten Teil unbeweglich in den öffentlichen Gewölben, die

man eigens zu diesem Zwecke anlegen und mit Festungswerken schützen mußte.

Nachdem darauf eine endlose Reihe von neuen gesetzgeberischen Prozeduren gescheitert, nachdem alle Anschläge auf das Einfangen der europäischen Staaten für amerikanische Interessen mißlungen waren, kamen die Silberleute zu der Erkenntnis, daß die fortgesetzten Einkäufe auf Grund der Blandbill ihnen nicht helfen würden, und daß es nur Eins für sie gäbe: die freie Silberprägung ohne Maß. Wenn jede zur Münze gebrachte Silberbarre von Staatswegen in Dollars umgeprägt werden, und jeder solcher Dollar bei Zahlungen zu einem vorgeschriebenen Wert, der etwa dreiunddreißig Prozent seinen dermaligen Marktwert übersteigt, angenommen werden müßte — nur dann könnte Alles wieder gut werden. Doch stand der mächtig angeschwollenen Agitation im Wege, daß die Mehrheit der beiden Häuser im Jahre 1890 der republikanischen Partei angehörte, welche im großen und ganzen für solche freie Prägung nicht zu haben war, während die sogenannte demokratische Partei in ihrer Mehrzahl dazu neigte. Aber wenn deshalb auch die Anträge auf freie Silberprägung nach langem Kampfe nicht obsiegten, so wurde den Urhebern derselben doch ein — wenigstens allem Anscheine nach — sehr großes Zugeständnis gemacht. Aus Gründen politischer Taktik, weil jede Partei mit der über gewaltige Mittel verfügenden Silberagitation rechnen muß, und um der Gefahr eines schließlichen Triumphes der freien Prägung zu entgehen, ließ der Schatzsekretär Windom mit Hilfe des Senators Sherman im Sommer 1890 einen Antrag einbringen, wonach zwar keine Dollars mehr ausgeprägt zu werden brauchen, dagegen aber jährlich für mehr als doppelt so viel Silber angekauft werden muß. Dieser Antrag wurde nach endlosem Hin- und Herschieben zwischen Senat und

Repräsentantenhaus, nach krampfhaften Gegenversuchen der rabiaten Freiprägungspartei, auf dem Wege einer gemeinsamen Delegiertenberatung beider Häuser (Caucus) endlich zum Gesetz erhoben (14. Juli 1890) und trägt den Namen der Shermanbill, welche damit an die Stelle der Blandbill getreten ist.

Von nun an sollten statt der 24 Millionen Dollars, die jährlich für Silberkäufe und Ausprägung zu verwenden waren, 54 Millionen Unzen Silber angekauft und entweder ausgeprägt oder in Barrenform aufgespeichert werden. Das bedeutete, verglichen zur Blandbill, je nach dem Stande des Silberpreises ein Quantum von mehr als doppelt so hohem Wert. Man beabsichtigte, damit gerade die jährliche Silberproduktion des Landes zu absorbieren.

Allgemein hatte daher nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt sich die Ansicht festgestellt, daß durch diese verdoppelte künstliche Nachfrage der Preis des Silbers enorm getrieben werden würde. Man sah ihn schon in Amerika auf seine frühere Normalhöhe von 129 Cents und entsprechend in London 59 Pence emporklettern. In der That berührte er in New York 120 und in London 56. Aber die Freude war eine kurze. Sehr bald trat ein Rückschlag ein und ein Sturz, wie man ihn noch nicht erlebt hatte, bis auf $85^1/_2$ in Amerika und 39 in England, trotzdem der Schatz der Vereinigten Staaten im letzten Fiskaljahr 1890/91 über 48 Millionen Unzen Silber erworben hatte. Die Bergwerke und Schmelzanstalten hatten in Erwartung der Maßregel mit Anspannung aller Kräfte produziert. Die Silberleute innerhalb und außerhalb des Kongresses hatten in gleicher Erwartung enorme Spekulationskäufe gemacht. Aber selbst die gewaltigen Beträge, welche das neue Gesetz absorbierte, waren nicht imstande die Massen zu verschlingen, welche angeboten wurden. So

war denn der Beweis geliefert, daß alle noch so ungeheuren Käufe und Ausprägungen von Staatswegen nicht helfen konnten. Und abermals sahen sich die Interessenten auf die einzige Zuflucht, das Stichwort der freien Prägung hingedrängt.

Inzwischen hatten sich nun auf dem wirtschaftspolitischen Gebiete Umwandlungen von gewaltiger Bedeutung vollzogen; der Kampf um das Silber sollte zum Kampf um die Macht zwischen den beiden großen Parteien des Landes werden, insbesondere zum Kampf um die Präsidentschaft. Und dazu kam noch, daß diese tiefgreifende Evolution sich aus einer anderen wirtschaftlichen Wendung heraus entwickelte, die bereits das größte Aufsehen in der Welt erregt hatte. Nämlich der Sieg der extremen Schutzzollpartei, welche die Mac Kinley-Bill erkämpft hatte, schien dazu bestimmt, auch den Sieg der Silberpartei herbeizuführen; nicht etwa weil, wie bei uns in Deutschland, schutzzöllnerische Agrarier und Bimetallisten zusammengingen, sondern eher umgekehrt, weil in Amerika Industrieschutzzöllner und Silberleute einander gegenüber stehen und befehden. Mit der Mac Kinley-Bill hatten die Republikaner im Kongreß gesiegt. Die tolle Übertreibung, in welche sich die schutzzöllnerische Mehrheit hineinfanatisiert hatte, rief unmittelbar nach Erlaß des Gesetzes eine ebenso gesunde als unwiderstehliche Reaktion im Lande hervor, und das Ergebnis stellte sich darin ein, daß die Neuwahlen zum Repräsentantenhaus die republikanisch schutzzöllnerische Mehrheit im Sturm hinwegfegten und an ihre Stelle eine erdrückende Majorität von Demokraten absandten.

So weit war alles gut. Aber die demokratische Partei war, wie schon erwähnt, vorwiegend silberfreundlich, und darum kam nun neue Hoffnung in diese Reihen. In den Kongreß, welcher im Herbst 1891 zusammentrat, sollte da-

her wieder der Antrag auf freie Prägung eingebracht werden. Der Senat schien von vornherein gewonnen. Denn schon am Ende der vorhergehenden Legislatur hatte er einen dahingehenden Antrag genehmigt, der nur an der entgegengesetzten Richtung des Repräsentantenhauses gescheitert war.

Nochmals belebten sich jetzt also die Hoffnungen, und die Stimmungsberichte aus den Vereinigten Staaten vermeldeten, daß die Anhänger der ehrlichen Goldwährung sich auf eine Niederlage gefaßt machten. Nur Eins war höchst auffallend. Trotzdem alle politischen Berechnungen den Sieg Blands sehr wahrscheinlich machten, wollte der Silberpreis sich von seinem tiefen Fall nicht wieder erholen. Der Instinkt der realen Interessen zeigte bessere Witterung von den kommenden Dingen als alle noch so schlauen Kalkulationen der Maschinenpolitiker.

Eigentümliche Verschiebungen brachte in diese doch schon hinreichend komplizierte Lage der bevorstehende Kampf um die im Sommer dieses Jahres vorzubereitende und im Herbst zu entscheidende Wahl eines Präsidenten der Republik. Nicht sowohl wegen der Entscheidung zwischen den Parteien als wegen derjenigen zwischen den Kandidaten innerhalb derselben Partei. Vor allem muß nämlich daran erinnert werden, daß die beiden großen politischen Parteien sich durchaus nicht mit diesen wirtschaftlichen decken. Es giebt auch bei den Demokraten ganz entschiedene Gegner des Silbers, wie es unter den Republikanern eine Anzahl Freunde desselben giebt. Und dazu steht zwischen beiden eine dritte, unabhängige, welche aus ehrlicher Überzeugung sich über die Parteischablone erhebt und den sonderbaren aus der Indianersprache geholten Namen der Mugwumps trägt. Nachdem nun die Demokraten bei den letzten Wahlen für den Kongreß gesiegt hatten, schienen natürlich ihre Aus-

sichten für die Präsidentschaftswahl sehr gewonnen zu haben. Der jetzige Präsident Harrison, ein Republikaner und erklärter Gegner der freien Prägung, sollte voraussichtlich einem demokratischen Kandidaten weichen. Doch hier standen innerhalb der Partei abermals die Gegensätze auf. Der bei weitem beste Name für die demokratische Kandidatur wäre der vorletzte Präsident Grover Cleveland, ein Mann, der mit dem Rufe höchster Integrität und bedeutender Fähigkeit von seinem Posten abgetreten war. Und dieser Mann ist eben deshalb ein abgesagter Feind des Silberschwindels. Sein Rivale innerhalb der Partei, Hill, jetzt Senator, vormals Gouverneur des Staates New York, liebäugelt mit dem Silber.

Ein demokratischer Sieg des freien Silbers im Kongreß würde nun die Aussichten Hills auf Nomination gehoben und die Clevelands herabgedrückt haben. Im Übrigen aber war der Name Clevelands für den Kampf um den Präsidentenstuhl eine viel bessere Fahne als der Hills. Diejenigen Republikaner nun, welche mehr Wert darauf legten, bei der Präsidentenwahl zu siegen, als bei Ablehnung des Silber-Antrags, klügelten aus, daß es vielleicht gar nicht so übel wäre, den Demokraten zu einem Silbersieg zu verhelfen, um ihrem Cleveland den Weg zu verlegen. Der gegenwärtige Präsident Harrison, republikanischer Kandidat für die nächste Wahl, würde sich durch ein Veto gegen die neue Blandbill populär machen. Ein Sieg über die Demokratie schien ihnen unter Hills Kandidatur dann um so leichter zu erringen. Daher machte eine Anzahl Republikaner Miene, den Demokraten in der Silbersache unter die Arme zu greifen. Andererseits gab es dafür Demokraten, welchen die Bekämpfung des Silberschwindels mehr am Herzen lag als alles andere. Ohne Rücksicht auf die Präsidentschaftskampagne kam es ihnen vor allem darauf an,

in ihren eigenen Reihen so viel Stimmen als möglich vom Silberprogramm abspenstig zu machen. Dabei hatten sie noch die Hoffnung, daß, wenn sie damit siegten, auch die Kandidatur Clevelands und die Beseitigung Hills gesichert war. Gerade die stärksten und fähigsten Elemente der demokratischen Partei sind für ehrliches Geld; vor allen Dingen der wichtige Staat New York, in dem sich die reellen Finanzinteressen vereinigt finden; ferner die gebildeten und tüchtigen Neu-Englandstaaten, voran Massachusets mit seinem unermüdlichen Vorkämpfer Eduard Atkinson aus Boston. Die Kerntruppen der Silberleute stehen natürlich in den Staaten, wo die Bergwerke liegen*), ferner im far West, wo die Farmer, die amerikanischen Agrarier, sitzen und in einem Teil der südlichen Demokratenstaaten. Was auf dieser Seite nicht von Silberinteressen unmittelbar oder mittelbar beherrscht wird, gehorcht agrarisch-demagogischen Strömungen, welche meinen, der Staat könne seine Bürger damit reich machen, daß er künstlich den nominellen Geldwert steigere und ein wohlfeil hergestelltes Geld unter die, welche zu wenig besitzen, verteile. Das ist der Grundgedanke der Farmer-Allianz und der Partei, welche soft money, wohlfeiles (wörtlich weiches) Geld verlangt und welche in Hoffnung auf ein solches Gesetz auch den Demokraten geholfen hatte, die Republikaner bei den letzten Wahlen zu schlagen.

*) Wie sehr gerade die Silberproduzenten Amerikas an der Sache interessiert sind, und in welchem Maße die Silberproduktion seit dem Jahre 1873 zugenommen hat, erhellt aus den neuesten Zahlen, die soeben der Münzdirektor der Ver. Staaten dem Kongreß vorgelegt hat. Er veranschlagt die gesamte Silberproduktion der Welt auf 140,865,000 Unzen fein, von welchem allein in der Republik 58,330,000 produziert wurden. Im letzten Jahre war die Produktion daselbst um acht Millionen Unzen gewachsen, und den 58 Millionen dieses letzten Jahres standen im Jahre 1873 (Jahr der deutschen Münzreform) nur $27^1/_2$ Million gegenüber. Die Gesamtproduktion der Welt hat sich seit jenem Jahr 1873 mehr als verdoppelt, ist von 63,267,000 auf 140,865,000 Unzen gestiegen!

Einen interessanten Einblick in die treibenden Ideen dieser Art von Silberfreunden giebt die Denkschrift der sogenannten Arbeiterbundesgenossenschaft, Labour confederation, welche am 21. Januar 1891 unter den Auspizien des Abgeordneten Bland dem Währungsausschuß des Kongresses überreicht wurde. Dieser Bund umfaßt, wie der die Petition derselben für freie Prägung überreichende Delegierte Dunning erklärte, die Allianz der Farmer, die Ritter der Arbeit (Knights of Labour), die nationale Bürgerallianz, die der farbigen Bürger, im Ganzen angeblich vier Millionen Stimmberechtigte. Sie verlangen in ihrer Petition Abschaffung aller Nationalbanken mit Notenausgabe; an Stelle der Noten soll Staatspapiergeld treten

„in zureichendem Umfang, um die Geschäfte des Landes ohne Bevorzugung oder Benachteiligung für irgend einen Stand oder Beruf zu versorgen und von diesem Geld soll dem Volke, wenn von ihm verlangt, geliehen werden (when demanded by the people shall be loaned to them) zu nicht mehr als zwei Prozent jährlich auf Unterpfand von nicht dem Verderben ausgesetzten Gegenständen und auf unbewegliche Güter.“ *)

Zu dieser Verteilung von Staatspapiergeld soll nach demselben Programm noch die freie Ausprägung von Silber hinzutreten. Es ist überflüssig, auszuführen, welche Einwürfe den Geldverteilungsprojekten entgegengehalten werden. Erhebt sich doch schon gegen die bisher geübte Praxis der sich anhäufenden Staatskäufe der Einwand, daß das Gold immer mehr aus dem Lande gedrängt werden, und schließlich der Moment kommen muß, wo dem Staatsschatz auch

*) Es ist sehr bezeichnend, daß diese agrarischen Bimetallisten auch ganz kürzlich zwei Anträge gegen den Terminhandel im Kongreß eingebracht haben, weil sie meinen, daß er ihnen die Kornpreise verderbe. Partout comme chez nous!

das Material fehlen wird, um seine in Gold kontrahierten Verpflichtungen zu bestreiten.*) Diese Verpflichtung haben die Vereinigten Staaten namentlich in der sogenannten Resumptionbill im Jahr 1875 übernommen, in der sie nach amtlichen, seitdem mehrmals wiederholten Erklärungen ausdrücklich zusagten, die Zahlungen, die sie an Zinsen und Kapital aus ihren Anleihen übernommen haben, in Gold zu leisten. Es ist niemals ein Zweifel daran zugelassen worden, daß das Versprechen „in coin" in Bar zu zahlen, als Gold verstanden wurde. Jetzt kommen die Silberagitatoren mit der Behauptung vor, man könne das auch auf Silber deuten. Der Effekt dieser Auslegung hat in den Bewegungen des letzten Jahres bereits eine drastische Rolle gespielt. Nämlich den Warnungen, daß die Gefahr der Silberinvasion das Gold ganz aus dem Lande treiben werde, meinten die Silberleute mit der Behauptung widersprechen zu können, daß vorerst nicht daran zu denken sei, weil die schlechten Getreideernten Europas die Ausfuhr unermeßlich steigern und Europa zum Schuldner Amerikas machen würden. Aber schon jetzt, noch ehe die Sünde eines falschen Systems zur That werden konnte, rächte sich dieselbe und zeigte auf den begangenen Irrtum hin. Die bloße Furcht vor dem Silberschwindel und vor der Möglichkeit einer Ableugnung der Goldschuld (Repudiation) übte einen stärkeren Druck auf die wechselseitigen Beziehungen beider Weltteile aus als die bereits eingetretene Kalamität der Mißjahre. Trotz der starken Ausfuhr von Getreide,

*) Nach der Berechnung des Londoner Economist vom 9. April d. J. hat sich der Goldvorrat des Staatsschatzes, welcher zur Bestreitung der auf Gold lautenden Verpflichtungen bestimmt ist, seit 1890 um die Hälfte verringert, ist von 56 % auf 28 % des zur Deckung der betreffenden Schulden nötigen Betrages zurückgegangen, und dies Mißverhältnis wächst immer weiter.

trotz der gewaltsamen Einschränkung der Wareneinfuhr infolge der Mac Kinley-Bill, kam es nicht zur Goldeinfuhr nach Amerika, sondern zu einer Goldausfuhr nach Europa in beträchtlicher Höhe. Und das rührte daher, daß in Europa ein Mißtrauen in die Ehrlichkeit der Vereinigten Staaten aufstieg, welches die Besitzer amerikanischer Papiere und namentlich der Staatsschuldenverschreibungen bewog, sich ihres Besitzes zu entledigen und sie in Goldwährung einzukassieren, solange noch in Gold gezahlt werde. Darum konnte es auch geschehen, daß der Silberpreis immer mehr herunter ging, selbst in den Tagen, als alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß die Partei der freien Prägung im Kongreß siegen werde. Niemals, seitdem die Geschichte von diesen Dingen überhaupt etwas weiß, hat Silber, am Gold gemessen, auch nur annähernd so niedrigen Wert gehabt als gerade in den Tagen des März, in welchen die verhängnisvolle Stunde des Triumphes der Silberpartei zu schlagen schien. Bland, der Herr der Situation, hatte ausgerechnet, daß er über eine Mehrheit von vierzig Stimmen gebiete, seine Gegner hielten sich für mit wenigstens zwanzig Stimmen geschlagen.

So kam der große Tag heran, der 22. März. Wie er äußerlich auf dem Kapitol sich ankündigte, ist bereits in den ersten Worten dieser Darstellung geschildert worden. Mit dem Verlauf der Debatten und Abstimmungen selbst könnte man Bogen füllen. Um all das dramatisch und politisch zu würdigen, müßte der Leser in alle Finessen und Winkelzüge der eigentümlichen parlamentarischen Geschäftsordnung des Landes eingeweiht sein. Die Gewalt der Mehrheit über die Minderheit ist eine beinahe diktatorische; aber dafür ist die Minderheit wieder mit allerhand Rüstzeug versehen, das ihr gestattet, ihr Leben bis zum äußersten zu verteidigen. Sie führt mit Handwaffen und Seiten-

sprüngen einen wahren Buschkrieg gegen die Kanonen der Mehrheit.

Was in europäischen Parlamenten an Taktik aufzubieten ist, bleibt Kinderspiel gegen die gelehrten Kombinationen zu Washington. Man denke sich auf der einen Seite einen Präsidenten, den Sprecher, der nicht nur, wie bei uns, von der Mehrheit, sondern eingestandenermaßen für die Mehrheit gewählt ist, deren Interessen er ganz unverfroren wahrnimmt. Und dieser Präsident ernennt die bei uns von den Parteien erwählten Mitglieder der Ausschüsse aus eigener Machtvollkommenheit; er selbst auch, nicht der Ausschuß, ernennt wieder den Vorsitzenden des letzteren und verfügt mit diktatorischer Gewalt über den Gang der Verhandlungen, soweit nicht die Gegner aus dem Arsenal der Geschäftsordnung Werkzeuge herbeibringen können, die diese Diktatur wieder lahm legen. Was wir Obstruktion nennen, was aber hier gerechte Notwehr ist, nennen die Amerikaner „flibustieren", filibuster. Vor diesem Flibustern, und vor diesem allein, hatten die Silberleute Angst. Der Präsident des Hauses, Crisp, ein Silbermann, hatte den Abgeordneten Bland selbst zum Vorsitzenden des Ausschusses, der zugleich als Referent figuriert, ernannt.

Gleich zum Beginn der Verhandlungen erklärte dann auch Herr Bland, er werde dem Hause nicht mehr als drei Tage Zeit geben — es war an einem Dienstag; am Donnerstag Mittag um zwei Uhr werde er die Debatte zum Schluß bringen; ferner wurde, nachdem er selbst anderthalb Stunden gesprochen, verfügt, daß wegen der massenhaften Anmeldungen von Rednern der Gegenpartei diesen nur, je nach dem einzelnen Fall, fünf, zehn oder höchstens fünfzehn Minuten Zeit für ihre Vorträge eingeräumt werden sollten. Dagegen blieb Jedem unbenommen, eine beliebig lange Rede im Protokoll drucken zu lassen.

Später wurde versucht, den Schluß bis zum Sonnabend hinaus zu schieben, und Bland zeigte sich geneigt, bis zum Freitag mit sich akkordieren zu lassen, aber ein anderer wütiger Silbermann legte sich dazwischen. Das Haus war so voll wie noch nie. Am folgenden Tag brachte ein Silbergegner einen Antrag auf Tagesordnung ein, der ganz überraschender Weise 148 Stimmen gegen 147 bekam. Nun sprang der Sprecher Crisp ein und gab mit seiner Stimme den Ausschlag nach der andern Seite, sodaß der Antrag mit Stimmengleichheit abgelehnt war. Darauf erhob sich der Protest, es sei falsch gezählt worden, und nachdem dies plausibel gemacht worden, erfolgte eine neue Abstimmung. Aber hier unterlagen die Silbergegner mit ein paar Stimmen. Die Debatte ging weiter. Einige Redner, die bis dahin unbekannt waren, machten großen Eindruck. Alte Parlamentarier sind dort eine Seltenheit, die Perioden dauern nur zwei Jahre, und Alles wechselt im raschen Fluß der Ereignisse. Der derbste Silberfeind war ein solcher Neuling, Harter von Ohio. Eine Episode seiner Rede beschreibt eine Zeitung, wie folgt: Als Herr Harter schilderte, wie die Silberbarone das Volk an der Kehle packen, um es zur Prägung ihres Silbers zu zwingen, ergriff er den Stuhl, auf welchen Herr Mac Karg vor ihm saß, und rüttelte dermaßen daran, daß der Vormann entsetzt in die Höhe fuhr. Dabei ließ er sich unter anderem zu folgenden Ausbrüchen fortreißen:

„Jetzt verlangen diese Silberbarone, daß die Regierung eingreife und ihr Silber, welches sie nicht einmal zu 90 Cents die Unze verkaufen können, ihnen zu 120 abnehme und damit das Gewerbsleben des Landes vernichte und des Volkes Wohl und Glück zerstöre. Dies ein schweinisches Verfahren nennen, to describe this as hoggishness, hieße das nützliche Tier verleumden; so etwas hat mehr

Ähnlichkeit mit des Teufels Gier, als mit dem Instinkt irgend eines uns bekannten Tieres." Am Schluß seiner Rede beschlich ihn selbst die Empfindung, daß er etwas heftig gewesen sein möge, und er sagte: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ein Wort gesprochen haben sollte, welches die Gefühle irgend eines Mitgliedes unseres Hauses verletzt haben möchte." (!) Dieser Redner gehört sogar bezeichnenderweise zu der demokratischen Partei, die in ihrer großen Mehrheit für silberfreundlich gilt. Und trotz der Maßlosigkeit einzelner Äußerungen und der auf fünfzehn Minuten beschränkten Dauer brachte er eine Fülle wirksamer Thatsachen und Zahlen vor. Am meisten aber schlug ein, daß der Redner ein Amendement für den Fall, daß der Silberantrag durchginge, folgenden Inhalts ankündigte: Wenn auch schrankenlos geprägtes Silber als volles Geld Zahlungskraft erlangen sollte, so dürften ausnahmsweise fernerhin nur in Gold bezahlt werden Sparkassenforderungen, Pensionen und Arbeitslöhne. Diese schlau berechnete Klausel verbreitete Schrecken in den Reihen der Silberleute. Sie kehrte scharf die Schattenseite ihrer Machination heraus und legte ihre demagogischen Wirkungen lahm.

Nach Harter folgten noch eine Reihe gewaltiger Redner derselben Richtung, und es verbreitete sich das Gefühl, die grimmige Energie, mit welcher die Silbergegner kämpften, enthielte eine ernste Warnung, daß Blands Sache verloren sei, wenn es der Opposition gelänge, die Verhandlungen noch hinauszuziehen. Von Stunde zu Stunde häuften sich die telegraphischen Meldungen, daß ein Umschlag sich selbst bei den demokratischen Wählerschaften des Südens rege, welche anfangs ihren Abgeordneten vorgeschrieben hatten, für Silber zu stimmen. Dem parlamentarischen Brauch des Kongresses gemäß finden während der Debatten und ihrer geschäftsordnungsmäßigen Züge und Gegenzüge beständig

neue Besprechungen sowohl zwischen Abgeordneten als zwischen diesen und Nichtmitgliedern statt. Diesmal hörte das Anstürmen gar nicht auf. Eine Delegation der silberfeindlichen Demokraten, welche von New York am Mittwoch herübergefahren und ihren Parteigenossen scharf zu Leibe gegangen war, reiste am selbigen Abend nach Hause mit der Beruhigung, daß die Silberleute geschlagen würden. Um den Gang der Verhandlungen zu beschleunigen, beraumte der Sprecher noch Abendsitzungen an. Auf die angekündigte Stunde von Donnerstag zwei Uhr gelang es doch nicht, zu einer Schlußabstimmung zu kommen. Man vertagte sich auf den Abend. Am Donnerstag gegen Mitternacht war der Sprecher zur Überzeugung gekommen, daß es höchst gewagt sei, eine Abstimmung vorzunehmen. Die Lage war unter dem Druck der wachsenden Stimmung gegen die neue Blandbill im Hause wie im Lande so gefährlich geworden, daß die Entscheidung nicht riskiert werden konnte. Um halb ein Uhr nachts erklärte Crisp, das Haus sei nicht beschlußfähig, und vertagte die Verhandlung aufs unbestimmte, d. h. so, daß sie nach dem vorschriftsmäßigen Gang der Geschäfte in der gegenwärtigen Session nicht wieder aufgenommen werden kann.

Damit war die Niederlage des Silbers besiegelt. Ein ungeheurer Aufschrei der Erlösung durchlief das ganze Land; denn wo immer Sinn und Interesse für geordnete wirtschaftliche Zustände waltet, war mehr und mehr die Überzeugung durchgedrungen, daß man vor einem Abgrund stand. Wenn die Wirkung dieses Ausganges nicht entfernt so drastisch in Europa zur Geltung kam, so rührte das daher, daß man hier weder die drohende Gefahr, noch die Wucht der Entscheidung so genau zu begreifen imstande war. Denn wäre das halsbrechende Experiment Thatsache geworden, so würde die Wirkung unfehlbar auch die euro-

päischen Verhältnisse tief in diese Wirbel mit hereingezogen haben. Selbst in den Vereinigten Staaten brach sich die Erkenntnis von der großen Bedeutung des parlamentarischen Vorgangs erst nach Tagen Bahn. Eben weil es nicht zu einer förmlichen Abstimmung gekommen war, sondern die Sache in einer Versenkung der Geschäftsordnung verschwand, bedurfte es der kundigen Auslegung. Aber sowie es völlig tagte, war der Effekt ein ungeheurer. Einige nachträgliche Versuche, den Antrag durch besondere Kraftmittel im Repräsentantenhause oder im Senate wieder zu beleben, mißlangen, und nun wurde es klar: der Prozeß der Silberleute und Inflationisten (der Wert- und Geldaufbläser) ist verloren für lange, wahrscheinlich für immer. Denn so groß war die Gefahr ihres Sieges nie gewesen, so gut hatten ihre Chancen nie gestanden. Waren sie jetzt abgeschlagen, so lag darin der Beweis, daß sie nicht mehr zu fürchten waren, daß der Verstand und das Rechtsgefühl des Landes in der letzten Stunde zum Bewußtsein erwacht und damit unüberwindlich geworden waren. Vermutlich wird mit diesem Ende auch der Anfang der Bewegung gegen die jetzt noch in Kraft befindliche Shermanbill, welche den Kauf der 54 Millionen Unzen jährlich vorschreibt, eingeleitet sein. Auch sie kann auf die Länge nicht bestehen.

Endlich, dem Humbug einer internationalen Konferenz zur Verständigung mit den anderen großen Staaten behufs einer künstlichen Festsetzung des Wertverhältnisses ist damit die Maske der Ernsthaftigkeit abgerissen. Die Silbergegner hatten sich dieses Vorschlages als einer unschädlichen Diversion bedient, um schwachen Gemütern einen Trost und verschämten einen Rückzug zu bieten. Jetzt, wo die Hauptgefahr vorüber ist, fühlt man dunkel, daß es Thorheit wäre, an das Gelingen eines solchen Versuchs zu glauben.

Zu wiederholten Malen hatte man von Amerika aus das Terrain in Europa auf solch eine Zumutung hin versucht, aber vergebens. Noch im vorigen Jahre erklärte Präsident Harrison in dürren Worten offiziell, daß seine Anfragen nirgends Gegenliebe gefunden hätten. Und jetzt sollte ein europäischer Staat, sollte gar England oder Deutschland für ein solches Experiment zu haben sein! Nach diesen Vorgängen zu Washington ist es doch so fulminant deutlich geworden, daß die treibende Kraft der Silberbewegung nur noch in gewissen amerikanischen Sonderinteressen wohnt, und den Staatsmann möchte man sehen, der nach einiger Bekanntschaft mit diesen letzten Verhandlungen noch Lust hätte, die Geldverfassung seines Landes mittelst eines Vertrags an alle Kunstgriffe der Silbermänner zu schmieden. Nein, jetzt heißt es ein für allemal: „Taschenspieler, Du wirst keinen Geist mehr rufen!"

Eine Folge dieser Entscheidung ist auch, daß die Aussichten Clevelands für die Präsidentschaft ganz gewaltig gestiegen sind. Der aber ist ein abgesagter Feind aller unehrlichen Wirtschaftspolitik.

So hat sich im Laufe von anderthalb Jahren zweimal dieselbe Erscheinung wiederholt, daß Vernunft und Gewissenhaftigkeit nach heißem Kampfe auf dem Gebiet der großen Republik wieder zu Ehren gekommen sind. Der Sieg der Schutzzöllner rief die Gegenwirkung der Wahlen herbei, die sie im Sturm hinwegfegte. Und jetzt sind die Silbermänner, welche gerade auf diesen Wahlsieg ihre Hoffnung gesetzt hatten, auch zu Schanden geworden. Es liegt etwas sehr Tröstliches darin, daß trotz aller Verwilderung und Willkür, welche ein volles Maß von Freiheit und Kraft in der Gesetzgebung dieses modernsten Gemeinwesens entfesselt hat, schließlich die gesunde Einsicht immer wieder die Oberhand bekommt. In ähnlichen Zuständen sagte ein-

mal der französische Gesandte in Washington schon im Jahre 1804: „Wie für die Betrunkenen (il y a un Dieu pour les ivrognes) giebt es auch einen rettenden Gott für die Amerikaner."

Es ist ein merkwürdiges Stück Menschheits- und Kulturgeschichte, das sich hier unter den Augen der heutigen Generation vollzieht und dem in seinen tiefgreifenden Wirkungen ferner zu folgen für den Eingeweihten ganz außerordentlich anziehend ist. Und darum darf man auch nicht darauf verzichten, dem größeren Kreise der mit der Sache weniger Vertrauten von Zeit zu Zeit wenigstens das Greifbarste und Begreifbarste daraus zu bieten. Etwas darin ist jedenfalls selbst dem einfachsten Verstand zugänglich, nämlich die Unterscheidung zwischen Systemen, die auf wahrem und denen, die auf unwahrem Werte beruhen. Der wahre Wert bedarf keiner Gesetzes- und Vertragsfabrik zu seiner Kraft.

Aber allerdings nichts ist unwahrer als die Behauptung, daß die Erkenntnis des richtigen Auswegs aus allen Verwirrungen der thatsächlichen Verhältnisse und aus allen Verschlingungen der Streitfragen, welche Dauer und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen angehäuft haben, so einfacher Natur wäre, daß man jeder Massenversammlung mit einigen Schlagwörtern das volle Verständnis dafür beibringen könnte. Mit dieser Art Demagogie charakterisiert sich die bimetallistische Agitation diesseits und jenseits des Meeres. Wer sich ein Bild von der Fülle und Vielseitigkeit des belehrenden Materials machen will, das hier der Wißbegierde sich darbietet, und das, wenigstens in seinen neueren und bedeutenderen Arbeiten, kennen muß, wer ein sachgemäßes Urteil fällen will, der werfe einen Blick auf das neueste große Übersichtswerk, mit welchem der unermüdliche Nestor und Meister des Faches, Professor Adolf Soetbeer, vor

etlichen Wochen uns aufs neue beschenkt hat. Sein Litteraturnachweis über Geld- und Münzwesen, insbesondere über den Währungsstreit 1871—1891*) kommt, nach der Intention des Verfassers selbst, wie ein Abschluß zu der Reihe seiner früheren unentbehrlichen Sammelwerke auf diesem schwer übersehbaren Gebiete, und wie wohl zu hoffen und zu wünschen ist, daß der bejahrte Gelehrte trotz aller entgegengesetzten Ankündigung immer wieder Lust und Kraft zu neuen Anläufen finden wird, trifft es sich doch besonders glücklich, daß er mit diesem Schlußwerk auch in einem Moment auftritt, wo thatsächlich eine so große Wendung in der Geschichte der Edelmetalle und damit eine neue Epoche in der Wirtschaftsentwickelung des Occidents zum Durchbruch kommt.

Anfang Mai 1892.

---

*) Ein stattlicher Band, der alle wichtigen Schriften, Vorgänge und Zahlen seit der Entdeckung Amerikas bis 1892 zusammenstellt. (Berlin bei Puttkamer und Mühlbrecht).

Die Krisis in Deutschland und der deutsche Kaiser.*)

*) Übersetzt aus der New Review, April 1892.

Meine Erfahrung hat mich zu der Überzeugung geführt, daß selbst in den bestunterrichteten Kreisen anderer Nationen deutsche politische Zustände nur sehr dürftig bekannt sind. Daraus erklärt sich, daß einzelne Vorgänge, welche durch ihre Natur ganz besonders die Beachtung des Auslands auf sich ziehen, in demselben von einem falschen Gesichtspunkt aus beurteilt werden, weil man dies ohne Kenntnis aller sie bedingenden Umstände und Persönlichkeiten thut. Ich glaube sogar, daß in dieser mangelhaften Erkenntnis die Engländer sich noch vor den Franzosen auszeichnen, welche der letzte Krieg und seine Folgen mehr auf die Beachtung deutscher Politik hingewiesen haben. Was den englischen Geist hauptsächlich davon abhält, deutsche Angelegenheiten mit einigem Interesse zu verfolgen, ist der Zustand der Unmündigkeit, in welchem nach englischer Auffassung das deutsche Volk sich seinen Regierungen gegenüber befindet; sie sehen mit einem gewissen verächtlichen Mitleid herab auf die etwas kindliche Haltung deutscher Volksvertretungen ihrem patriarchalischen Regiment gegenüber und legen auf die Thätigkeit dieser Körperschaften wenig Gewicht. Darum sind sie um so mehr geneigt, einzelne hervorragende Erscheinungen, die plötzlich inmitten dieser nebelhaften Atmosphäre auftauchen, mit Erstaunen und mit der Sympathie, welche die Entfaltung jeder überlegenen Kraft einflößt, ins Auge zu fassen. So verhält es sich z. B. mit ihrem Interesse an Allem, was

sich an die herrschende Gestalt des Fürsten Bismarck anlehnt. Seitdem er von der Bühne abgetreten ist, blieb für ihre Aufmerksamkeit die hervorstechendste Erscheinung der junge Kaiser und die Partei der Sozialdemokraten. Vor einigen Wochen gaben diese beiden Elemente der deutschen Politik den Anstoß zu einigen sensationellen Nachrichten und daher zu der Frage über die Größe ihrer Bedeutung. Wie nach den oben geschilderten Verhältnissen zu erwarten war, machte sich im Ausland die öffentliche Meinung ein falsches Bild von ihnen. Die Aufläufe in den Straßen von Berlin wurden fälschlicherweise für Ausbrüche sozialdemokratischer Verschwörungen gehalten, und eben deshalb war man bereit, zwischen diesen Vorgängen und der letzten Rede des Kaisers einen Zusammenhang zu finden; und aus dieser ganzen Gedankenverbindung blieb in England der Eindruck zurück, daß Deutschland am Vorabend einer sozialistischen Erhebung stehe, und daß der Kaiser damit umgehe, sie durch einen monarchischen Staatsstreich zu unterdrücken. Wer die so gefärbten sensationellen Berichte liest, verfällt leicht in solche falsche Auffassungen und läßt sich dazu verleiten, an einen kritischen Zustand der Dinge zu glauben, der thatsächlich durchaus nicht vorhanden ist. Vor Allem möge man sich klar machen, daß nicht nur die eigentliche Partei der Sozialdemokraten mit jenen Straßenaufläufen nichts zu thun hatte, sondern daß dieselben ihr sehr ungelegen kamen; ferner — und dies ist ein wichtiger Punkt — hat diese Partei in den letzten Jahren und namentlich seit der Beseitigung der sogenannten Ausnahmegesetze sich mehr und mehr von revolutionären Bestrebungen abgewendet, und die zunehmende Zahl ihrer parlamentarischen Abgeordneten hat dazu wesentlich beigetragen. Sie hat dadurch an Beachtung und Einfluß großen Gewinn gemacht, und ihre politischen Führer thun sich da-

rauf viel zu viel zu gute, als daß sie diese Ergebnisse durch revolutionäres Verfahren aufs Spiel setzten. Die 35 Mitglieder der sozialdemokratischen Partei oder „Fraktion", um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, spielen jetzt im Reichstag eine ganz andere Rolle, als sie jemals seit der Begründung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 gethan haben. Der ganz äußerliche Umstand, daß seit den Wahlen von 1890 ihre Sitze im Saale des Reichstags, die früher weit hinten zurück auf dem Berge sich befanden, jetzt verlegt worden sind, und daß eine große Zahl von ihnen ganz nach vorn, gerade gegenüber der Ministerbank des Hauses sitzen, ist sehr bemerkenswert als der augenscheinliche Beweis eines wachsenden Nimbus ihrer Partei: fünfundzwanzig Jahre lang wurden sie, insbesondere von seiten der Konservativen, als eine Art von Auswurf behandelt, vor deren Berührung man sich auf alle Weise hüten müsse. Aber endlich sind sie zu einem Verhältnis vollständiger Gleichheit mit ihnen aufgerückt; sie bilden eine Fraktion, welche in allen Ausschüssen des Hauses ihre Vertreter hat, und verfügen über eine Zahl von Unterschriften, welche sie in den Stand setzt, in ihrem eigenen Namen Anträge einzubringen, und, was noch wichtiger ist als diese bloßen formalen Möglichkeiten: sie werden von den Ministern, von den Vertretern des Bundesrats und auch von ihren konservativen Kollegen auf gleichem Fuße wie die anderen Parteien behandelt, und da in ihrer Mitte Talent, Fleiß und Eifer reichlich vertreten sind, so flößen sie in der That auch Achtung ein. Jüngst wurde erzählt, daß der Präsident des Reichstags, Herr von Levetzow, ein strammer Konservativer, sich dahin geäußert hätte, nach seiner Meinung sei Herr Bebel der erste Redner des Hauses. Man kann darüber auch anderer Meinung sein; aber diese Äußerung ist bezeichnend für die Schätzung, zu welcher Herrn

Bebels Partei gelangt ist. Natürlich haben sich in gleichem Maße mit dieser verbesserten Stellung und infolge einer begreiflichen Wechselwirkung die Manieren und das Verhalten der sozialistischen Mitglieder auch beträchtlich umgestaltet. Selten noch, und dann nur von Neulingen unter ihnen, kommt es zu scharf herausfordernden und beleidigenden Brandreden von ihrer Seite. Oft bringen sie Anträge von Wichtigkeit und mit reichen sachlichen Belegen zur Debatte. Nicht wenige von ihnen zeichnen sich durch schöne Kenntnisse auf volkswirtschaftlichem Gebiet und durch wohlgelungene Vortragsweise aus, während andere, wie z. B. der ehemalige Schiffskoch Schwarz oder der Zigarrenarbeiter Molkenbuhr, öfter das Haus durch eine gesunde, maßvolle und sachliche Darstellung fesseln. Sogar in ihrer äußeren Erscheinung ist eine vorteilhafte Veränderung eingetreten, und wild vernachlässigte düstere Figuren, wie der ehemalige Hasselmann oder Most, beleidigen jetzt nicht mehr das Auge der Versammlung; sie hat es mit ruhigen, anständigen Bürgern zu thun, die in ihrem Auftreten gar nicht an Barrikaden und Straßenkämpfe erinnern, sondern vielmehr ihre Freude an friedlichem Leben im Schoß ihrer Familie verraten und sich im Genuß des von ihnen erlangten bedeutenden Rufes wiegen, ohne deshalb auf ihre sozialistischen Ansichten zu verzichten. Ein Franzose würde sagen: „ils sont arrivés“. Allerdings erhebt man dagegen den Einwurf, daß hinter dieser parlamentarischen Partei eine Masse steht, die keinen Grund hat, sich in ähnlicher Weise befriedigt zu fühlen, und die noch das Material für wilde und gierige Zerstörungslust liefert; daß im gegebenen Moment diese unzufriedenen Elemente die Masse mit sich fortreißen und die gemäßigten Führer zur Seite drücken würden. Aber diese Behauptung übersieht die augenblickliche Lage der Dinge;

thatsächlich haben die gegenwärtigen fünfunddreißig Mitglieder der Partei den größeren Teil ihrer Wähler hinter sich, und ihr moralisches Übergewicht ist in keiner Weise gefährdet. Das beruht nicht bloß auf der Autorität und dem Einfluß, die sie erlangt haben, und auf ihren Fähigkeiten, sondern noch viel mehr auf dem Umstand, daß die größere Anzahl ihrer Wähler nicht einmal in ihren Ansichten so weit gehen wie die Erwählten; denn von 1 400 000 sozialistischen Stimmen, die im Februar 1890 abgegeben wurden (eine größere Zahl als für irgend eine andere Partei), sind wahrscheinlich nicht mehr als die Hälfte wirkliche Anhänger des sozialdemokratischen Programms, sondern einfach Unzufriedene, welche gar nicht an den Umsturz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung denken.

Wenn die Partei zu einer gewissen Beruhigung und Befriedigung gelangt ist, so muß man übrigens nicht glauben, daß dies allein auf Selbstgefälligkeit und persönlicher Empfindung beruht; man hat ihnen tiefere und gewichtigere Gründe der Genugthuung geliefert; denn sie haben die Anerkennung ihrer Grundsätze in der Reichsgesetzgebung erzielt und zwar in solcher Weise, daß für die Zukunft es schwer sein wird, eine weitere Entwickelung in sozialistischer Richtung zu verhüten, dies umsomehr, als auch andere Nationen den Versuch angestellt haben, Deutschlands Beispiele zu folgen. Das erfahren wir z. B. durch die Anträge, welche in den französischen und englischen Parlamenten behufs gesetzlicher Versicherung der arbeitenden Klassen eingebracht worden sind.

Die deutschen Sozialisten sind vollständig im Recht mit der Behauptung, daß sie es waren, welche den Fürsten Bismarck zuerst in die Richtung seiner sogenannten Sozialgesetzgebung hineintrieben.

Im Jahre 1878 ging Bismarck von dem Gedanken

aus, daß es nur ein Mittel gegen die Sozialdemokratie gebe, nämlich eine bis ins Äußerste getriebene gewaltsame Unterdrückung; er hoffte sie von Grund aus zu vernichten. Als Gegengewicht zur Beruhigung des öffentlichen Gewissens bot er die verschiedenen Stufen der Versicherungsgesetze, beginnend mit der gegen Unfall, fortfahrend mit der gegen Krankheit und schließend mit der gegen Invalidität und Alter, während im Hintergrund noch eine Versicherung für Witwen und Waisen gehalten wurde. Wie im Einzelnen dies Alles durchgeführt werden sollte, darüber machte er sich kein Kopfzerbrechen; er suchte sich ein paar wohlgeschulte Beamte aus, denen er den Auftrag gab, irgend einen Plan auszudenken, nur mit der Grundbedingung, daß die ganze Sache in den Händen des Staates bleiben müsse; denn jede Art von freier Thätigkeit und Selbsthilfe widerstrebte ihm als sogenanntes Manchestertum. Das ganze Projekt wurde mit einem gewissen Heiligenschein umgeben, indem man den Grundgedanken dem alten Kaiser Wilhelm unterschob, welcher, wie man glauben machte, noch vor seinem Ende die soziale Frage für sein Land zu lösen wünschte. Da Bismarck wohl wußte, daß die entschiedenen Liberalen diesen Vorschlägen entgegentreten würden, so diente ihm dies zugleich, um sie mangelnder Loyalität gegen den ehrwürdigen Monarchen zu beschuldigen. Die Gemäßigten oder sogenannten Nationalliberalen, welche ihm in allen Dingen blindlings Folge leisteten, schmeichelten sich noch ganz besonders mit der Vorstellung, daß diese Versicherungsgesetze eine besänftigende Wirkung auf die Herzen der Sozialdemokraten ausüben und sie zu dankbaren Anhängern der bestehenden Ordnung machen würden. Natürlich trat genau das Gegenteil ein. Die Gewaltmaßregeln trieben sie zur Entrüstung, und die versprochenen Wohlthaten erregten ihre Verachtung, während sie gleichzeitig mit logischer

Konsequenz darauf hinweisen konnten, daß die staatssozialistischen Pläne nur ihre eigenen Grundsätze zu Ansehen bringen müßten. Auf diese Weise erreichten sie dreifache Vorteile, während Bismarcks Sozialpolitik in dreifachen Irrtum verfiel; doch war es nur das dritte Gesetz von der ganzen Reihe, nämlich das für die Invaliden und die Alten, welches gänzlich auf das sozialistische Prinzip übertrat, indem es einen Staatsbeitrag stipulierte. Die Hauptangriffe der Opposition im Reichstage richteten sich daher gegen dieses Gesetz, und sicherlich würde es nicht durchgegangen sein, wenn nicht bei der Schlußabstimmung Fürst Bismarck seinen überwiegenden persönlichen Einfluß in die Wagschale geworfen hätte, um die Annahme durch das Haus zu drücken. Wahrscheinlich war er selbst im Stillen von der Nützlichkeit dieses Gesetzes sehr wenig durchdrungen, und noch kürzlich äußerte er sich in einer Privatunterhaltung dahin, daß er es für einen Mißgriff ansehe; aber er hatte in so vielen salbungsvollen Reden seinen und des Kaisers Namen mit der Herrlichkeit dieses Gesetzes und seines „praktischen Christentums" in Verbindung gebracht, daß zur Erhaltung seines persönlichen Nimbus ihm auch sein Sieg in der Gesetzgebung unentbehrlich erschien. Es ist nie seine Sache gewesen, sich über die späteren Folgen von Maßregeln, die im Augenblick ihm dienen konnten, viel Sorge zu machen. Trotzdem würde es ihm nicht gelungen sein, die zwanzig Stimmen, welche den Ausschlag gaben, zu gewinnen, wenn ihm nicht von ganz unerwarteter Seite Succurs gekommen wäre. Die katholische Partei, das sogenannte Zentrum und insbesondere dessen Führer Windthorst, war durchaus Gegner des Gesetzes; aber der Vorsitzende der Kommission von achtundzwanzig Mitgliedern, welche es in ihren Beratungen annahm, der zweite nach Windthorst an der Spitze der Zentrumspartei, nämlich Freiherr von

Franckenstein, war ein Mann von hoher aristokratischer Stellung und Haltung, wenn auch von mittelmäßiger Begabung, die er jedoch unter einer würdevollen Zurückhaltung zu verbergen die Geschicklichkeit hatte. Als Vorsitzender der Kommission war sein Stolz darauf angewiesen, daß das Gesetz, für das er sich erklärt hatte, auch durchgehe, vielleicht hatte er sich auch in den Glauben hineingeredet, daß hier etwas Großes geschehe, an das sich sein Name heftete, und so gab er sich große Mühe, um möglichst viel Stimmen für die Sache zu gewinnen. Es gelang ihm, zwölf bayerische Stimmen aus dem Zentrum für seine Anschauung zu erobern, und diese zwölf brachten die Sache zur Entscheidung. Hätten sie wie ihre übrigen Fraktionsmitglieder gestimmt, so wäre das Gesetz durchgefallen. Abermals ein Beweis zu der Lehre, daß oft kleine Ursachen große Wirkungen haben. Und so kam es, daß das Deutsche Reich die Fahne des Staatssozialismus aufpflanzte, weil die Eigenliebe eines bayerischen Edelmanns darin ihre Befriedigung fand.

Seitdem es mit dem Januar 1891 in Kraft trat, hat es an Beschwerden über seine Anwendung nicht gefehlt, und man kann ruhig sagen, daß, wenn es heute wieder vor den Reichstag käme, vielleicht nicht vierzig Mitglieder dafür stimmen würden. Allerdings würden jetzt vielleicht die Sozialdemokraten, welche einst dagegen stimmten, dafür eintreten; denn damals konnten sie sich noch den Luxus gestatten, andere dafür stimmen zu lassen, weil sie der Mehrheit sicher waren und sich dabei für unbefriedigt erklären konnten. Noch jüngst erklärten sie im Reichstag, sie würden jedem Versuch, das Gesetz rückgängig zu machen, Widerstand leisten. Und das kann man ihnen ruhig glauben; denn sie sind die Einzigen, welche Ursache haben, damit zufrieden zu sein. Immerhin kann von einer Wieder-

beseitigung keine Rede sein; es wäre viel zu schwer, die zahlreichen Verpflichtungen komplizierter Art, welche bereits aus dem Gesetz hervorgegangen sind, wieder rückgängig zu machen. Nur wenn im Laufe der Zeit die Schwierigkeiten unerträglich werden, und die Unkosten über Erwarten wachsen, wird man gezwungen sein, Abhilfe zu suchen.

Ein Gutes hat immerhin das Gesetz mit sich gebracht; denn aus dem Bedauern über seine Annahme und dem Gefühl eines Sprunges ins Dunkle oder, wie ein Abgeordneter es noch besser bezeichnete, eines Sprunges in einen hell erleuchteten Abgrund ist die festgewurzelte Überzeugung erwachsen, vorerst auf diesem Pfade nicht weiter zu gehen. Man wird sich hüten, den Reichstag mit neuen Vorschlägen für eine weit ausgedehnte Anwendung dieses Versicherungsprinzips heimzusuchen, und wenn solche Vorschläge aus der Mitte des Hauses kämen, so würden sie kaum Gehör finden. Überdies sind die Parteien, welche damals dem Fürsten Bismarck zuliebe sich zur Annahme des Gesetzes verstanden und am meisten dafür wirkten, jetzt geschwächt und abgenützt. Diese Pause in der sozialen Gesetzgebung ist natürlich den Sozialdemokraten willkommen; denn sie schafft ihnen Raum, neue und unerfüllbare Forderungen aufzustellen, worauf gerade ihre Berechnung am meisten gerichtet ist. Daher kann es in keiner Weise ihnen nützlich erscheinen, sich auf Straßenunruhen zu verlegen, und Herr Liebknecht war offenbar aufrichtig, als er jüngst dem Pariser „Figaro“ schrieb, die kürzlich vorgefallenen Berliner Straßenszenen seien ihm und seinen Freunden höchst unwillkommen, und ihr Verdacht gehe dahin, daß sie von ihren politischen Gegnern angezettelt seien. Im übrigen hat niemand in Berlin diese Scenen ernst genommen, und nur im Ausland, wo alle Straßenexzesse an die ehemaligen Pariser Barrikadenscenen erinnern, zogen sie

besondere Aufmerksamkeit auf sich. Straßengefechte und Barrikaden dieser Art sind ja längst überwundene Dinge; sie werden wohl niemals mehr über das Schicksal von Regierungen entscheiden. Mehr als je trifft das auf Deutschland zu. Die Gefahr eines großen Aufstandes ist für uns eine unendlich geringe; dagegen besteht auf der anderen Seite eine viel größere Gefahr allmählicher Verschlechterung der Gesetzgebung durch den Einfluß sozialistischer Strömungen. Der Druck auf individuelle Freiheit, Verantwortlichkeit, Selbständigkeit und Unternehmungsgeist, den die Regierungsmaschinerie immer mehr ausübt, die ungemessene Vermehrung des Beamtenwesens und der bureaukratischen Einmischung, welche sich überall ins Leben eindrängt, alles das muß mit der Zeit eine rückläufige Bewegung in produktiver Wirksamkeit und nationaler Bereicherung hervorbringen. Dazu kommt noch, daß die produktive Arbeit der Nation und des nationalen Kapitals zu gleicher Zeit durch die der Sozialdemokratie entgegengesetze Aristokratie von der anderen Seite nicht minder scharf bekämpft wird.

Seit dem Jahre, gegen Ende der siebziger, als Fürst Bismarck begann, die im Jahre 1867 mit den Mittelklassen einverstandene Richtung einzuschlagen, hat er sich mehr und mehr wieder in das Lager der Junkerherrschaft zurückbegeben und systematisch den Zweck verfolgt, auf dem Wege der Gesetzgebung dem Landadel des Nordens und des Ostens zu Lasten der breiten Schichten des Volkes Vorteile zu verschaffen. Seinen Anstrengungen ist es gelungen, diesem Landadel wieder eine mächtige Stellung im Reichstage und im preußischen Landtage zu verschaffen, in welcher derselbe aus verschiedenen Gründen durch die Mitglieder der katholischen Partei sehr häufig unterstützt wird.

Ein Gesetz, wie das über die Branntweinsteuer z. B., welches jährlich 40 Millionen Mark unter die Landeigen-

tümer, und darunter solche von größtem Reichtum, verteilt, ist ohne Vorgang in der Steuergeschichte irgend eines Landes. Merkwürdigerweise hat diese Tendenz noch eher zu- als abgenommen nach Bismarcks Entlassung, als das Portefeuille der preußischen Finanzen in die Hände des Herrn Miquel kam, eines Mannes, dessen Vorleben gerade umgekehrt als vom freien Bürgergeist beseelt angesehen werden kann. Die fiskale Gesetzgebung, die er in Preußen eingeführt hat, schließt sich eng an das Bismarcksche System an: den Erwerb und die Ersparnisse der Mittelklassen zum Besten der großen Landwirte zu besteuern und diese zu einem bedeutenden Teil von dem Mittragen der Staatslasten zu entbürden. Beträchtliche Summen werden dadurch den Städten entzogen zum Vorteil der Landedelleute, welchen außerdem die höheren Chargen der Verwaltung und der Armee vorbehalten bleiben. Das Gepräge des jungen Deutschen Reiches, welches ursprünglich im Geiste der bürgerlichen Freiheit geschaffen wurde, ist nach dem ersten Jahrzehnt seines Daseins in das Gepräge eines vom Militär und Landadel beherrschten Staates umgewandelt worden, und zwischen der Aristokratie einerseits und der zunehmenden sozialistischen Propaganda andererseits steht die Bürgerklasse als ein schwacher Wall, gegen den immer mehr von diesen beiden entgegengesetzten Polen aus angedrängt wird. Es ist noch nicht lange her, daß Herr von Bennigsen in einer Reichstagsrede, die großes Aufsehen machte, darauf hinwies, daß nicht durch Gewaltmaßregeln, aber wohl durch solche Maulwurfsarbeit die Existenz der Nation gefährdet werde, und laute Klage erhob, daß das freie Bürgertum im raschen Niedergang begriffen sei. Wenn irgend jemand über den Verdacht pessimistischer Anschauung in diesen Dingen erhaben ist, so ist es dieser ausgezeichnete Mann,

dessen Hauptfehler nur darin besteht, daß er allzu gefügig sich den Übeln, die er sieht, unterwirft.

Das bisher Gesagte wird hoffentlich genügen, um dem ausländischen Leser annähernd eine richtige Idee von der gegenwärtigen Lage beizubringen und ihn davor zu bewahren, daß er den Berichten von dem gewaltsamen Vorgehen in den inneren Angelegenheiten Deutschlands Glauben schenkt, wie sie Zeitungskorrespondenten so gern ausstreuen.

Ein Ereignis, welches noch jüngst die größte Sensation hervorgerufen hat, mehr in Deutschland selbst als im Auslande, ist die stürmische und anhaltende Erregung, welche durch den Versuch der Einführung eines neuen Unterrichtsgesetzes erzeugt wurde. In der That ist dies von viel größerer Bedeutung für die inneren Angelegenheiten Deutschlands als die jüngsten Straßenunruhen in Berlin oder als die Reden des jungen Kaisers. Zwar ist der preußische Landadel eine sehr realistisch denkende Gesellschaft, die in Sachen der praktischen Politik zunächst immer auf ihre weltlichen Vorteile bedacht ist. Niemand besser als sie weiß den Wert und die Macht des Besitzes zu schätzen, während die Verehrung idealer Vorzüge niemals zu ihren Schwächen gehörte; aber sie sind deswegen doch immer Hand in Hand mit der glaubenseifrigen lutherischen Geistlichkeit gegangen und haben unbeirrt immer streng an deren Seite gefochten. Eine strenggläubige, düstere, intolerante, protestantische Kirche zählt bei ihnen zu denjenigen Institutionen, auf deren Existenz ihre eigene Klassenherrschaft mit beruht. Bismarck, welcher in den meisten Punkten dieselbe Richtung einhielt und der unter anderem sich gern für einen guten Christen ausgab, liebte es, sich auch dieser geistlichen Zeloten und ihrer weltlichen Alliierten zu bedienen, wo immer es seinen Absichten dienen konnte; ein andermal schüttelte er sie ab mit der ihm eigenen Rück-

sichtslosigkeit; bedingungslos unterwarf er sich ihnen nicht; dazu verstand er sich nie, selbst seinen ergebensten Anhängern gegenüber. Unter seinem Nachfolger änderte sich das. Derselbe ist weder ein so starker Drahtzieher noch ein so geschickter Stratege auf dem Felde der Parteikämpfe. Als Caprivi die Zügel der Regierung in die Hand nahm, sagte er, er würde mit Hilfe des Parlaments regieren, und deshalb müsse er eine Mehrheit haben. Der verstorbene Windthorst, welcher schon seinerseits eine Verständigung mit Bismarck in die Wege geleitet hatte, bot auch ihm die Stütze der Zentrumspartei, der zahlreichsten im Reichstage, von mehr als hundert Stimmen an. Caprivi war nicht abgeneigt, auf einen solchen Vorschlag einzugehen, da Windthorsts mäßigende Klugheit ihm eine Bürgschaft gegen allzu weit gehende Forderungen als Gegenleistung für solche Unterstützung zu versprechen schien. Um jedoch bei den protestantischen Preußen durch diese Annäherung an die Ultramontanen keinen Anstoß zu erregen, sah er sich genötigt, auf der anderen Seite den frommen Protestanten die Hand zu reichen. Zwar im Herzen verabscheuen sich diese beiden Parteien gegenseitig, aber sie verstehen nichts desto weniger ihre in vielen Punkten übereinstimmenden Interessen: clericus clericum non decimat. So entstand eine Mehrheit für eine starke, religiöse Reaktion in Preußen. Aber Caprivi, der ein Ehrenmann war und diese ganze Situation nur annahm, weil sie ihm die einzig brauchbare in diesem Augenblick schien, nicht ohne dabei Gewissensbedenken zu empfinden, war darauf bedacht, als eine seiner ersten Maßnahmen etwas vorzubringen, was auch das Gepräge moderner Ideen trug neben der reaktionären Notwendigkeit, der er sich fügte. Er entschloß sich offenen Blicks und mit Überzeugung, mit der ultraprotektionistischen Richtung des Bismarckschen Schutzzollsystems letzter Hand durchaus zu

brechen und sowohl im Interesse des guten Einvernehmens mit dem Ausland als der nationalen Wohlfahrt zu dem System der Handelsverträge zurückzukehren.

Er verlangte von den Schutzzöllnern nur geringe Opfer; zum wirklichen Freihandel überzugehen, durfte er entfernt nicht wagen; aber er beseitigte gänzlich die Einfuhrverbote von Vieh und Fleisch, welche unter dem Vorwand gesundheitspolizeilicher Rücksichten die ausländische Konkurrenz zu Gunsten der inländischen Landwirte unterdrückt hatten. Er führte auch ein sanfteres Regiment in Elsaß-Lothringen ein und beseitigte die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie. Ferner beschloß er, den Kronschatz der ehemaligen Könige von Hannover nicht mehr als Geheimfonds zu verwenden, und trat dem Fanatismus der enthusiastischen Kolonialnarren mit kritischer Kühlheit gegenüber; doch durfte er nicht das teure Spielzeug selbst zerbrechen, welches hochstehende politische Dilettanten zu ihrem Steckenpferde gemacht hatten. Mit diesen Anläufen jedoch schien der gute Geist, dem er sich ergeben hatte, erschöpft. In den letzten Monaten ist die Person des Kanzlers in den Hintergrund getreten, und sein Kollege im preußischen Ministerium, Graf Zedlitz, der Minister des öffentlichen Unterrichts, spielt die erste Rolle auf der politischen Bühne; er tritt vor die Zuschauer, an der einen Hand den protestantischen, an der anderen den katholischen Klerus, und kündigt ein neues Stück an, dessen Tendenz darauf hinausgeht, die Erziehung des Volks in die Hände der Geistlichen zu legen. Aber alsbald erhebt sich ein Sturm von Verwünschungen und wilden Demonstrationen gegen sein verehrtes Haupt. Die ganze Regierung wird zur Zielscheibe dieses Unwillens und vor allem der Premierminister Graf Caprivi, welcher in seiner ritterlichen Weise sich verpflichtet hält,

seinen Kollegen, den Minister des Unterrichts, zu decken, und gerade um so mehr, je mehr die öffentliche Entrüstung diesen zum Angriff ausersehen hat. Von diesem Augenblick an verlor Graf Caprivi, obwohl niemand an der Loyalität seiner Absichten zweifelte, den größten Teil seiner Popularität. Daß dies so ist, kann man am besten daraus ermessen, daß sein Vorgänger Fürst Bismarck, welcher ihn bis dahin mit den schärfsten Epigrammen verfolgt hatte, nun auf einmal sich still verhält, eingedenk dessen, daß Schweigen Gold ist. Mittlerweile geht der Lärm gegen das Schulgesetz weiter. Ein Teil des Publikums, welcher sich gegen Bismarcks Entlassung gleichgiltig verhalten hatte und zu Caprivi hinneigte, wünschte nun den alten Kanzler zurück, während andere, die den letzteren genau kennen, selbst die gegenwärtigen Wirren seiner Rückkehr vorziehen. Noch schlimmer steht es um Caprivi in dem nichtpreußischen Deutschland. Nicht bloß das gegenwärtige preußische Regiment, könnte man sagen, sondern ganz Preußen ist von Neuem in der Sympathie und Achtung des übrigen Deutschlands durch diese reaktionäre Schulvorlage wieder herabgekommen. Es hat von jeher zum Unglück Deutschlands gehört, daß in dem Staat, dessen militärische Verfassung ihn in den Stand setzte, ein einiges Reich durchzuführen, der Adel, der Offizierstand und die Geistlichkeit gar zu exklusiv und abstoßend gewesen sind.

Es ist sehr bezeichnend, daß ein so galliger Geschichtsschreiber wie Thomas Carlyle, der einzige berühmte fremde nichtdeutsche Schriftsteller ist, der sich im gegenwärtigen Jahrhundert für die preußische Verfassung begeistern konnte. Seit der Gründung des Reiches hatte die Persönlichkeit des ersten Kaisers und seines Sohnes Friedrich viel dazu beigetragen, die abstoßenden Züge des preußischen offiziellen Staatswesens zu mildern. In dem

Maß, als er ins hohe Alter vorrückte, gewann die ehrwürdige Gestalt und das bescheidene und einsichtsvolle Verhalten des ersten deutschen Kaisers die Herzen auch seiner nichtpreußischen Unterthanen. Sein Sohn zeigte sich gleichfalls als ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Fürst, der sich keine allzu große Überlegenheit zutraute, so hoch er auch von seinem Regentenberuf dachte. Die herzzerreißende Geschichte seiner Leiden und die unwürdige Verfolgung, welche sich bis an den Rand des Grabes gegen ihn richtete, trugen noch dazu bei, die Bewunderung und Sympathie der Nation für den schönen sanftblickenden Krieger zu steigern. Als sein Sohn ihm nachfolgte, war er für den weitaus größten Teil seiner Unterthanen ein verschlossenes Buch, das ohne jede Voreingenommenheit betrachtet wurde. Allerdings gab es einiges Kopfschütteln, als er, von seiner ersten Reise durch Europa zurückkehrend, die Vertreter seiner Hauptstadt, die ihn mit einer loyalen Adresse empfingen, mit harten und ungnädigen Worten traktierte, Worte, welche bei seinen jungen Jahren um so weniger gefallen konnten; aber bald darauf verlor sich dieser unangenehme Eindruck. Dann kam die Entlassung Bismarcks und gleichzeitig die Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokraten sowie die Einberufung einer internationalen Konferenz behufs Hebung der arbeitenden Klassen. Die Wirkung dieser Neuerung war verschiedenartig. Die entschiedenen Liberalen begrüßten den Abgang Bismarcks als einen vollen Gewinn für das Land; die Ultramontanen, obgleich schon lange nicht mehr im offenen Kampfe mit ihrem ehemaligen Gegner, waren doch nicht bekümmert ob seines Abganges. Auf der anderen Seite war das konservative Element des Bürgertums, in dem die Nationalliberalen vorwiegen, geradezu untröstlich. Was diesen am meisten an dem neuen Kaiser mißfiel, war,

daß er die Sache der arbeitenden Klassen auf einmal in seine Hand nehmen wollte, daß er persönlich in der Angelegenheit des Streiks der westfälischen Bergleute intervenierte, und schließlich, daß er die internationale Konferenz berief. Sie warfen ihm vor, er mache die Arbeiter schwierig und anspruchsvoll; sie waren immer begeisterte Anhänger Bismarcks gewesen und sahen seinen Abgang anläßlich der Konferenz gleichzeitig als die Ursache und als die Wirkung einer falschen Steuerung an, die sie innerlich wütend machte. Die aristokratischen Konservativen waren weder für noch gegen den Kaiser eingenommen. Der preußische Edelmann denkt vor allen Dingen zunächst an sich selbst und wartet im übrigen den Gang der Dinge ab.

Während aber die industriellen Schutzzöllner die Rückkehr zu den Handelsverträgen durchaus nicht mißbilligten, war der konservative Landadel außer sich über die damit verbundene Herabsetzung der Getreidezölle. Darum hielten sie sich vollständig von der neuen Regierung fern. Die Liberalen waren weder vertrauensvoll noch entmutigt. Die Ernennung Caprivis zum Reichskanzler schien ihnen rebus sic stantibus ein guter Gedanke, der der Menschenkenntnis und dem Verstande des Kaisers Ehre mache. Aber die Gesetzesvorlage wegen des Volksunterrichts verdarb wieder alles, und im Augenblick ist es schwer, zu sagen, in welcher Partei warme Anhänger der gegenwärtigen Regierung zu finden sind; genau besehen, müßte man sagen: in keiner. Denn obgleich die ultramontane und die orthodoxe lutherische Geistlichkeit sich über die Wendung in diesen Dingen freuen, so kann man daraus noch nicht den Schluß ziehen, daß sie ergebene Bewunderer der Person des Kaisers seien.

Das war die Lage der Dinge, als des Kaisers Rede an die Brandenburger bekannt wurde. Der Eindruck war

ein gewaltiger; man war schon über manche frühere Rede erstaunt gewesen, aber keine hatte einen so ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Es ist nicht zu viel gesagt, daß sie nirgends Wohlgefallen erregte und vielen von den einflußreichsten Anhängern der Regierung sehr ungelegen kam. Das Ausland interessierte sich lebhaft an der ganzen Bewegung; von allen Seiten bis zu diesem Augenblick stürmt die Frage heran: was sollen wir von allem denken, insbesondere, welche Schlüsse sollen wir daraus auf die Zukunft ziehen? Es ist sehr schwer, hierauf eine Antwort zu geben. Handelte es sich um irgend einen anderen Mann, so könnte man doch sagen: Worte sind nicht Thaten; aber in dem Fall des Souveräns eines mächtigen Staates, der bis jetzt wenig Neigung gezeigt hat, fremden Eingebungen zu folgen, mögen Worte mehr bedeuten als flüchtige Gedanken, die der Eingebung des Moments entspringen.

Die nächste Frage, die sich nach dieser einstellt, ist: möchte nicht dieser junge Kaiser eines Morgens die Welt in ebenso unliebsamer Weise, wie er es mit Reden gethan hat, mit Thaten überraschen, und ist nicht zu erwarten, daß in diesem Falle die Thaten in derselben Richtung gehen würden wie die Reden, d. h. in der Richtung einer höchst autokratischen Natur? Das ist die Frage, die jetzt aufgeworfen wird und nicht sehr beruhigend lautet, und es ist wohl angebracht, das so entstandene Unbehagen zu beseitigen, selbst auf Kosten dieser Reden und ihrer Bedeutung.

Der junge Kaiser ist ein Produkt seiner Zeit und ihres Geistes. Wie es so oft geschieht, hat das Beispiel seiner nächsten älteren Verwandten wenig auf ihn gewirkt; er ist weder nach seinem Großvater geartet, für den er so große Verehrung zeigt, noch nach seinem Vater. Was auf

ihn den tiefsten Eindruck gemacht hat, ist offenbar der Kultus für das Haus Hohenzollern, den so viele Geschichtsschreiber und nach ihrem Vorgange viele Millionen Deutsche zu einer mystischen Religion erhoben haben, die die Dynastie der Hohenzollern in einer bisher in der Geschichte unbekannten Hingebung verehrt. Weder von den Antoninen, noch von den Medicis, noch von den Bourbonen, noch von den Habsburgern wurde jemals in so dithyrambischen Perioden behauptet, daß jeder Regent aus ihrem Hause einfach durch die Thatsache seiner Geburt ein Muster übermenschlicher Vollkommenheit sein müsse. Das Gefühl für seine Macht, welche in Deutschland und besonders in Preußen seit dem Kriege von 1870 so hoch aufgeschossen ist, hat sich in dem regierenden Hause und in dem Träger der Krone personifiziert.

Ziehen wir dazu in Betracht die wichtige Rolle, welche dem staatlichen Eingreifen durch die jüngste Gesetzgebung zugeteilt ist, und den ungeheuren Erfolg, den Bismarck erzielte, und den die Welt nicht einmal so sehr seiner geistigen Überlegenheit als der Energie seines Willens zuschrieb — eine Auffassung, die sich in der Bezeichnung des „Eisernen Kanzlers“ verewigte — fassen wir diese drei Gesichtspunkte zugleich ins Auge: Hohenzollern, Bismarck und Willenskraft, in ihrem weitesten Sinne genommen, und vergegenwärtigen wir uns einen jungen Mann, der in dieser Atmosphäre aufgewachsen ist und in sich den Beruf fühlt, diese drei Attribute in seiner Person zusammenzufassen, so können wir uns ungefähr vorstellen, mit welchen Erwartungen von sich selbst und mit welchen Ansprüchen an die Welt der junge Souverän den Thron bestieg. Er fühlte einen unwiderstehlichen Drang, ein großer Monarch und der in sich selbst ruhende Schöpfer einer großen Epoche zu werden. Seine innere Anlage ebenso wie die Sitten

der Zeit, insbesondere der vorherrschende militärische Zug, welcher an der Entfaltung kriegerischer Schauspiele sein Genüge findet, legten ihm die Versuchung nahe, seinen hohen Beruf aufs effektvollste in Scene zu setzen. Mit der Ungeduld der Jugend sehnte er sich danach, etwas Großes zu Stande zu bringen, und richtete seine Aufmerksamkeit zunächst mehr auf ein gewaltiges Beginnen als auf ein langsames Durchführen. So setzte er sich zunächst in Bewegung, um in seinen Reisen nach den fremden Höfen die Sympathie der anderen Dynastien und Nationen im Sturmschritt zu erobern und ihnen die Größe seiner Macht vor Augen zu führen. In demselben Geiste berief er die internationale Konferenz zur Lösung der sozialen Frage und nahm die Reform des öffentlichen Unterrichts in Angriff, von dem Gedanken ausgehend, daß es vor allem gelte, die Aufgaben des Lebens mit der lebhaftesten Energie zu erfassen. Ein inneres thätiges Bedürfnis und eine Lust an Erregung und Bewegung, der Glaube, daß der Wille alles vermöge, und der Wunsch, der Welt deutlich zu zeigen, daß seine Anschauung die richtige sei, bestimmte ihn zu einer Reihe demonstrativer Unternehmungen. Selbst das Zusammentreffen mit einem dramatischen populären Dichter, wie Ernst von Wildenbruch, der ganz besonders für die Glorifikation solcher Ideen angelegt ist, war vielleicht nicht ohne Einfluß auf den Gang seiner Gedanken. Die Schauspiele, welche die Geschichte der Hohenzollern in gebundener Sprache und malerischen Scenen auf die Bühne brachten, gehören als ein Kommentar zum Totalbild dieser Epoche.

In diesem Zusammenhange müssen wir auch das Kapitel der Kaiserlichen Reden lesen, wenn wir es richtig verstehen wollen; sie stehen unter dem Zeichen desselben Dranges, die Ereignisse zu gestalten und der Welt Ent-

würfe vorzuführen, deren gesetzliche Durchführung zu große Schwierigkeiten hat. Wir würden dem jungen Monarchen Unrecht thun mit der Annahme, daß das Hochgefühl seiner eigenen Macht und Verstandesschärfe, wie es aus seinen Reden entnommen werden könnte, auch auf Neigung zu gewaltsamen Thaten hinweise. Die, welche ihn persönlich näher kennen, sagen, daß in seinem Privatleben und im Verkehr mit seiner Umgebung er ein jovialer, liebenswürdiger, einfacher und natürlicher Mensch ist, keine Spur einer düsteren oder despotischen Natur; nur wenn er in offizieller Form vor seinem Volke erscheint, nimmt seine äußere Haltung den Ausdruck von majestätischer und selbstbewußter Feierlichkeit an, welche die Maler in seinen Bildnissen wiedergegeben haben. Was beim Lesen seiner auffälligen Reden so viel Unbehagen in der Welt verbreitete, war die Furcht, es möchte ein übereiltes Wort oder eine übereilte Handlung einen europäischen Krieg heraufbeschwören. Alle die, welche sich im Stande fühlen, sich eine Meinung über seinen Charakter zu bilden, kommen bis jetzt darin überein, daß Wilhelm II. mit all seinem Sinn für kriegerische Macht und kriegerischen Pomp doch tief durchdrungen ist von der Überzeugung, daß es seine unermeßlich heilige Pflicht ist, den Frieden zu bewahren. Wenn es sich so verhält, so können wir ruhig das Übrige der künftigen Entwickelung der Dinge überlassen.

Druck von Rosenbaum & Hart, Berlin W., Wilhelmstraße 47.





